UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

LG
5334Hoe

Schillers
Sämtliche Werke

Dritter Band

Herausgeber: Conrad Höfer

1235-5-3
22/7/12

Georg Müller Verlag München und Leipzig
1911

Herausgeber: Dr. Conrad Höfer

Inhalt des dritten Bandes

Seite

Gedichte. 1785—1787 . . . . . 1—29
Freigeiſterei der Leidenſchaft 1
Reſignation 4
An die Freude 8
An Körner. [In deſſen Exemplar der Anthologie. 1785] 12
An Körner. [Unſerm teuren Körner. Am zweiten des Julius 1785] 12
An Körner. [Zu deſſen Hochzeit, 7. Auguſt 1785] 14
Bittſchrift 19
Die unüberwindliche Flotte 21
Wechſelgeſang 23
An Henriette Eliſabeth von Arnim 25
H. v. T. ins Stammbuch 26
An Karoline Schmidt 27
Prolog 28
Fragment aus der Oper „Oberon" 30
Dramatiſcher Geburtstagsſcherz für Körner. [Zum 2. Juli 1787] . . . . . 31—39
Philoſophiſche Briefe. 1786 . . . . . 40—69
Vorerinnerung 40
Julius an Raphael 42 45
Raphael an Julius 47
Julius an Raphael. [Theoſophie des Julius] 49
Raphael an Julius 65
Aus den Briefen. 1785—1787 . . . . . 70—161
An Heribert von Dalberg 70
An Gottfried Körner und ſeinen Kreis 72
An Ferdinand Huber 78
An Heribert von Dalberg 81
An Ferdinand Huber 82 84
An Chriſtian Schwan 85
An Gottfried Körner 88 92 98
Begleitworte zu Schillers Hochzeitsgeſchenk für Gottfried und Minna Körner 100
Für Körner und Minna 101
An Gottfried Körner 102 103 104

An Ferdinand Huber 105
An Friedrich Kunze 107
An Chriſtophine Schiller 109
An Ferdinand Huber 111
An Georg Göſchen 115 117
An Friedrich Kunze und Frau 117
An Georg Göſchen 118 119
An Frau Kunze 121
An Reinwald 123
An Gottfried Körner 126 130 133
An Ferdinand Huber 134 136
An Reinwald 138
An Chriſtoph Martin Wieland 140
An Friedrich Kunze 141 142
An Henriette von Wolzogen 142
An Georg Göſchen 144
An Friedrich Schröder 144
An Reinwald 147
An Georg Göſchen 148 149 151
An Friedrich Schröder 153
An Gottfried Körner 155 156 158 159

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geſchichte . . . . . 162—188

Philipp der Zweite, König von Spanien. [Von Mercier] . . . . . 189—210

Der Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O. 211—357
Erſtes Buch 211
Zweites Buch 271

Dom Karlos, Infant von Spanien. [Bruchſtücke aus der Thalia, 1785—1787] . . . . . 358—551
Widmung 358
Vorwort 359
Dom Karlos 363

Freigeiſterei der Leidenſchaft.*

Als Laura vermählt war im Jahr 1782.

Nein — länger, länger werd ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
Den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

Geſchworen hab ichs, ja, ich habs geſchworen,
Mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kranz. Er ſei auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück, und laß mich ſündigen.

Sieh, Göttin, mich zu deines Thrones Stufen,
Wo ich noch jüngſt, ein frecher Beter, lag,
Mein übereilter Eid ſei widerrufen,
Vernichtet ſei der ſchreckliche Vertrag,

* „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſein, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann: und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſein, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten. S."

Den du im ſüßen Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangſt,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
Betrügeriſch aus meinem Buſen rangſt.

Wo ſind die Feuer, die elektriſch mich durchwallten,
Und wo der ſtarke, kühne Talisman?
In jenem Wahnwitz will ich meinen Schwur dir halten,
Worin ich unbeſonnen ihn getan.

Zerriſſen ſei, was du und ich bedungen haben,
Sie liebt mich — deine Krone ſei verſcherzt.
Glückſelig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich, den tiefen Fall verſchmerzt.

Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert ſtill mein heldenmütiges Entſagen,
Und großmutsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrecher mich,
Gibts in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Gibts einen andern ſchönern Lohn — als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Entſetzliches Geſchick!
Der einzge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick!

Des wolluſtreichen Giftes voll — vergeſſen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag ich es ſtumm, an meinen Buſen ſie zu preſſen,
Auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß,

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los,

Jetzt schlug sie laut, die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick,

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missetat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die errötende Natur bereut.

O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüßgen Geist entraten,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe oder lerne Geiſter morden
Und flüchte mich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmütigſter der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſollten meine Qualen nur belohnen,
Und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hätten ſie als den Allguten mir geprieſen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Tränen machſt du dich bezahlt?

Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne ſoll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer ſeinen Lohn dahin!

Reſignation.

Eine Phantaſie.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeſchworen,
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh ich schon auf deiner Schauerbrücke,
Ehrwürdge Geistermutter — Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
Mein Lauf ist aus. Ich weiß von keiner Seligkeit.

Vor deinem Thron erheb ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier — spricht man — warten Schrecken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir,
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, ſo teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir.
Jenſeits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ —
Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab ſie ihr.

„Du ſiehſt die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen.
Wenn Erd und Himmel trümmernd auseinander fliegen,
Daran erkenne den erfüllten Schwur.“

„Die Schuldverſchreibung lautet an die Toten,“
Hohnlächelte die Welt,
„Die Lügnerin, gedungen von Deſpoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du biſt nicht mehr, wenn dieſer Schein verfällt.“

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterſt du? Was ſollen deine Götter,
Des kranken Weltplans ſchlau erdachte Retter,
Die Menſchenwitz des Menſchen Notdurft leiht?

„Ein Gaukelſpiel, ohnmächtigen Gewürmen
Von Mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer, angeſteckt auf hohen Türmen,
Die Phantaſie des Träumers zu beſtürmen,
Wo des Geſetzes Fackel dunkel brennt.

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangſt?
Ehrwürdig nur, weil ſchlaue Hüllen ſie verſtecken,
Der Rieſenſchatten unſrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewiſſensangſt;

„Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten,
Die Mumie der Zeit
Vom Balſamgeiſt der Hoffnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn — Unſterblichkeit?

„Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
Gabſt du gewiſſe Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
Der Meldung tat von der Vergelterin?“ —

Ich ſah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Toter kam aus ſeiner Gruft geſtiegen,
Und feſt vertraut ich auf den Götterſchwur.

All meine Freuden hab ich dir geſchlachtet,
Jetzt werf ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb ich meine Kinder“,
Rief unſichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen“, rief er — „hört es, Menſchenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

„Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konnteſt deine Weiſen fragen,
Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert geteilt;
Bettler werden Fürſtenbrüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein;
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod.
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt,
Über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt!

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächtgen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die beſſre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſts, ihnen gleich zu ſein.
Gram und Armut ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſei vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſei verziehn,
Keine Träne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut — —

Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist.

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heilgen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein:
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Rettung von Tyrannenketten,
Großmut auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Toten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein,
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitre Abſchiedsſtunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen ſanften Spruch
Aus des Totenrichters Munde!

An Körner.

In deſſen Exemplar der Anthologie. 1785.

Ihr waret nur für Wenige geſungen,
Und Wenige verſtanden euch.
Heil euch! Ihr habt das ſchönſte Band geſchlungen,
Mein ſchönſter Lorbeer iſt durch euch errungen —
Die Ewigkeit vergeſſe euch.

An Körner.

Unſerm teuren Körner. Am zweiten des Julius 1785.

Sei willkommen an des Morgens goldnen Toren,
Sei willkommen unſerm Freudegruß,
Dieſes Tages holder Genius,
Der den Vielgeliebten uns geboren!
In erhabener Pracht —
Schimmernd tritt er aus der Nacht
Wie der Erdenſöhne keiner,
Groß und trefflich, wie der Sieben einer,
Die am Throne dienen, ſchwebt er her.
„Streut mir Blumen — — ſeht, da bin ich wieder,"
(Ruft er lächelnd von dem Himmel nieder),
„Streut mir Blumen — ich bin's wieder,
Der den Teuren euch gebar;

Ich bin mehr als meine andern Brüder,
Ihren Liebling nennt mich weit und breit
Unſre Mutter — Ewigkeit."
(Stolz und Würde ſprach aus der Gebärde.)
„Einen Edeln gab ich dieſer Erde!
Fühlt die Menſchheit, wen ich ihr geboren?
Kennt die Erde meinen Liebling ſchon?
Oder ſchallen leiſer in der Menſchen Ohren
Seine Taten als vor Gottes Thron?
Las die Welt in ſeiner ſchönen Seele?
Beugte ſich vor ſeiner großen Seele
Ehrerbietig ſein Jahrhundert ſchon?
Wuchſen zur Vollendung auf die Keime,
Die ich damals in ſein Herz geſät?
Iſt die Welt ſo ſchön wie ſeine Träume?
Fand er dieſen, der ihn ganz verſteht?
O, dann laßt mich ſtolzer durch den Himmel ſchweben:
Ich hab ihn gegeben!

Jetzt vollend ich meinen Sonnenlauf,
Aber hinter meinem Rücken leuchtet
Schon ein neuer — ſchönrer Morgen auf.
Einen Engel tragen ſeine goldnen Flügel,
In des Engels ſilberklarem Spiegel
Liegt ein Himmel — und die Ewigkeit.
Schamrot ſtürz ich in das Meer der Zeit;
Nur das Leben
Konnt ich meinem teuren Liebling geben —
Dieſer Engel — wie erbleicht mein Ruhm —
Wandelts in Elyſium."

Der Seraph ſprachs — — — Du liegſt in unſern Armen —
Wir fühlen, daß du unſer biſt.

An Körner.

Zu deſſen Hochzeit, 7. Auguſt 1785.

Heil dir, edler deutſcher Mann,
Heil zum ew'gen Bunde!
Heute fängt dein Himmel an,
Sie iſt da, die Stunde!
Sprich der blaſſen Mißgunſt Hohn
Und dem Kampf der Jahre,
Großer Tugend großer Lohn
Winkt dir zum Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
Was die Meinung weihet,
Was des Toren Wünſche ſtillt,
Was der Geck oft freiet;
Reichtum nicht und Ahnenruhm,
Nicht verbotne Triebe —
Nein, in dieſes Heiligtum
Führte dich nur Liebe.

Nach der Menge Lobgeſang
Haſt du nie geſchmachtet,
Der Gewohnheit Kettenklang
Haſt du nie geachtet.
Ehrſucht mag um Ehre frein,
Gold ſich Gold vermählen,
Liebe will geliebet ſein,
Seelen ſuchen Seelen.

Deinem großen Schwur getreu
Trotzeſt du Verächtern;
Männlich ſtolz gingſt du vorbei
An der Mode Töchtern.

Flitterputz und Tändelein
Mag der Stutzer lieber;
Doch du wollteſt glücklich ſein,
Und du gingſt vorüber.

Weiberherzen ſind ſo gern
Käſtchen zum Verieren,
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren;
Hundert werden aufgetan,
Neunundneunzig trügen,
Aber nur in einem kann
Die Juwele liegen.

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die ſich ſelbſt nur liebet,
Ewig mit dem Spiegel ſpricht,
Sich in Blicken übet,
Geizig nach dem Ruhm der Welt,
In der neuen Robe
Stolzer, ſchöner ſich gefällt
Als in deinem Lobe.

Keine witzge Spötterin,
Keiner Gauklertruppe
Zugeſtutzte Schülerin,
Keine Modepuppe,
Keine, die mit Bücherkram
Ihre Liebe pinſelt,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Aus Romanen winſelt.

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die nach Siegen trachtet,

Männerherzen Netze flicht,
Deines nur verachtet,
Die bei Spiel und bunten Reihn,
Aſſembleen und Bällen,
Freuden ſuchet, die allein
Aus dem Herzen quellen.

Glücklich macht die Gattin nur,
Die für dich nur lebet
Und mit herzlicher Natur
Liebend an dir klebet;
Die, um deiner wert zu ſein,
Für die Welt erblindet
Und in deinem Arm allein
Ihren Himmel findet;

Jauchzet, wenn du fröhlich biſt,
Trauert, wenn du klageſt,
Lächelt, wenn du freundlich ſiehſt,
Zittert, wenn du wageſt;
Die in ſchöner Sympathie
Dein Gefühl erreichet
Und in Seelenharmonie
Deiner Minna gleichet.

Sie allein iſt dir genug,
Welten kannſt du miſſen;
Wunden, die das Schickſal ſchlug,
Heilet ſie mit Küſſen.
Deine Wonne ſendet ſie
Mit dem Engelblicke
Schweſterlicher Sympathie
Wuchernd dir zurücke.

Wenn die ernſte Männerpflicht
Deinen Geiſt ermüdet,
Wenn der Sorgen Bleigewicht
Finſter auf dir brütet,
Falſche Freunde von dir fliehn,
Feinde dich verhöhnen,
Wetter dir entgegenziehn,
Donner um dich dröhnen,

Wenn dein ganzer Himmel fällt,
Wenn dein Engel weichet,
Wenn um dich die ganze Welt
Einer Wüſte gleichet:
O, dann wird ihr ſanfter Blick
Dir Erquickung fächeln;
Die Verzweiflung tritt zurück,
Weicht vor ihrem Lächeln.

Nie wird dieſer Bund vergehn,
Keine Zeit ihn mindern,
Schöner wird er auferſtehn
In geliebten Kindern.
Wenn die Freuden untergehn,
Die dir heute ſcheinen,
Wirſt du froh dich wiederſehn
In den lieben Kleinen.

Ausſicht voll von Seligkeit! —
Mit prophet'ſchen Blicken
Seh ich in die künftge Zeit,
Sehe mit Entzücken
Töchter, reizend, ſanft und gut,
Nach der Mutter Bilde,
Söhne von des Vaters Blut,
Feurig, kühn und milde.

Lieblich, wie ein Roſenflor
An den Gartenwänden,
Herrlich wachſen ſie empor
Unter deinen Händen,
Freudentränen im Geſicht
Sammelſt du die Blüten,
Wie der Gärtner Blumen bricht,
Die ihn oft bemühten.

Dich ereilt der Jahre Ziel,
Deine Kräfte ſchwinden,
Unſres Lebens kurzes Spiel
Muß zuletzt doch enden.
Um dein Bette drängt ſich dann
Eine ſchöne Jugend,
Dein Gedächtnis, edler Mann,
Lebt in ihrer Tugend.

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüſte würgen im Genuß,
Ehre ſpeiſt mit Schatten; —
Weisheit tötet oft die Glut
Unſrer ſchönſten Triebe,
Tugend kämpft mit heißem Blut,
Glücklich macht nur Liebe!

Preiſt den armen Weiſen nicht,
Der ſie nie empfunden,
Dem des Lebens Traumgeſicht
Ohne ſie verſchwunden,
Deſſen rauhe Seele nie
In der Gattin Armen
Schmolz in ſüßer Sympathie —
Weinet um den Armen,

Der die Wonne nie gekannt,
Nie der Liebe Gaben,
Den man Vater nie genannt,
Kinderlos begraben.
Wer in Amors ſüßen Bann
Nie ſich hingegeben,
Was verſpricht der arme Mann
Sich vom andern Leben?

Sei's ein Weiſer, ſei's ein Held,
Still und ſchnell vergeſſen
Schleicht er zu der Unterwelt
Und iſt nie geweſen. —
Freund, du haſt auf Gott vertraut,
Gott hat dich belohnet!
Frage deine frohe Braut,
Wo dein Himmel wohnet.

Unauslöſchlich, wie die Glut
Deiner reinen Triebe,
Unerſchüttert, wie dein Mut,
Stark, wie deine Liebe,
Ewig, wie du ſelber biſt,
Daure deine Freude;
Wenn die Sonne nicht mehr iſt,
Liebe noch wie heute!

Bittſchrift.

Untertänigſtes Pro memoria an die Konſiſtorialrat Körneriſche weibliche Waſchdeputation in Loſchwitz, eingereicht von einem niedergeſchlagenen Trauerſpieldichter.

Dumm iſt mein Kopf und ſchwer wie Blei,
Die Tobaksdoſe ledig,
Mein Magen leer — der Himmel ſei
Dem Trauerſpiele gnädig.

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feur soll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger? — —
O Phöbus, hasseſt du Geſchmier,
So wärm auch deine Sänger.

Die Wäſche klatſcht vor meiner Tür,
Es ſcharrt die Küchenzofe —
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hofe.

Ich ſteige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh ich Madrid — am Königsſchloß
Hab ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — ſiehe da! — belauſche
Die junge Fürſtin Eboli
In ſüßem Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt,
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterluſt,
Doch in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib Triumph,
Schon hör ich — Tod und Hölle!
Was hör ich? — einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg iſt Traum und Feerei —
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Teufel ſoll die Dichterei
Beim Hemderwaſchen holen.

Gegeben
in unſerm jammervollen
Lager
ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirtſchafts-Dichter.

Die unüberwindliche Flotte.

Sie kömmt — ſie kömmt, des Mittags ſtolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tauſend Donnern naht ſie dir —
Ein ſchwimmend Heer furchtbarer Zitadellen
(Der Ozean ſah ihresgleichen nie),
Unüberwindlich nennt man ſie,
Zieht ſie einher auf den erſchrocknen Wellen;
Den ſtolzen Namen weiht
Der Schrecken, den ſie um ſich ſpeit.

Mit majeſtätiſch-ſtillem Schritte
Trägt ſeine Laſt der zitternde Neptun,
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht ſie heran, und alle Stürme ruhn.

Dir gegenüber ſteht ſie da,
Glückſelge Inſel — Herrſcherin der Meere,
Dir drohen dieſe Galionenheere,
Großherzige Britannia.
Weh deinem freigebornen Volke!
Da ſteht ſie, eine wetterſchwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürſten dich gemacht?
Haſt du nicht ſelbſt, von ſtolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgeſetze weiſeſtes erdacht,
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürſten deine Bürger macht?
Der Segel ſtolze Obermacht
Haſt du ſie nicht von Millionen Würgern
Erſtritten in der Waſſerſchlacht?
Wem dankſt du ſie — errötet Völker dieſer Erde —
Wem ſonſt als deinem Geiſt und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick hin auf dieſe feuerwerfenden Koloſſen,
Blick hin und ahnde deines Ruhmes Fall,
Bang ſchaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen ſchlagen,
Und alle gute ſchöne Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott der Allmächtge ſah herab,
Sah deines Feindes ſtolze Löwenflagge wehen,
Sah drohend offen dein gewiſſes Grab —
Soll, ſprach er, ſoll mein Albion vergehen,
Erlöſchen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felſendamm
Zuſammenſtürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet ſein von dieſer Hemiſphäre?
Nie, rief er, ſoll der Freiheit Paradies,
Der Menſchenwürde ſtarker Schirm verſchwinden!
Gott der Allmächtge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwei letztern Verſe ſind eine Anſpielung auf die Medaille, welche Eliſabeth zum Andenken ihres Sieges ſchlagen ließ. Es wird auf derſelben eine Flotte vorgeſtellt, welche im Sturm untergeht, mit der beſcheidenen Inſchrift: Afflavit Deus et dissipati sunt.

Wechſelgeſang.

Leontes.

Delia — Mein dich zu fühlen!
Mein durch ein ewiges Band.
Göttern auf irdiſchen Stühlen
Gönn ich den dürftigen Tand.
Dich in die Arme zu drücken —
O wie verdien ich mein Glück?
Geb ich auch dir dies Entzücken,
Dir dieſer Seligkeit Fülle zurück?

Delia.

Ach nur ein einziges Leben,
Teurer Leontes, iſt mein.
Tauſende, könnt ich ſie geben,
Tauſende wollt ich dir weihn.
Einmal nur kann ich mich ſchenken,
Einmal durchſchauert von Luſt,
Einmal auf ewig nur ſinken,
Sinken an deine hochſchlagende Bruſt.

Beide.

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glühenden Dank dir: du lehrteſt uns wählen,
Glühenden Dank für dein beſtes Geſchenk.

Leontes.

Delia, da wir uns fanden,
Hört ich den himmliſchen Ruf:
„Willſt du mein Himmelreich ahnden,
Liebe dies Mädchen! Ich ſchuf.

Menſchen, beſudelt von Sünden,
Bleibt meine Gottheit verhüllt.
Willſt du den Ewigen finden,
Such ihn in dieſem beſcheidenen Bild".

Delia.

Da mir Leontes erſchienen,
Flüſterten Engel mir ein:
„Trockne die heimlichen Tränen,
Mädchen, der Jüngling iſt dein.
Aus den erwärmenden Sonnen
Seines beſeelenden Blicks
Sind deine Himmel geſponnen,
Fließen dir Strahlen unſterblichen Glücks."

Beide.

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glühenden Dank dir: du lehrteſt uns wählen,
Glühenden Dank für dein beſtes Geſchenk.

Delia.

Wenn wir uns liebend umſchlingen,
Küſſe vor Küſſen entfliehn,
Flattern auf eilenden Schwingen
Goldene Stunden dahin.
Mir reicht Leontes die Hände
In den gefürchteten Kahn,
Weil ich Leontes dort finde,
Locken Elyſiums Fluren mich an.

Leontes.

Stille Vergnügungen (pflücken
Wird der Verſchwender ſie nie)

Klimmen empor zum Entzücken,
Teil ich mit Delia ſie.
Pfeile, die fern auf mich zielen,
Wehrt deine Liebe zurück.
Schmerzen, die ſtill mich durchwühlen,
Schmelzen an deinem empfindenden Blick.

Beide.

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glühenden Dank dir: du lehrteſt uns wählen,
Glühenden Dank für dein beſtes Geſchenk.

An Henriette Eliſabeth von Arnim.

2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen,
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug!
Der Anfang unſrer Freundſchaft war nur — Schein,
Die Fortſetzung ſoll Wahrheit ſein.

In dieſes Lebens buntem Lottoſpiele
Sind es ſo oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundſchaft ſtolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsſtunde treulos fliehn.

Oft ſehen wir das Bild, das unſre Träume malen,
Aus Menſchenaugen uns entgegenſtrahlen:
Der, rufen wir, der muß es ſein!
Wir hoffen es — und es iſt Stein.

Den edlen Trieb, der weichgeſchaffne Seelen
Magnetiſch aneinander hängt —
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen zwingt —
Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſich das Paradies entbehrt —
Den edlen Trieb — du haſt ihn ganz empfunden,
Der Freundſchaft ſeltnes, ſchönes Los iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden:
Die Freundin eines Freunds zu ſein.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen.
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängnis uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündnis ſein.
Ich kann dir nichts als treue Freundſchaft geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt.
Dich zu verdienen, will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennſt.

H. v. T. ins Stammbuch.

Hier, wo deine Freundſchaft guten Menſchen
Ihre beſſern Schätze aufgehäuft,
Wenn der Geiz mit nimmerſatten Wünſchen,
Durſtgen Blicken totes Gold durchſchweift,

Hier willſt du ein Bürgerrecht mir geben,
Haben wir uns denn gekannt?
Knüpft ein flüchtiges Vorüberſchweben
Der Empfindung ewig feſtes Band?
Schnell verfliegt der Morgentraum des Lebens,
Ach, und eines Menſchen Herz iſt klein,
Und wir ſammeln für den Traum des Lebens
Geizig, wie für ein Jahrtauſend ein.
Dieſe Habſucht, würdig ſchöner Seelen,
Nie auf dieſer Welt wird ſie geſtillt.
So viel Schätze können wir nicht zählen,
Einen nur hieß uns der Himmel wählen,
Unſer Ebenbild.

An Karoline Schmidt.

In ein Exemplar des Dom Karlos. Sommer 1787.

Kein Lebender und keine Lebende
Saß dieſem Bild, der ſüßen Sympathie
Und Freundſchaft aufgeſtellt. Aus nicht vorhandnen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nicht —
Ein volles Herz und warme Phantaſie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig widerklingt,
Aus deinem Auge ſchöne Tränen zwingt,
Wenn es in ſtillen, ſchwärmeriſchen Stunden
In ſanfter Rührung dich erweicht:
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Karoline, gleicht.

Prolog.

Zur Wiedereröffnung des Theaters in Weimar am 8. November 1787, geſprochen von der damals neunjährigen Chriſtiane Neumann.

Der Frühling kam. Wir flohen in die Ferne.
Der großen Freudegeberin Natur
Verließen wir den ſchönen Schauplatz gerne.
Sie flieht, und ſchmucklos liegt die Flur.
Ein düſtrer Flor ſinkt auf die Erde nieder,
Sie flieht — und wir erſcheinen wieder.
An ihre Freuden wagen wir
Die unſrigen beſcheiden anzuſchließen,
Das bange Lebewohl von ihr
Vielleicht durch unſre Spiele zu verſüßen,
Durch frohen Scherz und ein gefühltes Lied
Des Winters traurge Nächte zu betrügen
Und edle Menſchen edel zu vergnügen; —
Was Mode, Zwang und Schickſal ſchied,
Durch ſüße Angſt und wonnevolles Weinen
In Banden ſchöner Gleichheit zu vereinen,
Auf wen'ge Augenblicke nur
Der Menſchheit ſchönes Jubelfeſt zu feiern,
Den ſüßen Stand noch einmal zu erneuern,
Den erſten Stand der heiligen Natur.
Wir, die mit Zittern vor den Pöbel
Der Afterkenner uns gewagt —
Wir nahen Ihnen unverzagt,
Wir ſtehen kühn und dreiſt vor Ihnen!
Wir fürchten nichts. Nur kleine Geiſter ſpotten
Des zagenden Talentes: ſie allein
Sind reich durch fremde Armut, rein
Durch fremde Schuld; ſie brauchen mühſam durch
Verkleinerung der andern ſich zu heben!

Der große Mann verachtet nicht!!
Der gnädigſte von allen Richtern iſt
Der Kenner! — Was der große Mann vermißt,
Erſetzt er gern von ſeinem Überfluſſe!
Er winkt mit freundlichſanftem Gruße
Dem zagenden Talent hervor,
Mit großmutsvollem Wohlgefallen
Trägt er die junge Kunſt empor!
In ſeine Hände bitten wir zu fallen!
Doch ſchweige über uns — der Tor!

Dies Haus — und dieſe glänzende Verſammlung
Sah unſern Anfang — und verzieh!
Was wir geworden, wurden wir durch ſie!
Wir geben ihr, was ſie uns gab, zurücke. — —
Wird ſie die Blume, die ſie ſelbſt
Mit eigner Hand gezogen, die
Zu ihren Füßen dankbar blüht, zertreten?
Das wird ſie nicht! — In Wüſten, wo man ſie nicht ſuchte,
Erfreut uns eine wilde Roſe mehr,
Als in Heſperiens verſchwenderiſchen Gärten
Ein ganzes Blumenheer.

Die Muſe, noch zu furchtſam, ſich zu zeigen,
Schickt mich voran — ein Sinnbild ihrer Schwäche
Und ihrer Schüchternheit — ein Kind!!

Was Männer nicht erbitten dürfen, darf
Ein Kind vielleicht erflehen. Seine Unſchuld
Beſticht, entwaffnet den gerührten Richter.
Die fürchterliche Wage ſinkt
Aus ſeinen Händen. Er vergißt, daß er
Gerecht ſein wollte, und verzeiht.

Fragment aus der Oper „Oberon"

Schiller an Körner, 19. Dezember 1787: „Weil du mir neulich von der Oper Medea ſchriebſt, ſo muß ich dir ſagen, daß ich Wieland habe verſprechen müſſen, den Oberon doch noch zu bearbeiten, und ich halte es wirklich für ein treffliches Sujet zur Muſik. Es wird hier ein Muſikus Kranz von Reiſen zurückerwartet, der ſehr große Erwartungen erregt, und dem ich es auch wahrſcheinlich übergebe."

Scherasmin.

Ich wag's mit jedem andern.
Den Tigern und den Panthern
. . . . . .
Das Blut von zehen Rieſen
Sah meine Lanze fließen
. . . . . .

Tartaren — Sarazenen
Und allen Weiberſöhnen
Will ich entgegengehn.
Nur bitt ich mit Dämonen
Mich gütigſt zu verſchonen,
Die keinen Spaß verſtehn.

Im Hui iſt man verwandelt
Gebiſſen und tarandelt
. . . . . .

Was hilft mir Schwert und Lanze
Beim wilden Hexentanze,
Die haben weder Fleiſch noch Bein!
Und dann um eine Hand voll Haare
. . . . . .
Aus deinem ſilbergrauen Bart
. . . . . .
. . . . . .
Ich bringe beides wohlbewahrt.

Dramatiſcher Geburtstagsſcherz für Körner

Zum 2. Juli 1787.

Schiller

1. als Schiller.

Sommermancheſter. Gelbe Pantoffel. Tobak.

2. als Seifenbekannter.

Schuh und Strümpfe. Noten. Hut.

3. als Wolfin.

Weiberrock. Saloppe. Haube.

4. Schuhmacher.

Mantel. Stiefel. Schuhe.

5. Kandidat.

Schwarze Weſte. Diſſertation. Schuhe und Strümpfe. Schwarzer Rock.

Körners Studierzimmer.

Ein Schreibtiſch. Einige Seſſel. Bücher. Alte Kleider. Wäſche.

Körner im Schlafrock und Pantoffel, ſtehend vor einem Tiſche ſchreibend, dann aufſtehend. Endlich doch ein Vormittag, der mein iſt. Ich will ihn auch benutzen. Ruft. Gottlieb!

Gottlieb tritt auf. Herr Doktor!

Körner fortſchreibend. Raſieren!

Gottlieb ſetzt einen Stuhl, zieht Meſſer ab, macht Seife an uſf.

Schiller tritt auf. Guten Morgen, Körner.

Körner. Guten Morgen — nun?

Schiller. Schreibſt du an Göſchen heute?

Körner. Natur! Du ſchickſt Manuſkript fort?

Schiller. Ich komme eben, deinen Raphael abzuholen.

Körner. Ja, ja. Wir wollen ſehen.

Schiller. Du haſt ihn doch fertig, Körner?

Körner. Auf meinem Schreibtiſch liegt, was ich gemacht habe.

Schiller ſucht, lieſt. „Ein Glück wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zuviel für ein menſchliches — — —" Wo gehts denn fort?

Körner. Das iſt alles.

Schiller. Ach du lieber Gott! — Da bin ich wieder angeführt.

Körner. Laß nur gut ſein. Ich habe noch Zeit bis zum Konſiſtorium.

Schiller. Den Augenblick ſchlägts neun Uhr.

Körner. Mach er, Gottlieb! Mach er! —

Minna tritt auf. Da ſteht er wieder und hält meinen Mann auf. Sieht er denn nicht, daß er ins Konſiſtorium muß? — Hanswurſt!

Schiller. Nu! nu! Ich ſage nur —

Minna ſteht lange in einer arbeitenden Stellung, endlich mit ſchröcklichem Durchbruch. Allzeit! —

Körner. Bis ruhig, Miezchen. Ich habe noch Zeit genug.

Gottlieb. Es klopft jemand.

Körner. Gottlieb, ſeh er nach. Gottlieb hinaus.

Gottlieb kommt gleich wieder. Der Seifenbekannte, Herr Doktor!

Minna und Schiller ab.

Körner. Muß mir denn der juſt jetzt über den Hals kommen! Laß er ihn rein.

Seifenbekannter tritt auf. Ich mache dem Herrn Oberkonſiſtorialrat meine untertänige Empfehlung! — Da bring ich Muſikalien.

Körner. Dank Ihnen! Herr — — Mein Herr! Wollen Sie es nur dorthin legen.

Seifenbekannter. Eine Symphonie von Hall ist darunter, die dem Herrn Oberkonsistorialrat gewiß gefallen wird.

Körner. So! So!

Seifenbekannter. Wenn der Herr Oberkonsistorialrat etwas von Sonaten brauchen? Ich habe eine prächtige von Gluck!

Körner. Sehr obligiert! — Ich habe Ihnen auch noch einen Akt von Karlos zu bezahlen.

Seifenbekannter. Nach Bequemlichkeit, Herr Doktor, nach Bequemlichkeit!

Körner. Ich bin jetzt nur ein wenig pressiert.

Seifenbekannter empfiehlt sich. Ich will nicht inkommodieren, Herr Oberkonsistorialrat. Es kann anstehen bis morgen. Empfehle mich ganz ergebenst.

Professor Becker tritt auf.

Becker mit einem Kupferstich. Schönen guten Morgen.

Körner. Bon jour, Professor. Was bringen Sie da Neues?

Becker. Einen ..... Ein vortreffliches Blatt!

Körner. Ein braves Blatt!

Becker. Ich und die russische Kaiserin sind jetzt die einzigen in Europa, die noch Abdrücke davon haben.

Körner. Ein tüchtiges Blatt!

Becker. Das meinige aber ist das beste.

Körner. Ja, ja.

Minna tritt auf. Mach, daß du fertig wirst, Körner. Neun Uhr ist vorbei.

Körner. Gleich! gleich!

Minna. Guten Morgen, Professor. Wie stehts mit der Gesundheit?

Becker. Passiert. Diesen Morgen hab ich mir ein Geschwür aufschneiden lassen.

Minna speit sich und läuft davon.

Körner. Nichts Neues, Professor?

Becker. Nichts, als daß wir Adelung hieher bekommen!

Körner. Iſts richtig? — Das iſt eine ſcharmante Akquiſition!

Becker. Die ganze Sache iſt durch mich gegangen. Ich war zum Diner beim Miniſter Gutſchmidt, wo wir Langes und Breites darüber ſprachen.

Körner. A propos, lieber Becker. Ich habe da von Leipzig einen raren Elefantenzahn überſchickt bekommen —

Gottlieb. Es pocht jemand, Herr Doktor. Hinaus.

Becker. Die Stelle iſt mir angetragen worden, aber was ſollſt du einem andern das Brot nehmen, dacht ich. Adelung verdient Aufmunterung —

Gottlieb kommt zurück. Ihr Bedienter, Herr Profeſſor. Becker ab. Die Journale für Neumann.

Körner. Dort unterm Tiſch — in der Wäſche. Such er ſie zuſammen.

Dorchen tritt auf. Das Wirtſchaftsgeld iſt alle, Körner. Du mußt mir neues geben.

Körner. Wieviel brauchſt du?

Dorchen. Drei Taler für den Buttermann. Sechs für den Fleiſcher.

Körner. Donner auch! — Was iſt heute?

Dorchen. Montag.

Körner. Da muß ein Brief kommen von Weber!

Gottlieb. Mademoiſelle, der Zeitungsmann!

Dorchen eilt hinaus.

Körner. Wer pocht ſchon wieder?

Gottlieb. Der Schuhmacher und Schneider Miller.

Körner. Juſt zur Unzeit. Sollen rein kommen!

Schneider Miller, Schuſter treten auf.

Beide. Schönen guten Morgen, Herr Oberkonſiſtorialrat.

Körner. Schönen Dank!

Schuſter. Ich möchte gern das Maß nehmen zu den Stiefeln.

Schneider. Und ich die Weſte anprobieren.

Körner. Ja! Gleich!

Minna tritt auf. Mach! Mach, Körner, daß du in die Session kommst. Eben hats zehn nur geschlagen.

Körner. Ich bin auch gleich fertig. Gib mir einen Kuß, kleine Maus.

Minna. Willst du noch eine Tasse, Körner?

Körner. Gib mir noch eine Tasse, Miezchen.

Huber tritt auf. Ich bringe dir den Rienzi, Körner. Hast du Zeit, so will ich ihn vorlesen.

Körner. Schicke!

Schuster kniet und mißt Stiefel an, Gottlieb rasiert, Minna bringt eine Tasse, Huber geht auf und ab, liest.

Huber. Rom ist zweimal der Sitz einer Universal — —

Schuhmacher. Hohe oder niedre Absätze, Herr Oberkonsistorialrat?

Körner. Mittel —

Huber — einer Universalmonarchie gewesen.

Minna. Ist der Kaffee auch süß genug, Körner?

Körner. Ja, kleine Maus.

Huber. Rom ist zweimal der Sitz einer Universalmonarchie gewesen.

Minna gibt ihm eine Ohrfeige, ab. Pack er ein mit seinem Wisch — Esel!

Haase tritt auf.

Haase. Guten Morgen, Körnerscher!

Körner. Gott grüße, Haase. Wie gehts?

Haase. Schleicht.

Körner. Was Neues in der Welt?

Haase. Nichts. Daß die La Motte echappiert ist, weißt du?

Körner. Ja. Das freut mich.

Haase. Du hast zu tun. Ich will einstweilen in eine andre Gasse gehen. Ab.

Dorchen tritt auf. Der Stadtrichter, Körner.

Körner. Schaff ihn fort. Ich bin nicht zu Hauſe.

Dorchen. Ja! Da liegt er nun mir auf dem Halſe.

Baſſenge tritt auf. Guten Morgen! Guten Morgen.

Körner. Ah guten Tag, Herr Baſſenge.

Baſſenge. Ich komme, Sie zu meinem Kinde zu Gevatter zu bitten.

Körner. Gehorſamer Diener! Gehorſamer Diener! — Ein Junge oder ein Mädchen?

Baſſenge. Ein Mädchen vor diesmal.

Körner. Meine Frau iſt drinnen. Ich bin gleich fertig.

Baſſenge. Will nicht inkommodieren. Ab.

Wolfin ſtreckt den Kopf zur Türe herein. Darf man herein, Herr Doktor?

Körner. Wird mir eine Ehre ſein — Schönen Tag, Madame Wolfin.

Wolfin. Ich ſchere mich gleich wieder. Ich wollte Ihnen nur einen guten Morgen geben.

Körner. Ich ſchönen Dank!

Wolfin. Ich ſehe, daß Sie zu tun haben. Ich geniere Sie doch nicht?

Körner. Nicht im geringſten, Madame Wolfin.

Wolfin. Sonſt geh ich gleich wieder. Setzt ſich.

Körner. Herrliches Wetter, Madame Wolfin.

Wolfin. Sie haben da eine ſcharmante Leinwand. Was gilt die Elle?

Körner. Das kann Ihnen meine Frau ſagen.

Wolfin. Die Seſſel ſind recht hübſch überzogen. Wo haben Sie den Zeug her? Gewiß aus Leipzig?

Körner. Fragen Sie meine Frau.

Wolfin. A propos. Wie ſtehts mit dem Weine?

Körner. Die Proben haben wir ausgetrunken. Er iſt recht gut.

Wolfin. Wieviel befehlen Sie?

Körner. Vor der Hand nichts. Ich bin noch verſehen.

Dorchen kommt. Graf Schönburg!

Körner. Hol ihn der Teufel! — Es wird mir eine Ehre ſein!

Wolfin ab mit Dorchen. Da muß ich mich trollen.

Schönburg tritt auf.

Körner. Bon jour, Monsieur le Comte. Willkommen.

Schönburg. Ich habe einen herrlichen Schimmel zu verkaufen. Wiſſen Sie mir einen Liebhaber?

Körner. Wie teuer?

Schönburg. Eine Lumperei. Sechzig Louisdors.

Körner. Ich wüßte niemand.

Schönburg. Sie haben eine gute Erbſchaft getan, wie ich höre?

Körner. Geht mit.

Schönburg. Ich habe Kommiſſion für einen guten Freund Geld aufzunehmen.

Körner. So. So.

Schönburg. Der Mann iſt ſicher wie Gold. Auf mein Wort.

Körner. Zweifle gar nicht.

Schönburg. Hätten Sie vielleicht einiges vorrätig —

Körner. Wir wollen ein andermal davon reden.

Schönburg knallt mit der Peitſche. Wo ſind Ihre Weiber?

Körner. Vorn. Laſſen ſich friſieren.

Schönburg ab.

Köchin tritt auf. Der Meier vom Weinberg!

Körner. Hab jetzt keine Zeit. Soll nach dem Eſſen wiederkommen.

Bellmann tritt auf. Kann ich die Klaviere ſtimmen, Herr Oberkonſiſtorialrat?

Körner. Gehen Sie nur hinein, Herr Bellmann.

Dorchen tritt auf. Der Tiſchler, Körner.

Körner. Was will er?

Dorchen. Er bringt eine Rechnung.

Körner. Hol ihn der Teufel. Er kann nach dem Eſſen wiederkommen. Noch kein Briefträger dageweſen?

Dorchen. Nein. Ab.

Minna. Mach, mach, Körner. Den Augenblick ſchlägts zwölf Uhr.

Körner. Donner auch! — Ich eile, was ich kann, aber ich kann doch nicht hexen.

Minna empfindlich. Ich bin ja nicht ſchuld daran. Brauchſt du mich denn ſo anzufahren?

Körner. Bis nicht böſe, kleine Maus. Habs nicht gern getan.

Minna. Allzeit muß ichs entgelten! Ab.

Man pocht.

Körner. Wer pocht ſchon wieder? Will das währen bis an den Jüngſten Tag?

Gottlieb hinaus, kommt wieder. Ein Kandidat, Herr Doktor!

Körner ſteht erboſt auf. Daß dich alle Teufel —

Kandidat demütig. Ich gebe mir die Ehre, dem Herrn Ober-Konſiſtorialrat meine Diſſertation de Transsubstantiatione zu überreichen.

Körner. Er kann mich in Arſch lecken. Kandidat geht ſtumm ab.

Körner. Was hab ich geſagt? — Ich glaube, der Mann iſt beleidigt. Lauf er ihm nach, Gottlieb. Ich laß ihn zum Eſſen bitten. Gottlieb ab.

Minna, Schiller, Huber rennen ins Zimmer. Alle zugleich: Kunze iſt hier aus Leipzig! — Körner! Kunze iſt hier!

Rennen fort.

Körners Monolog. So muß ich eilen und meine Hoſen anziehen. Endlich bin ich allein. Mein ſchöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag! Er zieht ſeine Hoſen an.

Dorchen rennt hinein. Körner, Kunze iſt — ſie erblickt ſeine Hoſen und flieht mit einem Schrei fort. O Himmel und Erde!

Gottlieb. Ein Brief aus Leipzig, Herr Doktor!

Körner. Endlich! Gott ſei Lob und Dank!

Schiller, Huber, Minna, Dorchen eilig. Du haſt Briefe, Körner! Von Weber?

Körner erbricht ihn, wirft ihn troſtlos von ſich. Vom Vetter aus Weimar! Alle ſtehen ſtarr.

Gottlieb. Es ſchlägt ein Uhr, Herr Doktor.

Körner. Da iſts zu ſpät ins Konſiſtorium! Lauf er hinein, Gottlieb! Ich laſſe mich für heute entſchuldigen!

Dorchen. Schiller. Minna. Huber. Aber lieber Gott! Wie haſt du den ganzen Vormittag hingebracht?

Körner in wichtiger Stellung. Ich habe mich raſieren laſſen!

Der Vorhang fällt.

Philoſophiſche Briefe

1786.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltner behandelt. Man ſcheint ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Überzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingeborenen ſittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verſtand hingegen veredelt auch die Geſinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Teil des Publikums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glückliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur wenige mehr da ſtehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſein, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrtümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſein können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert hat. Wir gelangen nur ſelten anders als durch Extreme

zur Wahrheit — wir müſſen den Irrtum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Überzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuchs.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können alſo auch nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſein, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele und keiner andern ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſen, wie dieſe einſeitige, oft überſpannte, oft widerſprechende Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Skeptizismus und Freidenkerei ſind die Fieberparoxysmen des menſchlichen Geiſtes und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſierten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrtum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit, je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Überzeugung und feſter Gewißheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrtümer vorzutragen, war notwendig; die Kenntnis der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, ebenſowenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verleugnet.

Dies mußte vorausgeſagt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurteilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt wie ein Bahrtuch über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Namen aus und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich habe deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohltätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſteheſt du gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte von neuem in dieſen Gegenden auf und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatz unſrer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeßliche Perſpektive durchwandert. Im ſchwarzen Heiligtum dieſer Buchen erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſrer Freundſchaft. Hier wars, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſtenmal auseinanderrollten und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſche, kein Hügel, wo nicht irgendeine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſrer Trennung. —

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher, großer Menſch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläſte, die du bauteſt,

ſtürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige, paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünſche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts Höhres ahnden ließ, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermärchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und deſto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? — Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir niemand wußte, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daß ich erſchaffen ſei. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte, ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlt ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingeraten, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet ſich vereinigen — zweimal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſahe zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schröckniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſein, rief ich aus, die die Beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt, und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Ebenſoviele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, ebenſo viele haben ebenſo freudig ihrem Brahma zu Ehren den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidentum ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube niemand als deiner eignen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Takt meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtrumentes in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Überzeugungen mit meinem Aderſchlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag, das goldne Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen getan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich errötete nicht, einen Teil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erstenmal, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Übereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Wert, keine Schätzung, als soviel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrat für meinen Durst nach Erkenntnis! aber — unglückseliger Widerspruch der Natur — dieser freie, emporstrebende Geist ist in das starre, unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, an seine kleinen Schicksale angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern

verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Tätigkeit aufgetan, aber er darf nur nicht zwo Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jeden andern verloren geben, zwo unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neuerworbene Freude koſtet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohltätigen Schlaf. Wecke ihn nicht. Er war ſo glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müſſe und woher er gekommen ſei. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien über ihm wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſtrer zurückläßt. Unſre Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Ödipus, der nicht nachließ, zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöſte.

Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt!

Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum mußteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
das ich zu tun vermeine, allzu nah
was gar zu Schlimmes grenzt, ſo tu ich lieber
das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war, und einen prächtigen toten Palaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fodere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Mut iſt dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald. Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung wäre zuviel für ein menſchliches Los. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuß unſrer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt, in unſrer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſal abzuverdienen. Du wußteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſei. Du leideſt zum erſten Male —

Und doch iſts vielleicht Wohltat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen wurde. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt vollkommen geneſen kannſt, um vor jedem Rückfall ſicher zu ſein. Je verlaſſner du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten, je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchenden Palliativen empfängſt, deſto ſicherer wird es dir gelingen, das Übel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem ſüßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenngleich dein jetziger Zuſtand peinlich iſt. Ich habe nichts getan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen wie die deinige früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht, und bei der alles darauf ankömmt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme

der Leidenſchaft noch mit Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in ſeinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandeſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüte, durch keine Sorge gedrückt, durch keine Leidenſchaft gefeſſelt, frei und ſtark den großen Kampf zu beſtehen, wovon die erhabene Ruhe der Überzeugung der Preis iſt. Wahrheit und Irrtum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genüſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurfteſt keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausſchweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinkt, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte, auf welchem ſie nicht gegründet war. Und noch ſchröcken mich deine Beſorgniſſe nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune eingeben mag, ich kenne dich beſſer, Julius.

Undankbarer! du ſchmähſt die Vernunft, du vergiſſeſt, was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir Genüſſe nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig wareſt. Die Stufe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht wert. Der Weg, auf dem du emporklimmteſt, bot dir Erſatz für alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßteſt, hat deine alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurückſchauderſt.

Ich muß dem Gang deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du haſt ſonſt die Reſultate

deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieſe Papiere, und dann will ich dir antworten. — — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe, zu erweiſen, daß ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung ein.

Du wirſt dies Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder aufzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo gibt es für mich

nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannigfaltigen Äußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſt und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den tätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verraten und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnden laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike, im Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgendeine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Tätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom, der reißend von hinnen rollt, die Ewigkeit iſt ein Zirkel, ein Geheimnis hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößs

linge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Rätsel des Todes und widerlegt meine ängstliche Besorgnis eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarret finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die tote Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffliches Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jetzt, Raphael, ist alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist — wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken.

„Wo kein Toter begraben liegt, wo kein Auferstehen sein wird," redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustand der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Tätigkeit auszudehnen, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigentümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir sein, ehe ich Mut habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Ähnliches ſagt einem jeden ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußtſein in unſerm Herzen, daß wir fähig wären, ein gleiches zu tun? Verrät nicht ſchon die hohe Röte, die bei Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſre Wangen färbt, daß unſre Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns dieſe Veredlung unſers Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblick in die Gebärden des handelnden Menſchen und zeigt offenbar, daß unſre Seele in dieſen Zuſtand übergegangen. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und, wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreund um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mirs leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegenteil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntnis einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortreffliche anwandele, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eitlen Ehre ſo männlich entlarvte, deſſen philoſophiſcher Größe ich ſo

viel Bewunderung zollte, daß ebendieser das noch eitlere Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Größe beleidigte, nicht zu verachten imſtande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideales der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bei vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſcheren Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch ebendeswegen ſo flüchtig wie jede andre Bezauberung dahin ſchwindet und das Herz der deſpotiſchen Willkür niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wütendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters uur deſto ſüßer erholen.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſein eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöſet, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreier Sukzeſſionen: Nichts, ſein Wille und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Real-Idee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind

glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit, alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich mir hervor, welchen ich vernachläſſige, zerſtöre, zerſtöre ich mir, vernachläſſige ich mir — Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe.

Liebe.

Jetzt, beſter Raphael, laß mich herumſchauen. Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen, wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſlung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armut eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchöneren Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kenneſt ihn — da unſre Seelen ſich zum erſtenmal feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf deine Vortrefflichkeit geltend — ſtolzer darauf, dich

zu lieben als von dir geliebt zu sein, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

Wars nicht dies allmächtige Getriebe,
das zum ewgen Jubelbund der Liebe
unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinen Arm — o Wonne!
Wag auch ich zur großen Geistersonne
freudig den Vollendungsgang.

Glücklich! Glücklich! Dich hab ich gefunden,
hab aus Millionen dich umwunden
und aus Millionen mein bist du.
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
durcheinander die Atomen stören,
ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir bestaun ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
heller spiegelt in des Freunds Gebärde
reizender der Himmel sich.

Schwermut wirft die bange Tränenlasten
süßer von des Leidens Sturm zu rasten
in der Liebe Busen ab.
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
Raphael, in deinen Seelenblicken
ungeduldig ein wollüstges Grab?

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine
und umarmend küßt ich sie.
Meine Klagen stöhnt ich in die Lüfte,
freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor genug, der süßen Sympathie. —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Träne willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirne, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen und zu dieſer Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſrer Zeiten — ich fürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſrer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſein laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen und dieſe Energie, dieſen edlen Enthuſiasmus im kalten tötenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verſchreien. Swift, der den Tadel der Torheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödliche Wunde

schlagen als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werte verzagen?

Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigne Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseins sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vorteil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchstunähnliche Geschlechter, deren Grenzen

nie ineinander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freiſtaats, Egoismus ein Deſpot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoismus ſä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Thron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlecht auf entfernte Jahrhunderte wohltut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeiſterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung emporſteigen — laß in dunkler Ahndung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er ſchaffen ſoll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſt ſich zuſammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in eins zuſammenfließen. Das Menſchengeſchlecht, das er jetzt ſich denket, iſt Er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſpritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Tätigkeit, die in der gött-

lichen Subſtanz beiſammen exiſtiert, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck), die Natur iſt ein unendlich geteilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Tätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie ineinander fließen, alle Bäche in einem Ozean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zuſtande. Die Anziehung der Geiſter ins Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt die Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt, zielen wir dahin.

„Tote Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen,
Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
Aufwärts durch die tauſendfache Stufen
zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
waltet göttlich dieſer Drang.

Arm in Arme, höher ſtets und höher
vom Barbaren bis zum griechſchen Seher,

der ſich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmütgen Ringeltanzes,
bis ſich dort im Meer des ewgen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeiſter,
fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
ſelge Spiegel ſeiner Seligkeit.
Fand das höchſte Weſen ſchon kein gleiches,
aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
ſchäumt ihm die Unendlichkeit."

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen aneinander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns helle denken, ſo werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: liebet euch untereinander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
weiche vor der Liebe.

Wer die ſteile Sternenbahn
ging dir heldenkühn voran
zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,

zeigte dir Elyſium
durch des Grabes Ritze?
Lockte ſie uns nicht hinein,
möchten wir unſterblich ſein?
Suchten auch die Geiſter
ohne ſie den Meiſter?
Liebe, Liebe leitet nur
zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geiſter."

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntnis meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, ging der Samen auf, den du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröte über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt und die Perſpektive meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen — die Welt, wie ich ſie hier malte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochne weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bei Erblickung des wahren Originales meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamrot in Stücken reiße. — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung und der ſüßeſte Triumph für den höchſten Geiſt, daß auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung

der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abtrünnige Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künſtler, der in tauſend Kopien anders entſtellt, in allen tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Übrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unecht ſein — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es notwendig ſein muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs *Bilder* der Dinge, ſondern bloß ihre notwendig beſtimmte und koexiſtierende *Zeichen*. Weder Gott noch die menſchliche Seele noch die Welt ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſre Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſche Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — unſer Gehirne *gehört* dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſrer Begriffe, die darinne aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigentümlich, notwendig, und immer ſich ſelbſt gleich: das Willkürliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äußert, ſolang dieſes Willkürliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruch ſteht, ſolang das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So, wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſein. Wahrheit alſo iſt keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Ähnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtand, ſondern die Übereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Ebenſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Ähnlichkeit haben z. B.

die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne. Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zwote Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindseliger Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche mit Hilfe des Sinnlichen ausmißt und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Übermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eigne Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Über jene wollen wir uns wechselsweise trösten; diese wird Raphael dem Knabenalter seines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag sein, daß ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahndungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe, auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der

mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der andre iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Übung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daſein erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Notwendige ein: ſie umfaßt auch das bedingungsweiſe Notwendige; jede Geburt des Gehirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Tätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgendein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das tote Gebiet der Verweſung noch Pflanzungen ſendet, die kleine Blüte von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirtſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Torheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrtum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen und dieſe weitläuftige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudeleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrtum, vermehrt ihre Fertigkeit zu Empfängnis der Wahrheit.

Laß, teurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläuftigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders malt ſich das Sonnenbild in den Tautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Ozeans! Schande aber dem trüben wolkichten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt. Millionen

Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorratskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder; die ſchöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen, ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſie millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die gleich einer feſten Achſe gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Syſteme geht — „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet."

Raphael an Julius.

[Von Gottfried Körner, 4. April 1788.]

Das wäre nun freilich ſchlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge deines Nachdenkens bei dir wiederherzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bei dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die deinige, wert, aber hier konnteſt und durfteſt du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe deines Herzens geſchaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt du nur ganz dir ſelbſt überlaſſen ſein, um früher oder ſpäter mit deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünſchenswerteſte vorziehen oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßteſt.

Aber dies alles iſt nicht in meinem Plan. Du ſollſt zu einer höhern Freiheit des Geiſtes gelangen, wo du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freilich iſt dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dies faſt immer am erſten.

Selbſt du, bei aller Elaſtizität deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bei dir deſto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bei dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde dir wert durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt du als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Rute ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit deinen Feſſeln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du ſo oft mitten im Genuſſe deines blühendſten Lebens und in Äußerung deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Konſequenz, mit der du nach deinen Überzeugungen handelteſt, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen deiner Tätigkeit und deiner Freuden. Damals beſchloß ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Wert des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freilich mehr dabei beſchäftigt als dein Scharfſinn. Ihre Ahnungen erſetzten dir ſchneller den Verluſt deiner teuerſten Überzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber ebendies begeiſternde Syſtem gab dir den erſten Genuß in dieſem neuen Felde von Tätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung deiner trefflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Szene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft deiner Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem wie das deinige die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfanges gleichen, hatten kein anderes Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daß

deine philoſophiſche Laufbahn bei dir im einzelnen ebenſo begann, als bei dem Menſchengeſchlechte im ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Teile hatten jahrhundertelang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimnisvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Grenzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandteile zerlegt, aus denen er erſt willkürlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt. Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dies ſind nicht etwa bloß Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Scharlatan, um ſein Publikum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſein, ähnliche Mittel, um ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein ſeine Vernunft ſich mit Recht des Erfolges ihrer Tätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört haſt, Julius, müſſen dich dieſe Äußerungen nicht wenig überraſchen. Und gleichwohl ſind ſie nicht das Produkt einer zweifelſüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenſchaft von den Gründen geben, worauf ſie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockene Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntnis vorausſchicken, die ich lieber auf eine Zeit

verſpare, da ſie für dich ein Bedürfnis ſein wird. Noch biſt du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demütigenden Wahrheiten von den Grenzen des menſchlichen Wiſſens dir intereſſant werden können. Mache zuerſt einen Verſuch an dem Syſteme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre ebenſo mit anderen Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden ſind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird ſich dir die Frage aufdringen: ob dieſe Forderungen auch wirklich gerecht waren?

Ein leidiger Troſt, wirſt du ſagen. Reſignation iſt alſo meine ganze Ausſicht nach ſoviel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe wert, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu ſetzen, wo er mir am fruchtbarſten zu werden anfing? Mußte ich einen höheren Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?

Und doch iſt es ebendies niederſchlagende Gefühl, was ich bei dir ſo gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuſſe deines Daſeins hindert, den Keim jeder höheren Begeiſterung — das Bewußtſein des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du beſtimmt biſt, würdeſt du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dies hingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, mußten notwendig der Tätigkeit deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dies unter allen möglichen die fruchtbarſte ſei, würden dich deine eigenen Erfahrungen früher oder ſpäter belehrt haben. Mein Geſchäft war bloß, dieſen Zeitpunkt, wo möglich, zu beſchleunigen.

Es iſt ein gewöhnliches Vorurteil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Verſuche, mit Inſektenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufſatze enthalten ſind, kann ich dir daher am wenigſten den Satz

einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Tätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den toten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigentümliche Wert jedes seiner Bestandteile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie auch in dem kleinsten Geschöpfe würdigt, verherrlicht den Meister ebensosehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu sein scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Teil des Weltalls, und die Auflösung der größeren Menge von Mißtönen ist unserem Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Wert nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Tätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Wert ihrer freiesten Äußerung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

An Heribert von Dalberg.

Von Haus d. 19. Jänner 85.

Es iſt das erſtemal, daß ich über die theatraliſche Vorſtellung meines Stücks *eigentlich* meine Meinung ſage, und auch jetzt würde ich es aus tauſend Urſachen *nicht* tun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, eh ich einen Schritt *öffentlich* tue, wenigſtens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere hieſigen Herrn Schauſpieler — doch mein ich nicht alle — die Konvenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben und guten durch ſchlechtes zu verderben. Es iſt das kleinſte Merkmal der Achtung, das der Schauſpieler dem Dichter geben kann, wenn er ſeinen Text *memoriert*. Auch dieſe kleine Zumutung iſt *mir* nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden koſten, bis ich einem Perioden die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruſſe ausgeſetzt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes *Deutſch* verwandelt. Seit wie lang iſt es Mode, daß Schauſpieler den Dichter ſchulmeiſtern?

Geſtern hab ich das mehr als ſonſten gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläſſige Einſtudieren der mehreſten ganz

in Lumpen zerriſſen. Ich habe ſtatt meines Texts nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. Wenn unſere Herren Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann iſt es allenfalls auch Zeit, daß ſie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporieren zu Hilfe kommen. Es tut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrüßt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigſten Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in den meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. Wie erklär ich das?

Die Frauenzimmerrollen und H. Beck ausgenommen, dem ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige meiſterhafte Pinſelſtriche wieder gutmachte, ſind die mehreſten andern Rollen unerhört vernachläſſigt worden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall ſetzen, den Wert meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne öffentlich ſprechen ſoll, ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben.

Es ſteht bei E.E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, ſo bin ich entſchloſſen, in der Rheiniſchen Thalia weitläuftiger über dieſen Punkt mich herauszulaſſen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

R. Schiller.

An Gottfried Körner und ſeinen Kreis.

Mannheim, den 10. Februar 85.

Unterdeſſen, daß die halbe Stadt Mannheim ſich im Schauſpielhaus zuſammendrängt, einem Autodafé über Natur und Dichtkunſt — einer großen Opera — beizuwohnen und ſich an den Verzuckungen dieſer armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Teuerſten, und weiß, daß ich in dieſem Augenblick der Glücklichere bin. Jetzt erſt fange ich an, meine Phantaſie, die unruhige Vagabundin, wieder liebzugewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hieſigen Aufenthalts ſo freundſchaftlich weg und zu Ihnen führt. Es iſt kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Horizont um mich her zernichtet — es iſt wirklicher Eigennutz, meine ſüßeſte Erholung von meiner jetzigen freudenloſen Exiſtenz, daß meine Seele um Sie ſchweben darf. Augenblicke, wie der gegenwärtige, wo alle meine Empfindungen in wollüſtiges Trauern dahinſchmelzen, wo ich in mich ſelbſt zurücktrete und von meiner eigenen Armut ſchwelge; ſolche Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle ſchwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimat Elyſium wandert, ſollen den Freunden meines Herzens geheiligt ſein. Wenn Sie zuweilen, mitten unter den berauſchenden Zerſtreuungen Ihres Lebens, von einer plötzlichen Wehmut überraſcht werden, die Sie nicht gleich erklären können, ſo wiſſen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat ſich mein Geiſt bei Ihnen gemeldet.

Dieſer Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher ſehen als meiner wahren Empfindung, und doch iſt er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls. Für Sie, meine Beſten, kann ich ſchlechterdings keine Schminke auftragen, dieſe armſelige Zuflucht eines kalten Herzens kenne ich nicht. Seit ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlaſſen wollen: „Dieſe Menſchen gehören Dir, dieſen Menſchen gehöreſt Du.“ — Urteilen

Sie deswegen von meiner Freundſchaft nicht zweideutiger, weil ſie vielleicht die Miene der Übereilung trägt. — Gewiſſen Menſchen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergeriſſen. Edlere Seelen hängen an zarten Seilen zuſammen, die nicht ſelten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünſtler kennen ſich oft an den erſten Akkorden, große Maler an dem nachläſſigſten Pinſelſtrich — edle Menſchen ſehr oft an einer einzigen Aufwallung. Doch vernünfteln möchte ich über meine Empfindung nicht gern. Ihre Briefe — und wir waren Freunde. Für Sie ſpricht Ihr erſter freiwilliger Schritt und dann Ihre edle Toleranz gegen mein Schweigen — für mich ſpreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau. Wäre dann aber auch das noch zu wenig, ſo könnten wir unſere fünf Köpfe zu Lavater tragen.

Wenn Sie mit einem Menſchen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine getan hat, der bis jetzt nur aus ſeinen Torheiten ſchließen kann, daß die Natur ein eignes Projekt mit ihm vorhatte, der in ſeiner Liebe ſchrecklich viel fordert und bis hieher noch nicht einmal weiß, wieviel er leiſten kann, der aber etwas anders mehr lieben kann als ſich ſelbſt und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das ſo wenig iſt, was er ſo gern ſeyn möchte — wenn Ihnen ein Menſch wie dieſer lieb und teuer werden kann, ſo iſt unſere Freundſchaft ewig, denn ich bin dieſer Menſch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenſogut ſind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter ſchon längſt widerlegt ſein wird.

Werden Sie nach dieſem Geſtändnis vorbereitet ſein, ein zweites zu hören? O meine Beſten, Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt. Ich habe einen ſo unglücklichen Hang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlaſſungen meine Hoffnung ſchwindelnd fortreißen, daß oft der kleinſte Umſtand mir ein Samenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieſes nämliche fängt mir an mit

Ihrer Freundſchaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geſtändniſſe trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfnis eines Freundes lebhafter — — — — — — — — — — — — — — —

22. Februar

als jemals fühlte. (Hier bin ich neulich durch einen unvermuteten Beſuch unterbrochen worden, und dieſe zwölf Tage iſt eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen laſſen — die Epoche in meinem Leben macht.) Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens ſchreibe ich Ihnen, meine Beſten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entſchluß aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Konvenienz und Situationen. — Mit dem Theater hab ich meinen Kontrakt aufgehoben; alſo die ökonomiſche Rückſicht meines hieſigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Konnexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich ſelbſt dahin gehe und perſönlich für mich negoziiere, ſo armſelig ich mich auch ſonſt bei ſolcherlei Geſchäften benehme. Aber vor allem anderen laſſen Sie michs frei herausſagen, meine Teuerſten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie beſuchen. O meine Seele dürſtet nach neuer Nahrung — nach beſſern Menſchen — nach Freundſchaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in ihrem nähern Umgang, in der innigſten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Daſein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetiſche Ader ſtockt, wie mein Herz für meine bisherige Zirkel vertrocknete. Sie müſſen ſie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich alles doppelt, dreifach wieder ſein, was ich

ehemals geweſen bin, und mehr als das alles, o meine Beſten, ich werde glücklich ſein. Ich wars noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein ſolches Geſtändnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftſtellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundſchaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.

Werden Sie mich wohl aufnehmen?

Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade herausſagen, ich habe zu Mannheim ſchon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreiſe, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unausſprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben ſein, denn der Gedanke an meine Abreiſe macht mir Mannheim zu einem Kerker, und der hieſige Horizont liegt ſchwer und drückend auf mir, wie das Bewußtſein eines Mordes — Leipzig erſcheint meinen Träumen und Ahndungen wie der roſigte Morgen jenſeits den waldigten Hügeln. In meinem Leben erinnere ich mich keiner ſo innigen prophetiſchen Gewißheit, wie dieſe iſt, daß ich in Leipzig glücklich ſein werde. Ich traue auf dieſe ſonderbare Ahndung, ſo wenig ich ſonſt auf Viſionen halte. Etwas Freudiges wartet auf mich — doch warum Ahndung? Ich weiß ja, was auf mich wartet und wen ich da finde!

Ich ſollte Ihnen ſo unendlich viel ſagen, das Ihnen einen Aufſchluß über den Paroxysmus von Freude geben könnte, der mich bei dieſer Ausſicht befällt. Bis hieher haben Schickſale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muſen mußten zu gleicher Zeit der Notwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine ſolche Revolution meines Schickſals, daß ich ein ganz andrer Menſch — daß ich anfange Dichter zu werden.

Den Dom Karlos, von dem Sie den erſten Aufzug in der Thalia finden werden, bringe ich — in meinem Kopfe nämlich — zu Ihnen mit, in Ihrem Zirkel will ich froher und inniger in meine Laute greifen. Seien Sie meine begeiſternde Muſen, laſſen

Sie mich in Ihrem Schoße von dieſem Lieblingskinde meines Geiſtes entbunden werden.

Der magiſche Nebel, in den das Gerücht gewöhnlich Schriftſteller einhüllt — Ihre glänzenden Ideale von mir werden freilich ganz erſtaunlich durch meine wirkliche Erſcheinung verlieren. Sie werden einen ganz erbärmlichen Wundermann finden; aber gut bleiben Sie mir gewiß. Innige Freundſchaft, Zuſammenſchmelzung aller Gefühle, gegenſeitige Verehrung und Liebe, Verwechſlung und gänzlicher Umtauſch des perſönlichen Intereſſes ſollen unſer Beieinanderſein zu einem Eingriff in Elyſium machen. Ich würde unglücklich ſein, wenn meine reizende Hoffnung nicht eine ähnliche in Ihnen entflammte, wenn hier unſre Empfindungen nicht ebenſo harmoniſch zuſammenflöſſen, als ſie es ſonſt zu tun ſchienen.

Ich bin feſt entſchloſſen, wenn die Umſtände mich nur entfernt begünſtigen, Leipzig zum Ziel meiner Exiſtenz, zum beſtändigen Ort meines Aufenthalts zu machen. Ich hoffe, daß ich das zuſtand bringen kann; doch das Weitere iſt für dieſen Brief zu weitläuftig, es ſei auf mündliche Erklärungen aufgeſpart. Hinter die rätſelhafte Decke der Zukunft kann der Menſch ohnehin nicht ſehen. Ein Moment kann meinen jetzigen Entwürfen ja eine ganz beſondere — glückliche — Richtung geben. „Geſegnet ſei der Zufall (ſagt Ferdinand v. Walter), er hat größere Taten getan, als die klügelnde Vernunft und wird beſſer beſtehen an jenem Tag, als der Witz aller Weiſen.“ — Alle ſchriftliche Verbindungen, alle Träume der Phantaſie — ſo ausſchweifend ſie oft ſein mögen, ſind doch immer nur beſtandloſes Schattenſpiel gegen das Angeſicht zu Angeſicht. Ich fühle, wie teuer Sie mir jetzt ſchon ſind, aber ich weiß gewiß, daß dieſes warme Gefühl für Sie durch unſere perſönliche Erkennungen und Berührungen unendlich entflammt werden wird. —

Ich habe unter den hieſigen Mädchen eine Minna und Dora geſucht, aber unſer hieſiger Himmelsſtrich verſteht ſich nicht auf

ſolche Geſichter. Ich weiß nicht, was Sie dazu ſagen werden — aber ich geſtehe Ihnen, Ihre Bildniſſe waren mir nicht neu, und doch ſchwöre ich Ihnen, daß ich mich auf kein ähnliches beſinne — — ich würde der Eitelkeit nicht haben widerſtehen können, Ihnen meine Zeichnung zu ſchicken, aber die größere Eitelkeit, daß vielleicht Dora mich zeichnen werde, hat mich zurückgehalten. Ums Himmelswillen aber beurteilen Sie mich nicht nach einem Kupferſtich, den man kürzlich von mir in die Welt geſetzt hat, — ſonſt können Sie zwar die Räuber, aber den Schiller nicht mehr begreifen; denn jener Kupferſtich iſt finſter wie die Ewigkeit, und der Kupferſtecher hat mir funfzehn Jahre mehr auf die Rechnung geſetzt, als ich mich erinnere gelebt zu haben. — Die Brieftaſche von Minna habe ich neulich in Darmſtadt eingeweiht, den erſten Akt des Karlos, den ich bei Hofe vorlas, darin aufzubewahren, und eine unvergleichliche Fürſtin, die Frau Erbprinzeſſin, hat ſie bewundert. Der Umſtand iſt Kleinigkeit; aber Dingen, worauf mein Herz einen Wert ſetzt, kann nichts ſo Geringes begegnen, das nicht merkwürdig für mich wäre.

So viel ich Ihrer Geduld auch durch dieſen koloſſaliſchen Brief zumute, ſo muß ich doch noch einmal auf das vorige zurückkommen. Alſo es iſt ausgemacht, daß ich in drei bis vier Wochen Mannheim verlaſſe. Ich gehe geradewegs nach Leipzig und (aus einigen hauptſächlichen Gründen) erſt von da aus nach Weimar. Urteilen Sie nun, wie unerträglich mir die Stunden ſein werden, die mich bis dahin noch zu Mannheim gefangen halten. Zum großen Glücke läßt mich die Rheiniſche Thalia nicht zu Atem kommen. Unzählige Briefe liegen mir zur Beantwortung da, aber ich habe alle Laune verloren, bis ich in Leipzig bin — zuverläſſig iſt das Epoche meines Leben.

Wie unausſprechlich viele Seligkeiten verſpreche ich mir bei Ihnen, und wie ſehr ſoll es mich beſchäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundſchaft und wo möglich Ihres Enthuſiasmus für mich wert zu bleiben. Schreiben Sie mir doch bald; nehmen Sie mich

nicht zum Muſter in unſern Korreſpondenzen. Sobald als Sie entſchloſſen ſind mich aufzunehmen (oder abzuweiſen?) — ſchreiben Sie mir. Ich bin immer der gewinnende Teil, weil ein Brief mir vierfach bezahlt wird; aber bei Ihnen will ich nicht gewinnen, darum mußte dieſer Brief viermal ſo groß ſein.

Auf einige andere Artikel ſchreibe ich morgen ganz gewiß an Hubern.

Leben Sie recht wohl, ewig geliebt von

Ihrem

Schiller.

An Ferdinand Huber.

Mannheim, den 28. Februar 85.

Ich wünſche und hoffe, mein Beſter, daß Sie meinen Brief vom 10. dieſes Monats werden empfangen haben. Eh ich aber eine Antwort von Ihnen und Ihrer lieben Geſellſchaft erwarten kann, fodert mich ein Hauptartikel noch zu einem Nachtrage auf.

Ob ich gegen Sie offen ſein darf, wird vermutlich keine Frage mehr ſein. Ich bin es, und das iſt vielleicht das erſte und entſchiedendſte Unterpfand meiner ausgezeichneten Freundſchaft.

Wenn ich neben der leidenſchaftlichen Begierde, Sie und Ihre Lieben von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und in Ihrem Zirkel zu exiſtieren, noch eine Urſache meiner Leipziger Reiſe in Anſchlag bringen darf, ſo iſt es dieſe, teils mich mit dem Herzog v. Weimar auf einen gewiſſen Fuß zu arrangieren, teils durch das beſtmöglichſte Employ meiner Arbeiten meine Umſtände in Ordnung zu bringen. Dieſes letztere trifft vorzüglich meine Thalia, welche ich wegen der mir äußerſt läſtigen Brief- und Krämerkommerce ganz an einen Buchhändler zu überlaſſen entſchloſſen bin, wenn ich auch einige hundert Taler jährlich dabei verlieren ſollte. Zum Kaufmann ſchicke ich mich überhaupt ſo wenig als zum Kapuziner.

Außerdem bin ich willens, vorzüglich durch meines guten Herzogs Mitwirkung förmlich Doktor zu werden, weil ich doch einmal ausſtudiert habe und nur noch dieſer letzten Ölung bedarf.

Sehen Sie, beſter Freund, welche wichtige Veranlaſſungen mein Finanzſyſtem hergibt, daß ich nach Leipzig reiſe — die Wünſche meines Herzens, welche früher entſchieden als jene alle, nicht mitgerechnet. Aber ich kann Mannheim nicht verlaſſen, ohne wenigſtens hundert Dukaten verſchleudern zu müſſen, und außer dem erſten Hefte meiner Thalia, welches mir ſchwerlich mehr als 100 Taler auf den erſten Anlauf abwerfen kann, habe ich bis dahin keine Subſidien zu hoffen. So ſchnell ich auch meine Sache in Weimar perſönlich durchſetzen könnte, ſo muß ich doch dahinreiſen und jene Auslagen zuvor gemacht haben. Meine Bekanntſchaften und Freunde zu Mannheim kann und will ich auf dieſe Probe nicht ſetzen, oder ich liefe Gefahr, zum zweitenmal Timon zu werden und mit der menſchlichen Natur zu verfallen. Überdem ſind die beſten von ihnen meiner Philanthropie mehr bedürftig, als ich der ihrigen. Meiner Familie kann ich keinen Vorſchuß zumuten, denn mein Vater iſt Offizier, und ſein Degen iſt ſeine Beſoldung. Auch habe ich drei Schweſtern, denen die Exiſtenz ihres Bruders ſchon mehr entzog, als ſie wird hereinbringen können.

Ich glaube, mein Teurer, ich habe Sie jetzt mit meiner ganzen Situation bekannt genug gemacht. Jetzt meine Bitte.

Iſt es nicht möglich, daß Sie mir (auf Ihren oder meinen Namen — von Buchhändlern oder von andern Juden) ungefähr 300 Taler Vorſchuß verſchaffen können. Mein Plan iſt dieſer — alle zwei Monate bezahlte ich von meiner Thalia fünfzig Taler zurück mit landesüblichen Zinſen, bis die Schuld getilgt wäre. Die Bezahlung aber dürfte nur mit dem dritten Hefte anfangen. Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft ſich meine jährliche Einnahme von der Thalia auf ohngefähr 800—900 Reichstaler nach Abzug der Unkoſten. Wollte mir ein Buchhändler zu Leipzig den ganzen Verlag der Thalia abnehmen, ſo würde ich ſchnell aus dem Em-

barras ſein — aber dieſes kann doch eigentlich nur durch meine perſönliche Gegenwart bewirkt werden, und dieſe Gegenwart iſt ein Unding, wenn ich nicht jene Summe erhalten kann. Sie haben ohne Zweifel Verbindungen, denen Sie eine ſolche Dienſtleiſtung zumuten können, welche ganz unwiderſprechlich viel für mich entſcheidet. Meine ganze Reiſe nach Leipzig hängt davon ab und von dieſer zuverläſſig mein künftiges Schickſal. Doch was habe ich nötig, Ihnen, mein liebſter Freund, weitläuftige Deklamationen vorzulegen. Sehen Sie dieſes freimütige Geſtändnis für das entſcheidende Zeichen an, daß dieſe Sache unendlich wichtig für Ihren Freund iſt.

Ich habe die Übereilung begangen, meine Abreiſe nach Leipzig laut zu machen. Mein Enthuſiasmus für dieſelbe erlaubte mir nicht, mich in mich ſelbſt zu verſchließen, und ich konnte auf einen Freund bauen, deſſen Vermögen zu meinen Dienſten ſtand. Jetzt aber iſt dieſer ſelbſt in die höchſten Fatalitäten verwickelt, und ich durch ihn. Sollte meine ſchöne Hoffnung durch einen Umſtand von dieſer Seite zugrunde gehen, ſo wär es um die Freude meines Lebens getan.

Schreiben Sie mir mit dem ſchleunigſten, liebſter Freund, was Sie ausrichten können, und wie bald — denn mir iſt, über der Sehnſucht es zu verlaſſen, in Mannheim nicht anders zumute als den Ägyptern, da der Würgengel herumging! Da für mich beinahe alles durch die Erfüllung dieſes Wunſches entſchieden wird, ſo werden Sie keine andre Triebfeder mehr nötig haben, für mich tätig ſein.

Körnern und unſern lieben Mädchen meine wärmſte Empfehlung.

Ewig der Ihrige

Schiller.

An Heribert von Dalberg.

Von Haus, den 19. Lenzmonat 85.

Man erzählt mir, daß die Erſcheinung der Rheiniſchen Thalia unter einigen Mitgliedern des hieſigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem kurfürſtlichen Theater faſt unerwartet ſind. Wenn ich bei Beurteilung des Herrn Rennſchübs, und in etlichen Rollen auch ſeiner Frau, meinem beſſern Gefühl und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wären Mord und Totſchlag zu befürchten geweſen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit ſehr gerne, wenn ſie auch nur in die Wochenſtube gehörte. Wie ſehr bewundere ich bei dieſer Gelegenheit Ew. Exzellenz, daß Sie 5 Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.

Was ich aber kaum verſchlucken kann, und was ich feſt entſchloſſen bin, zu rügen, iſt das Betragen des H. Boeks. Herrn Boek habe ich mit einer Achtung beurteilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann errötet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles dies habe ich haarklein erfahren. Nun beurteilen Ew. Exzellenz mein Urteil über ihn im Repertorium und ſein Betragen. Ich merke indeſſen die Urſache ſeiner Erbitterung. H. Boek hat Vergötterung erwartet und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung für Beil, Beck und Iffland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron geſetzt habe. Wie tief ſteht er unter ſeinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher an hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückführe und die Komödiantenſalbe von ihm abwiſche.

Wenn Ew. Exzellenz heute nachmittag eine halbe Stunde für mich übrig haben, ſo haben Sie die Gnade, mir ſolche zu beſtimmen.

Schiller.

An Ferdinand Huber.

Mannheim, am 25. März 85.

Das iſt alſo vermutlich der letzte Brief, den ich Ihnen von Mannheim aus ſchreibe. Die Zwiſchenzeit vom 15. März bis heute hat ſich für mich wie eine Kriminalakte ausgedehnt und gottlob — nun bin ich Ihnen um ganzer zehen Tage näher. Aller Wahrſcheinlichkeit nach werde ich erſt auf den 9. April von hier reiſen, um welche Zeit der Buchhändler Göz ſeine Wanderung antritt. Kann ich aber ganzer acht Tage früher hier abkommen, ſo erwarte ich dieſe Gelegenheit nicht, die ohnehin nicht ganz ohne Zwang für mich abläuft.

Und nun, mein Beſter — Einmal haben Sie ſich nun doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen. Gönnen Sie mir alſo die Freude, Sie ins Innre meiner häuslichen Wünſche zu führen.

Ich bin willens, bei meinem neuen Etabliſſement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir in Mannheim bisher ſehr viel Unannehmlichkeit machte. Es iſt dieſer, meine eigne Ökonomie nicht mehr zu führen und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erſte iſt ſchlechterdings meine Sache nicht — es koſtet mich weniger Mühe, eine ganze Verſchwörung und Staatsaktion durchzuführen als meine Wirtſchaft, und Poeſie, wiſſen Sie ſelbſt, iſt nirgends gefährlicher als bei ökonomiſchen Rechnungen. Meine Seele wird geteilt, beunruhigt, ich ſtürze aus meinen idealiſchen Welten, ſobald mich ein zerriſſner Strumpf an die wirkliche mahnt. Fürs andere brauch ich zu meiner geheimern Glückſeligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir ſtets an der Hand iſt, wie

mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen und Empfindungen in der Geburt mitteilen kann, nicht aber durch Briefe oder lange Beſuche erſt zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umſtand, daß ich, wenn dieſer Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße paſſieren muß, ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß und dergleichen, tötet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerriſſen ſein, bis ich ihn habe. Sehen Sie, mein Beſter, das ſind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die ſchwerſten Gewichte im Verlauf unſers Lebens. Ich kenne mich beſſer, als vielleicht tauſend andrer Mütter Söhne ſich kennen, ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu ſein.

Es fragt ſich alſo, kann ich in Leipzig dieſen Herzenswunſch in Erfüllung bringen?

Wenn es möglich zu machen iſt, daß ich *eine* Wohnung mit Ihnen beziehen kann, ſo ſind alle meine Beſorgniſſe darüber gehoben. Ich bin kein ſchlimmer Nachbar, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen möchten; um mich in einen andern zu ſchicken, in meinen *Freund* vorzüglich, habe ich Biegſamkeit genug; und auch hie und da etwas Geſchick, dies Fragment des Lebens, wie Yorik ſagt, ihm verbeſſern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann, noch außerdem, die Bekanntſchaft von Leuten zuwege bringen, die ſich meiner kleinen Wirtſchaft annehmen mögen, ſo iſt alles in Richtigkeit. — Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Schreibzimmer ſein kann, und dann ein Beſuchzimmer. Mein *notwendiges* Hausgeräte wäre eine gute Kommode, ein Schreibtiſch, ein Bett und *Sofa*, dann ein Tiſch und einige Seſſel. Hab ich dieſes, ſo brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möcht ich auch durchaus nicht die Ausſicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menſchen und alſo auch ihr Gedränge. Wenn ichs nicht ſo veranſtalten kann, daß wir (ich verſtehe darunter das fünffache Kleeblatt) zuſammen-

eſſen, ſo würde ich mich an die Table d'hote im Gaſthofe engagieren, denn ich faſtete lieber, als daß ich nicht in Geſellſchaft (großer oder auserleſen guter) ſpeiſte.

Ich ſchreibe Ihnen dies alles, liebſter Freund, um Sie auf meinen närriſchen Geſchmack vorzubereiten und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier und dort einen Schritt zu meiner Einrichtung vorauszutun. Meine Zumutungen ſind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt.

Den 1. Teil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urteil über den Karlos wird bereits ausgeſprochen ſein. Doch will ich es mündlich empfangen. Hätten wir fünf uns noch nicht gekannt — wer weiß, ob Sie meine Bekanntſchaft nicht bei Gelegenheit des Karlos gemacht hätten?? — —

Wenn Sie mir noch einmal ſchreiben wollen, Lieber, ſo trifft mich Ihr Brief, im Falle Sie ihn nach Empfang des meinigen gleich abgehen laſſen, noch in Mannheim. Bis auf den 8. oder 9. bleib ich zuverläſſig noch da.

Heute (am 26.) habe ich noch keinen Wechſel empfangen, doch das iſt auch wohl noch nicht möglich; wenn er nur nicht länger als bis zum 31. des Monats ausbleibt, denn auf dieſen Tag habe ich allgemeine Zahlung anberaumt.

Empfehlen Sie mich dort. Sie wiſſen wo? Mit Sehnſucht und Ungeduld ſehe ich dem Tag entgegen, wo Sie meines Herzens Gedanken auf meinem Geſicht leſen werden.

Ewig der Ihrige

Friedrich Schiller.

An Ferdinand Huber.

Vom blauen Engel. [Leipzig, 17. April 1785.]

Endlich bin ich hier. Wenige Augenblicke noch, mein Beſter, und ich eile in Ihre Arme. Zerſtört und zerſchlagen von einer

Reise, die mir ohne Beispiel ist, (denn der Weg zu Euch, meine Lieben, ist schlecht und erbärmlich, wie man von dem erzählt, der zum Himmel führt) bin ich trotz meines innigsten Wunsches nicht fähig, jetzt schon bei Ihnen zu sein. Aber ich bin doch mit Euch, meine Besten, innerhalb der nämlichen Mauren, und das ist ja unendlich mehr Freude, als ich jetzt übersehen kann. Verschweigen Sie, mir zulieb, unsern Mädchen, daß ich hier bin. Wir wollen erst einen kleinen Betrug miteinander verabreden.

Dem Überbringer dieses Billetts bestimmen Sie die Zeit, wann Sie für mich zu Hause sein wollen.

Unser Körner, hör ich in meinem Gasthof, soll auch noch hier sein. Ich bin voll Ungeduld.

Leben Sie wohl, Bester. Ganz der Ihrige

Schiller.

An Christian Schwan.

Leipzig, d. 24. April 1785.

Sie haben das vollkommenste Recht, bester Freund, meines langen Stillschweigens wegen auf mich böse zu sein, und doch kenne ich Ihre Güte schon zu gut und rechne auf Ihre Vergebung. Wenn einer, in der größeren Welt noch so sehr Neuling wie ich, um die Meßzeit zum erstenmal nach Leipzig kommt, so ist es, wo nicht verzeihlich, doch wenigstens sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über den Mannigfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehn, seiner selbst vergißt. Dies, teuerester Freund, ist beinahe bis heute mein Fall gewesen, und ich stehle den angenehmen Augenblick, den ich im Geiste bei Ihnen zubringen darf.

Unsre Hieherreise, wovon Ihnen Hr. Göz eine umständliche Beschreibung machen wird, war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimme Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Bach an

immer zwei Vorſpannpferde gebrauchen mußten, ſo wurde doch unſre Reiſe, die Freitags beſchloſſen ſein ſollte, bis auf den Sonntag verzögert. Man behauptet auch durchgängig, daß die Meſſe durch die abſcheulichen Wege merklich gelitten habe; wenigſtens iſt, ſelbſt in meinen Augen, das Gedränge von Verkäufern und Käufern weit unter der Beſchreibung, die man mir im Reich davon gemacht hat.

Ich habe in der erſten Woche meines Hierſeins ſchon unzählige Bekanntſchaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeſer, Hiller, Zollikofer, der Profeſſor Huber, Jünger, der berühmte Schauſpieler Reinike, einige hieſige Kaufmannshäuſer und einige Berliner die intereſſanteſten ſind. Man kann, wie Sie ſelbſt wiſſen, zu Meßzeiten eigentlich niemand ganz genießen, und die Aufmerkſamkeit auf einzelne verliert ſich in dem Getümmel. Meine angenehmſte Erholung iſt bisher geweſen, Richters Kaffeehaus zu beſuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beiſammen finde und meine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweitere. Man hat mir von zerſchiednen Orten her ſehr verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden getan, denen ich ſchwerlich wohl widerſtehen werde. Es iſt ſo eine eigene Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen, beſter Freund. Die wenigen Menſchen von Wert und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzuſehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herumſumſen, einen wie ein Wundertier angaffen und ſich obendrein gar einiger vollgekleckſten Bogen wegen zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andre Mutterſöhne ausſehen ſoll. Wenigſtens rund geſchnittene Haare, Kurierſtiefel und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet.

Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu kampieren und das Land zu genießen.

Ich werde auch einige Monate in dem Orte Gohlis zubringen, der nur eine Viertelmeile von Leipzig entlegen ist und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosental führt. Hier bin ich willens, sehr fleißig zu sein, an dem Karlos und der Thalia zu arbeiten, und, was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören sein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medizin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet und entschieden sein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Überdem habe ich ja die Medizin ehmals con amore studiert — sollte ich das jetzt nicht um so mehr können?

Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte, was alle Ihre Zweifel in meine Standhaftigkeit verbannen muß, habe ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt sein. Nur meine Entfernung von Ihnen gibt mir den Mut, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu sein, oft genug trat dies Geständnis auf meine Zunge, aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszusagen. Bester Freund, Ihre Güte, Ihre Teilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt in Ihr Haus gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimütige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn sein zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben, nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vorteile zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziele entgegengehn, urteilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei kleine

Jahre, und mein ganzes Glück wird entſchieden ſein. Ich fühle es, mein teuerſter Freund, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr ſchon iſt es, daß dieſer Gedanke meine Seele beſchäftigte, aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunſche hätte Raum geben können, den ich damals durch nichts unterſtützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus ſeltener zu beſuchen und in der Entfernung Zerſtreuung zu finden, aber dieſer armſelige Kunſtgriff gelang meinem Herzen nicht. Der Herzog von Weimar war der erſte Menſch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an meinem Glück Anteil nähme, brachten mich dahin, ihm zu geſtehen, daß dieſes Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute ſich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr für mich handeln wird, wenn es darauf ankömmt, durch dieſe Verbindung mein Glück zu vollenden. Ich ſetze nichts mehr hinzu, beſter Freund, als die Verſicherung, daß vielleicht hundert andre Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schickſal verſchaffen können, als ich in dieſem Augenblick ihr verſprechen kann, aber ich leugne, daß eines andern Herz ihrer würdiger ſein wird. Von Ihrer Entſcheidung, der ich mit Ungeduld und furchtſamer Erwartung entgegenſehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, ſelbſt an Ihre Tochter zu ſchreiben.

Leben Sie wohl, ewig geliebt von Ihrem

Fried. Schiller.

An Gottfried Körner.

Leipzig, d. 7. Mai 85.

Könnte meine herzliche Achtung für Sie, mein Beſter, noch viele höhere Grade zählen, ſo hätte ſie zuverläſſig durch Ihren letzten Brief den höchſten erreicht. Ihr edles Herz lernte ich früh-

zeitig lieben, ihren ausdauernden Mut, Ihre Entschlossenheit habe ich längst bewundert, jetzt aber verehre ich Ihren Geist. Ja, liebster Freund, verehren muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen sich dem Genuß ihrer Wonne mit süßer verführerischer Erschlappung dahin geben und den besten Teil ihres Daseins in einem berauschenden Traume verschwelgen, der in einer solchen Periode nach Taten dürstet und — erlauben Sie mir Ihre eignen Worte — darauf denkt, dem Glücke einen Teil seiner Schuld abzutragen. Es freut Sie, Teuerster, daß Sie an mir den Menschen fanden, dem sich so etwas anvertrauen und mitteilen läßt, und mich könnt es stolz machen, daß Sie mich wert halten, die schönste und größte Seite Ihres Geistes mir zuzusprechen. Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längsterflehten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Tatenbegierde ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern — Sie, mein Werteſter, spannen jetzt neue und kühnere aus und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der andern alltäglichen Menschen ein mutloses Anker werfen.

Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahndete. — Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts. Wenn auch der verwegene Flug unsers Denkens uns bis in die unbefahrenste fernste Himmelstriche der Wahrheit geführt hat, so erschrecken wir mitten in dem entdeckten Klima über uns selbst und unsere tote Einsamkeit: „Fremdlinge in der ätherischen Zone irren wir einsam umher und sehen mit tränenden Augen nach unser nordischen Heimat zurück.“ Dies lag aufgedeckt vor dem großen Meister der Natur, darum knüpfte er die denkenden Wesen durch die allmächtige Magnetkraft der Geselligkeit aneinander. Und was existiert im unermeß-

lichen Reiche der Wahrheit, worüber Menſchen wie wir, verbrüdert wie wir, nicht endlich Meiſter werden ſollten? Freuen Sie ſich, teurer Freund, daß unſere Freundſchaft das Glück hatte, da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menſchen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unſterbliche Dauer. Ihre Materialien ſind die Grundtriebe der menſchlichen Seele. Ihr Terrain iſt die Ewigkeit und ihr Nonplusultra die Gottheit. —

Es würde mich traurig machen, Beſter, wenn Sie in einer einzigen Anwandlung von Nüchternheit — in einer einzigen klügelnden Minute ihres Lebens das, was ich jetzt geſagt habe, für Schwärmerei nehmen wollten. Es iſt keine Schwärmerei — oder Schwärmerei iſt wenigſtens ein vorausgenoſſener Paroxysmus unſrer künftigen Größe, und ich vertauſche einen ſolchen Augenblick für den höchſten Triumph der kalten Vernunft nicht. Aber dieſer Brief iſt auch nur für uns und die Verwandte unſrer Empfindung.

Danken Sie dem Himmel für das beſte Geſchenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeiſterung. Das Leben von tauſend Menſchen iſt meiſtens nur Zirkulation der Säfte, Einſaugung durch die Wurzel, Deſtillation durch die Röhren und Ausdünſtung durch die Blätter; das iſt heute wie geſtern, beginnt in einem wärmeren Apriltage und iſt mit dem nämlichen Oktober zu Ende. Ich weine über dieſe organiſche Regelmäßigkeit des größeſten Teils in der denkenden Schöpfung, und den preiſe ich ſelig, dem es gegeben ward, der Mechanik ſeiner Natur nach Gefallen mitzuſpielen, und das Uhrwerk empfinden zu laſſen, daß ein freier Geiſt ſeine Räder treibt. Man ſagt von Newton, daß bei Gelegenheit eines fallenden Apfels das ungeheure Syſtem der Attraktion in ſeinem Gehirne aufdämmerte. — Durch wieviel tauſend Labyrinthe von Schlüſſen würde ſich ein gewöhnlicher Geiſt bis zu dieſer Entdeckung haben durchkriechen müſſen, wo das verwegene Genie durch einen Rieſenſprung ſich am Ziele

ſah. Sehen Sie, beſter Freund — unſre Seele iſt für etwas Höheres da, als bloß den uniformen Takt der Maſchine zu halten. Tauſend Menſchen gehen wie Taſchenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydroſtatiſch wie das Blut durch ſeine Venen und Arterien, der Körper uſurpiert ſich eine traurige Diktatur über die Seele, aber ſie kann ihre Rechte reklamieren, und das ſind dann die Momente des Genius und der Begeiſterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino.

Das Bisherige, Freund, ſollte keine Ausſchweifung, keine Digreſſion ſein. Wir wollen durch eine dreifache Verbrüderung unſere Bahnen gehen, aber Enthuſiasmus iſt ja der erſte Gewinn von unſerm Bunde. Ich wollte Ihnen beweiſen, wieviel Enthuſiasmus bewirken kann — alſo wiſſen Sie nun auch, was unſer Bündnis bewirken wird.

Über den Bau unſrer Freundſchaft habe ich tauſend Ideen, deren ich entweder jetzt ſchon in Briefen oder bei unſerm perſönlichen Umgang in Dresden loszuwerden gedenke. Kalte Philoſophie muß die Geſetzgeberin unſrer Freundſchaft ſein, aber ein warmes Herz und ein warmes Blut muß ſie formen. Doch es iſt unmöglich, daß ich Ihnen jetzt ſchon die unzähligen mir zuſtrömenden Gedanken darüber preisgeben kann, die nun erſt in meinem Kopfe ſich läutern und reinigen müſſen. So viel iſt gewiß, daß ich von euch aufgefordert ſein möchte, den Riß zu dem ſchönen ſtolzen Gebäude einer Freundſchaft zu machen, die vielleicht ohne Beiſpiel iſt.

Ihre Wanderung durch die Wiſſenſchaften, liebſter Freund, die Sie mir ſo lebhaft beſchrieben haben, darf Sie niemals gereuen. Es iſt immerhin von entſchiedenem Nutzen, wenn man in einem Felde zu Hauſe und in den übrigen kein ganzer Fremdling iſt. Sie haben Ihren Geiſt in zerſchiedenen Sphären des Denkens geübt und laufen nicht mehr Gefahr, ſich pedantiſch in Ihr Hauptfach hineinzugraben.

Meine jetzige Beſchäftigung zu Gohlis wird die Thalia und der Karlos ſein. Freilich, liebſter Freund, wird das Vergnügen meiner jetzigen Exiſtenz durch den perſpektiven Anblick des höheren Vergnügens, das mich in unſerm engern Zirkel zu Dresden erwartet, um ein Großes geſtört. Sie wiſſen ja, Lieber — es iſt ja die allgemeine Quelle der menſchlichen Klagen, daß ihnen die Hirngeſpinſte der Zukunft den Genuß des Augenblicks rauben. Sobald wir beiſammen ſind, ſchneide ich meine Zeit in drei Teile. Einer gehört dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menſchen. Das iſt freilich auch nur ſo eine Papierdiſtinktion, doch Sie verſtehen mich ja.

Unſre lieben Mädchen ſind nunmehr in Gohlis, und was mit Hubern indeſſen geſchehen iſt, werden Sie ja wohl von ihm ſelbſt ſchon erfahren haben. Von Mannheim habe ich angenehme Nachrichten erhalten. Schreiben Sie mir bald wieder, liebſter Freund, und laſſen Sie uns wenigſtens durch Briefe unſere jetzige Trennung hintergehen.

Friedrich Schiller.

An Gottfried Körner.

Gohlis, am 3. Julii 85.

Ich habe Luſt, Dir heute recht viel zu ſchreiben, denn mein Herz iſt voll. Ohnedem wirſt Du mich vielleicht dieſen Nachmittag unterwegs erwarten, und weil ich dieſe Hoffnung nicht erfüllen kann, ſo ſoll wenigſtens meine Seele Dich begleiten. Die Zeit war vorgeſtern für meine Wünſche zu kurz, und ich hätte eine Injuria gegen meine Kameraden begangen, wenn ich Dich als mein Eigentum hätte behandeln wollen. Alſo mag dieſer Brief hereinbringen, was neulich verloren ging.

Beſter Freund — der geſtrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, ſolang ich lebe. Gäbe es Geiſter,

die uns dienſtbar ſind und unſre Gefühle und Stimmungen durch eine ſympathetiſche Magie fortpflanzen und übertragen, du hätteſt die Stunde zwiſchen halb acht und halb neun vormittags in der ſüßeſten Ahndung empfinden müſſen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philoſophiſch feſte Gewißheit wars, was ich in der herrlichen Perſpektive der Zeit vor mir liegen ſah. Mit weicher Beſchämung, die nicht niederdrückt, ſondern männlich emporrafft, ſah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichſte Verſchwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich ſelber zernichtet. Tief, beſter Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben ſich Kopf und Herz zu einem herkuliſchen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchſten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und teilte ſich den andern elektriſch mit. O, wie ſchön und wie göttlich iſt die Berührung zweier Seelen, die ſich auf dem Wege zur Gottheit begegnen. Du warſt bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Hubers Augen deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unſere Augen begegneten ſich, und unſer heiliger Vorſatz zerſchmolz in unſere heilige Freundſchaft. Es war ein ſtummer Handſchlag, getreu zu bleiben dem Entſchluß dieſes Augenblicks — ſich wechſelsweiſe fortzureißen zum Ziele — ſich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht ſtille zu halten bis an die Grenze, wo die menſchlichen Größen enden. O, mein Freund. Nur unſerer innigen Verkettung, ich muß ſie noch einmal ſo nennen, unſerer heiligen Freundſchaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen.

Die gütige Vorſehung, die meine leiſeſten Wünſche hörte, hat mich dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch dich mir. Ohne mich ſollſt du ebenſowenig deine Glückſeligkeit vollendet ſehen können, als ich die meinige ohne dich. Unſere künftig erreichte Vollkommenheit ſoll und darf auf keinem andern Pfeiler als unſrer Freundſchaft ruhen. — Unſere Unterredung hatte dieſe Wendung genommen, als wir ausſtiegen, um unterwegs ein Frühſtück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Geſundheit wurde getrunken. Stillſchweigend ſahen wir uns an, unſere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Tränen in den Augen, die er ſich zu erſticken zwang. Göſchen bekannte, daß er dieſes Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Geſicht war feuerrot, als er uns geſtand, er habe noch keinen Wein ſo gut gefunden, und ich dachte mir die Einſetzung des Abendmahls — „Dieſes tut, ſo oft ihrs trinket, zu meinem Gedächtnis." Ich hörte die Orgel gehen und ſtand vor dem Altare. Jetzt erſt fiels uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wiſſen, haben wir ihn heilig gefeiert. — Teuerſter Freund, hätteſt du deine Verherrlichung in unſeren Geſichtern geſehen — in der vom Weinen erſtickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hätteſt du ſogar deine Braut vergeſſen, keinen Glücklichen unter der Sonne hätteſt du beneidet. — — Der Himmel hat uns ſeltſam einander zugeführt, aber in unſerer Freundſchaft ſoll er ein Wunder getan haben. Eine dunkle Ahndung ließ mich ſo viel, ſo viel von euch erwarten, als ich meine Reiſe nach Leipzig beſchloß, aber die Vorſehung hat mir mehr erfüllt, als ſie mir zuſagte, hat mir in euren Armen eine Glückſeligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieſes Bewußtſein dir Freude geben, mein Teureſter, ſo iſt deine Glückſeligkeit vollkommen.

Die nahe und ſüße Ausſicht auf den Beſitz deiner Minna wird freilich dein ganzes Herz ausfüllen und es für fremde

Freuden und Leiden verſchließen, aber ich mute dir auch jetzt nicht zu, deine Sympathie an mich zu verſchwenden und mit dem Zuſtande meines Herzens beſchäftigt zu ſein. Ich will nur haben, daß der Gedanke an deinen Freund deine Freude vergrößern ſoll, und wenn du zuweilen Augenblicke haſt, wo du anderen Empfindungen Raum gibſt, daß dann meine Gemütsfaſſung eine Quelle des Vergnügens mehr für dich ſein möge.

Hubers Situation geht mir ſehr nahe, und von Herzen wünſchte ich, ſeine Eltern möchten über dieſen Punkt mit ſich einig ſein. Zur ganzen Glückſeligkeit unſeres Beiſammenſeins gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt. Ich hoffe einmal von unſerer Verbindung alles für ſeine Bildung, und es gehört zu meinen ſchönſten Träumen, die Epoche ſeines Geiſtes lenken zu helfen. Du und ich ſind ihm unentbehrlich, wenn die gewünſchte Revolution in ihm bewirkt werden ſoll, und das Glück unſrer wechſelſeitigen Vereinigung wird durch ihn einen großen Zuwachs erhalten. Mache dirs alſo zu einer angenehmen Pflicht, mein Lieber, ſeine Sache ins reine zu bringen. Das wird geſchehen, ſobald der Graf Redern ſeinem Vater gute Hoffnungen macht. Beunruhige dieſen alſo ſo lange, bis er geſchrieben hat, und ſchreibe du ſelbſt an Hubers Vater, ihn über die ökonomiſchen Artikel zu beruhigen. Huber ſelbſt iſt zu blöde und mutlos, die Sache zum Ziele zu bringen, andere müſſen für ihn wirken, und du kannſt ſehr viel tun. Ich erwarte mit Ungeduld deinen nächſten Brief, wo Du mir ſagen wirſt, daß ein Schritt mehr in der Sache getan iſt.

Ich habe jetzt einige Fragen an dich zu tun, deine Verbindung mit Göſchen betreffend. Iſt euer Verhältnis ſo, daß du z. E. in ſeiner Handlung Verleger eines Buches ſein kannſt, wovon er bloß die Kommiſſion zu beſorgen hat? — Mir liegt darum viel daran, dieſes zu wiſſen, weil ich dann mein Autor Commerce ganz anders traktiere und, nach einer vorhergehenden Verabredung mit dir, ſelbſt den Verlag meiner Sachen zu übernehmen Luſt hätte.

Zweitens habe ich noch ein Unternehmen im Sinn.

Schwan und Göz haben die Indiskretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu laſſen, nachdem die erſte Edition vergriffen war — und Göz trieb es ſo weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauch aus ihrer Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieſer niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeiten gegen dieſe Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, ſelbſt eine neue Auflage meiner Stücke zu veranſtalten. Mehrere Gründe ſind es, die mich dazu bewegen. Erſtlich bin ich es meiner ſchriftſtelleriſchen Ehre ſchuldig, die Plümikiſche Verhunzung meiner Stücke wieder gutzumachen. Zweitens weiß das Publikum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erſchienen ſind. Drittens kann ich vorausſetzen, daß eine durchgängige korrektere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publikum intereſſant und für meinen Namen von wichtigen Folgen ſein werde, und dann bin ich viertens geſonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Akt: Räuber Moors letztes Schickſal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen ſoll. Die Ausgabe müßte auch alle äußere Verſchönerung haben, und es iſt keine Frage, daß die Spekulation einſchlagen werde.

Über die Art der Ausführung dieſes Projekts bin ich nun uneinig mit mir ſelbſt. Was die Thalia betrifft, ſo wird in einigen Wochen eine Anzeige von mir in der beſten Zeitung erſcheinen, worin die Urſachen der bisherigen Verzögerung kürzlich angegeben ſind, denn meine Abreiſe aus Mannheim entſchuldigt dieſen Aufſchub hinlänglich. Das ganze Unternehmen dieſer Edition des Fiesko und der Räuber koſtet mich ſechs Wochen, und alſo gerade die Zeit, die ich noch in Gohlis zubringe, und wo ich ohnehin nicht gern etwas Weitläuftigeres unternehmen mag. Außerdem brauche ich höchſt notwendig Geld; denn du kannſt leicht urteilen, was mich das Vierteljahr, ſeitdem ich in Leipzig bin, gekoſtet hat. Über-

dem hat mich meine Reiſe gegen fünf Karolin mehr gekoſtet, als ich mir träumen ließ; von der Mannheimer Poſt habe ich noch keinen Heller Subſkriptionsgeld erhalten, und meine gewiſſe Ausrechnung, daß das zweite Heft der Thalia jetzt fertig ſein würde, hat auch fehlgeſchlagen. Ich habe mich hier ganz aufgezehrt, und weil ich nicht vorausſehe, daß die Thalia zu Ende der ſechs Wochen fertig ſein kann, ſo muß ich auf etwas anderes denken.

Wenn du alſo nach reifer Überlegung meines Planes fändeſt, daß du ſelbſt in Göſchens Handlung teil daran nehmen könnteſt, ſo kann die Sache ſogleich abgetan ſein. Du würdeſt dich mit mir entweder in einer Summe überhaupt vereinigen oder mir den Bogen bezahlen, und dieſes überließe ich dann ganz deinem eigenen Überſchlag. Der Umſtand iſt der, daß dieſer Plan für dich (oder Göſchen) mehr als nicht nachteilig, für mich aber von ſehr großem Vorteil iſt; denn ich bin für meine drei Stücke bisher erbärmlich bezahlt worden, und ich glaube doch, daß mir das Publikum einigen Erſatz ſchuldig iſt. Außerdem habe ich noch eine Rückſicht dabei: Huber beſorgt mit Recht, daß ſeine neue Equipage ſeine Eltern vielleicht am meiſten abſchröcken könnte, und darum wünſcht er, ihnen die Ausgaben vom Seinigen zu erleichtern. Er hat für den Figaro und Ethelwolf zwar noch einige 70 Taler von Göſchen zu fodern; weil dieſer aber bis jetzt von dieſer Sache ganz geſchwiegen hat, ſo beſorgte er, daß es ihm ſchwer fallen würde, ihm das Geld zu geben. Ich könnte Huber dann größtenteils aus dieſer Verlegenheit helfen und ihm und mir wäre gedient, ohne dich zu riskieren. Antworte mir ausführlich, liebſter Freund, überlege aber, daß Huber und ich notwendig Geld brauchen, denn ich für meinen Teil bin jetzt ganz auf dem Sande, und ich habe keine Hoffnung, vor einem Vierteljahre einen Pfennig von Subſkriptionsgeldern zu ſehen, wenn ich nicht ganz und gar darum betrogen bin. Wirſt du mit mir über meinen Vorſchlag einig, ſo tätеſt du mir einen großen Gefallen, wenn du mir jetzt gleich

einen Teil avancieren könntest. Göschen habe ich von der Sache noch kein Wort sagen wollen.

Doch genug von dieser Kaufmannsmaterie. Heute wollten wir den beiden entgegenfahren, aber das Wetter ist sehr schlecht, und ich zweifle, ob sie kommen. Ich hätte dir noch tausenderlei Ideen mitzuteilen, aber bald sind wir ja beisammen, und ich will mir die Freude mündlich machen. O, mein bester Freund, wie schön liegt die Dresdener Zukunft vor meinen Augen, wie fange ich jetzt an, mich meines Lebens zu freuen, weil ich es würdig genießen will. Ich sage mit Julius von Tarent: In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte. Lebe wohl, Teuerster.

Ewig

Dein

Schiller.

An Gottfried Körner.

[Gohlis] am 11. Julius 85.

Du hast recht, lieber Körner, wenn du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, die ich hatte, dir meine Verlegenheit zu gestehen. Ich fühle es mit Beschämung, daß ich unsere Freundschaft herabsetze, wenn ich neben ihr deine Gefälligkeit noch in Anschlag bringen kann. Mir hat das Schicksal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, dir gab es auch noch die Macht es zu können. Du bist also ja nur glücklicher gefahren als ich — und doch war ich Alltagsmensch genug, durch meine Zurückhaltung stillschweigend einzuräumen, daß deine Überlegenheit im Glücke meinen Stolz empfindlicher schmerzt, als die Harmonie unserer Herzen ihm wohltut. Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Wert in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen, derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es

noch mehr gegen dein Schickſal ſein. Warum ſollte er dir Blößen von dieſer Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab?

Verzeih mirs, beſter Freund. Frühe Vorurteile der Erziehung, und die immer und ewig zurückkehrende Erfahrung haben mein beſſeres Wiſſen überſtimmt. Meine Philoſophie kann für die Schamröte nicht, die mein Geſicht unwillkürlich färbte.

Über Glücksgüter werden wir wohl beide von einerlei Meinung ſein. Süße Empfindung iſt es dem edlen Manne, ſie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung iſt das Werk einer ſchönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere Tugend und eine ſüßere Wolluſt, als dieſe, gibt. Siehſt du, mein Teuerſter, ich, dem dieſe Quelle ſchöner Taten verſtopft iſt, ich muß ſo denken; zu meiner Beruhigung muß ich den Wert deiner Großmut herunterſetzen, muß ich Vorzüge und Genüſſe des Geiſts und des Herzens auf Unkoſten jener erheben, ich muß das tun, weil dieſe, aber nicht jene, in meiner Gewalt ſind. Je höher meine Verbindlichkeit gegen dich ſteigt, deſto höher muß ich dir meine Freundſchaft anrechnen; und ich kenne dich zu gut, als daß ich nicht voraus überzeugt ſein ſollte, du würdeſt viel lieber den Wert dieſer letzteren übertreiben, als mir die erſtere ſchwer machen.

Für dein ſchönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieſer iſt die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rouſſeau den Brief des Grafen Orlov abfertigte, der aus freiwilligem Enthuſiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freiſtätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rouſſeau kleiner fühle, will ich hier größer handeln, wie er. Deine Freundſchaft und Güte bereitet mir ein Elyſium. Durch dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückſeligkeit wird ſteigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei dir und durch dich getraue ich mir, dieſe zu bilden. Die Tränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, dieſe Tränen werden

wiederkommen, wenn dieſe Laufbahn vollendet iſt. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer iſt glücklicher, als du?

Eine Freundſchaft, die ſo ein Ziel hat — kann niemals aufhören.

Zerreiße dieſen Brief nicht. Du wirſt ihn vielleicht in zehen Jahren mit einer ſeltnen Empfindung leſen, und auch im Grabe wirſt du ſanft darauf ſchlafen.

Leb tauſendmal wohl. Mein Herz iſt zu weich. In einigen Tagen ſchreib ich dir wieder. Lebe wohl. Schiller.

Begleitworte zu Schillers Hochzeitsgeſchenk für Gottfried und Minna Körner.

[Leipzig d. 7. Auguſt 1785.]

Meine Teuerſten,

An dem Morgen des Tages, der euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht.

Wünſchen kann ich euch nichts mehr. Jetzt habt ihr ja alles. Euer Glück zu vergrößern, müßte der Himmel eure Sterblichkeit aufheben.

Euer Glück ruht in euren Herzen, es kann alſo nimmermehr aufhören. Aber wenn ihr nichts mehr zu wünſchen findet, wenn das Wonnegefühl, euch zu beſitzen, eure ganze Seele füllt, ſo ſchenkt wenigſtens einen Seitenblick noch der Freundſchaft. Vergeßt nicht, daß ſie für euch betet, für euch Tränen der Freude weint und ſich ſo ungern von dem lieblichen Traume trennt, eure Tage verſchönern zu helfen. Entlaßt ſie ihrer Pflichten nicht — ſie ſind ihre Glückſeligkeit, und wieviel bleibt ihr übrig, wenn ihr gar nichts mehr wünſchen wollt?

Sehnſucht, ſich nie von dem lieben Weſen zu ſcheiden, das einſt unſerm Herzen ſo teuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum ſeien ſie heute das Symbol eurer Liebe und unſrer Vereinigung.

Friedrich Schiller.

Für Körner und Minna.

Am 7. Auguſt 1785.

Heute vor fünftauſend Jahren hatte Zeus die unſterblichen Götter auf dem Olympus bewirtet. Als man ſich niederſetzte, entſtand ein Rangſtreit unter drei Töchtern Jupiters. Die Tugend wollte der Liebe vorangehn, die Liebe der Tugend nicht weichen, und die Freundſchaft behauptete ihren Rang vor beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung, und die ſtreitenden Göttinnen zogen ſich vor den Thron des Saturnius.

Es gilt nur ein Adel auf dem Olympus, rief Kronos Sohn, und nur ein Geſetz, wornach man die Götter richtet. Der iſt der erſte, der die glücklichſten Menſchen macht.

Ich habe gewonnen, rief triumphierend die Liebe. Selbſt meine Schweſter, die Tugend, kann ihren Lieblingen keine größre Belohnung bieten als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anweſende unſterbliche Götter.

Und wie lange beſtehen deine Entzückungen? unterbrach ſie ernſthaft die Tugend. Wen ich mit der unverwundbaren Ägide beſchütze, verlacht ſelbſt das furchtbare Fatum, dem auch ſogar die Unſterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beiſpiel der Götter prahlſt, ſo kann ich es auch — der Sohn des Saturnus iſt ſterblich, ſobald er nicht tugendhaft iſt.

Die Freundſchaft ſtand von ferne und ſchwieg.

Und du, kein Wort, meine Tochter? rief Jupiter — was wirſt du deinen Lieblingen Großes bieten?

Nichts von dem allen, antwortete die Göttin und wiſchte verſtohlen eine Träne von der errötenden Wange. Mich laſſen ſie ſtehen, wenn ſie glücklich ſind, aber ſie ſuchen mich auf, wenn ſie leiden.

Verſöhnet euch, meine Kinder, ſprach jetzt der Göttervater. Euer Streit iſt der ſchönſte, den Zeus je geſchlichtet hat, aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird

ihre Schweſter Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe keinen Günſtling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwiſchen euch beide trete die Freundſchaft und hafte mir für die Ewigkeit dieſes Bundes.

An Gottfried Körner.

Gohlis, 6. September 1785.

Endlich einmal wieder einen Brief. Es iſt der erſte, den ich ſeit meiner Zurückkunft von Hubertsburg ſchreibe, und der muß notwendigerweiſe an euch ſein.

Huber wird dich, liebſter Körner, meinen Unfall haben wiſſen laſſen. Kurz vor Stötteritz bin ich geſtürzt und habe die rechte Hand gequetſcht. Mir war ein bißchen bange für Folgen, doch hoffe ich nun das Beſte, und ein kleines Überbleibſel an der Hand ſoll mir herzlich lieb ſein, weil es mich mein Leben lang an deinen glücklichen Einzug in Dresden erinnert, — und was wären unſere Freuden, wenn ſie uns nicht auch etwas koſteten?

Du und deine liebe gute Minna ſind jetzt ſo glücklich, daß ich fürchten möchte, der gütigen Vorſicht durch meine Wünſche ins Amt zu greifen, die ſich aus der Verſchönerung eurer Exiſtenz das ſüßeſte Geſchäft gemacht hat. Lebet ewig ſo, und der letzte eurer Tage ſei ſo ſchön, ſo entzückend als der Brautmorgen.

Mein bisheriges Daſein in Gohlis war einſiedleriſch, traurig und leer. Die Natur ſelbſt war nicht mehr ſchön — düſtere, feindſelige Herbſttage mußten ſich mit eurem Abſchiede verſchwören, mir den Aufenthalt hier ſchmerzlicher und ſchwerer zu machen. Was ſoll ich denn auch hier? — Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude, wie der Reiſende an den Ruinen Griechenlands, ſchwermütig und ſtill vorüber. Nur das Vergangene macht mir ſie teuer. — Ich ſehe nichts mehr darin, als das, was ſie mir geweſen waren. Die ganze Gegend da herum

liegt da wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele ist dahin.

Hubers Angelegenheit verzögert sich allzusehr für meine Wünsche, ich kann es unmöglich mehr abwarten. Ich muß zu euch — und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf.

Deine liebe Minna und das gute Dorchen bitte ich gar schön, die notwendigen Meubles in unser Logis schaffen zu lassen. Beide wissen schon, was ich brauche. Wenn du mir schreibst, so bezeichne mir den Namen meines Hauses, daß ich allenfalls den Koffer gleich dahin abgehen lassen kann.

Meine Hand zittert noch so sehr, daß ich zweifle, ob du meine Schreiberei wirst lesen können. Dieser Tage habe ich einen Sekretär im Hause, dem ich den Fiesko nach der Veränderung für das Theater diktiere. Übermorgen in vierzehn Tagen wird er hier gegeben, aber unmöglich kann ich ihn abwarten. Schreibe mir nur mit dem baldigsten.

Lebe wohl, Bester. Das Schreiben wird mir noch sauer. 10 000 000 000 mal empfiehl mich den Beiden. Ich bin ewig der deinige. S.

An Gottfried Körner.

[Leipzig], Sonnabends d. 10. 7br. 85.

Diesen Abend, punkt sechs Uhr, erhalte ich deinen Brief, und in eben dem Augenblick kommt D. Albrecht und macht mir Hoffnung, daß ich morgen früh vier Uhr mit ihm nach Dresden reisen könnte, wenn wir zusammen Extrapost nähmen. Weil mir dieser Vorschlag sehr willkommen ist, da ich auf diese Weise sehr bald nach Dresden käme und noch überdies durch die Geschwindigkeit

meiner Abreiſe der gepreßten Situation des Abſchiednehmens von einigen guten Menſchen entgehe, ſo werde ich ihn vermutlich annehmen. Ganz zuverläſſig weiß ich es zwar noch nicht, denn ich habe unmöglich Zeit gehabt, zu überdenken, ob die kurze Friſt von neun Stunden zu meiner völligen Beſtellung hinreichen wird, auf allen Fall aber wirſt du, Liebſter, jemand morgen abend als den 11. Sept. in deinem Quartier zurücklaſſen, der mich zurechtweiſen kann. Vielleicht alſo ſind nur noch 30 Stunden zwiſchen uns. Tauſend Grüße unſern Lieben.

Dein

Schiller.

An Gottfried Körner.

[Dresden], 12. Sept. 1785.
Vom Goldnen Engel Nr. 4, eine Treppe.

Guten Morgen in Dresden, lieber Körner!

Die vorige Nacht um 12 Uhr kam ich hier an. Meinen Brief vom 10. Sept. haſt du hoffentlich erhalten. Da ich nicht weiß, ob du in der Stadt oder im Weinberg zu finden biſt, ſo ſchicke ich dieſes Billett nach deinem Haus. Sei ſo gut und ſchicke mir vor allen Dingen den Burſchen zu, weil ich ihn brauche. Laß mich durch ihn zugleich erfahren, gegen welche Zeit ich euch drei allein beiſammen finden kann. Deine Frau und Dorchen grüße tauſendmal. Wie ſchlägt mir das Herz, euch wieder ſo nahe zu ſein, euch ſo bald wieder zu ſehen.

Schiller.

An Ferdinand Huber.

Dresden, d. 13. Sept. 85.

Ich weiß zwar noch nicht, mein Lieber, ob dieser Brief heute wird abgehen können, daß du ihn morgen Abend in Händen hast, indessen will ich doch den Fall setzen und deinen Geburtstag darin ignorieren. Es ist der erste Brief, der von Dresden handelt, und er verdient also, mit jedem andern Inhalt verschont zu bleiben.

Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten, hab ich nun endlich erlangt. Ich bin *hier*, im Schoße unserer Lieben, aufgehoben wie im Himmel. Ich würde es wagen, dich in das Innre meiner Seele hineinzuführen und dir die Geschichte meines Herzens von gestern an zu beschreiben, wenn ich dich solange könnte vergessen machen, daß ich Dichter bin. Laß dirs also mit trocknen Worten malen: Mir ist wohl, und in der *jetzigen* Fassung meines Gemüts kenne ich keine andere Besorgnis mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Los der zerstörenden Zeit. Erblicke itzt in mir dein eigenes Schicksal. Wie mir jetzt ist, wird dir in wenigen Wochen auch sein — betrachte mich also als den

— — „seligen Spiegel deiner Seligkeit".

Ich schreibe dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg, über mir höre ich unsre lieben Weiberchens herumkramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klavier klimpern. Wie viel Stimmung gibt mir das zu einer Unterhaltung mit dir!

Unsere Hieherreise war wirklich sehr angenehm, schade nur, daß der Abend und die Nacht uns beim Eintritt in die schönre Landschaften überfielen. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers grüßte ich die merkwürdigen Plätzchen wieder, die sich meinem Herzen unter der neulichen Reise vorzüglich ausgezeichnet hatten, als zum Beispiel die *Abschiedsstelle* zwischen Stauchiz und Hubertsburg. Als auf einmal, und mir zum erstenmal, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. O mein liebster Freund, wie interessant war mir alles! Die Elbe bildet

eine romantiſche Natur um ſich her und eine ſchweſterliche Ähnlichkeit dieſer Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichteriſchen Kindheit macht mir ſie dreifach teuer. Meißen, Dresden und ſeine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländiſchen Fluren.

Zwölf Uhr in der Nacht war es, als wir über die Brücke fuhren. Ich ſah hinter mir in der Neuſtadt, in der Gegend, worin ich Körners Haus vermutete, einige Häuſer erleuchtet, und mein Herz wollte mich bereden, daß Körners darunter war. Im Goldnen Engel traten wir ab und den andern Morgen ſchickt ich in die Neuſtadt, mich nach Körners Aufenthalt zu erkundigen, weil ich vermutete, daß er im Weinberge wäre, und unſern Bedienten kommen zu laſſen. Der Bediente brachte mir Grüße von den Weibern, Körner war noch bis eins im Kollegium. Ich ließ mich in einer Portechaiſe hintragen, weil es ganz entſetzlich regnete, und die Freude unſeres Wiederſehens — und eines ſolchen Wiederſehens — war himmliſch.

Körner wohnt äußerſt niedlich und bequem. Die Zimmer ſind freilich etwas niedrig, aber alles, was ihnen abgeht, wird durch das ſchöne Ameublement erſetzt, und die Ausſicht über die Elbe iſt über alle Beſchreibung ſchön.

Minna und Dorchen ſind heiter und beide geſund. Körner iſt ganz glücklich, wie du wohl denken kannſt. Unter dem Mittageſſen iſt fleißig an den fünften gedacht worden, und in gutem Rheinwein wurde deine Geſundheit getrunken. Alles, alles war mir ſüß, weil ich mich endlich zu Hauſe fühlte. Nach dem Kaffee verſuchte Körner etwas auf der Harmonika — lieber Huber, die Wirkung dieſes Inſtruments kann in gewiſſen Situationen mächtig werden. Ich verſpreche mir hohe Inſpirationen von ihr.

Abends gegen fünf fuhren wir nach dem Weinberge, unterwegs fand ich die himmliſchſte Gegend. Er liegt eine Stunde vor der Stadt, iſt beträchtlich und hat Terrain genug, Körners Erfindungsgeiſt zu allerlei Ideen zu verführen. Am Fuße des Berges liegt

das Wohnhaus, welches weit geräumiger ist als das Endnerische zu Gohlis. Am Haus ist ein niedlicher kleiner Garten, und oben auf der Höhe des Weinbergs steht noch ein artiges Gartenhäuschen. Die Aussicht von diesem und der Untergang der Sonne soll ganz zum Entzücken sein. Alles hier herum wimmelt von Weinbergen, Landhäuschen und Gütern.

Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorschmack von allen folgenden. Während daß Dorchen und Minna auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. Jetzt wird er anfangen tätig zu werden. O, liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden.

Diese Nacht habe ich zum erstenmal unter einem Dache mit unsern Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern Nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klavier spielen, du glaubst nicht, wie mich das belebte.

Eben sind sie aus meinem Zimmer gegangen, um mich diesen Brief an dich schreiben zu lassen. Er ist fertig, und du hast die kurze Geschichte meines Hierseins bis auf den Augenblick, wo ich mich unterschreibe deinen glücklichen Freund

Schiller.

An Friedrich Kunze.

Dresden d. 13. Septbr. 85.

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Abschied von Ihnen nehmen zu dürfen, ohne mir noch einmal das Versprechen von Ihnen wiederholen zu lassen, daß Ihre Freundschaft mir bleiben wird. Wenn das heiligste Gelübde der meinigen einigen Wert für Sie haben kann, so empfangen Sie es jetzt aus reinem und offnem Herzen. Sie haben mich um einen edlen Menschen

reicher gemacht — und ich ſchätze dieſe Eroberung höher als alle Geſchenke, die das Glück zu vergeben hat. Unſere Seelen haben ſich berührt, laſſen Sie das eine Verwandtſchaft unter uns ſtiften, die der alles verheerenden Zeit mutig Trotz bieten kann. Unvergeßlich ſind mir die wenigen Stunden, die ich in Ihrem nähern Umgang durchlebte, dieſe Erinnerung wird ein heller Punkt in meinem Leben ſein. Könnte ich hoffen, beſter Freund, daß auch von meiner Seite etwas zur Vermehrung Ihrer Freuden geſchehen wäre und noch geſchehen könnte, dann, glaube ich, würde ich noch einmal ſo ſtolz auf mein Herz ſein. Leben Sie wohl und glücklich. Ich könnte dieſem Brief noch einen hiſtoriſchen Teil anhängen, aber das übrige können Sie ja von Hubern erfahren und die Beſtätigung unſrer Freundſchaft, dächte ich, wäre für einen Brief ſchon Inhalt genug. Erlauben Sie, daß ich in meinen trüben und glücklichen Stunden zuweilen an die Teilnahme appelliere, die Sie mir ſo liebevoll zuſagten und bisher bewieſen haben, und halten Sie die Viertelſtunde nicht für verloren, die Sie meinem Andenken und einem Brief an mich widmen.

Körner mit ſeiner Frau und Schwägerin betrachten meinen Brief mit tauſend Grüßen an Sie, Ihre liebe gute Frau, mit welcher Sie meine Freundſchaft brüderlich teilen werden. Die gute Karoline und unſere Chriſtine Kunze küſſen Sie von meinetwegen herzlich. Empfehlen Sie mich unſerm lieben D. Hartwig und verſichern Sie ihn meiner immerwährenden Freundſchaft, aber ſagen Sie ihm auch, daß er den Ohrenbläſereien der ſchwarzen Göttin nicht alles glauben ſoll. Wir Mediziner ſind darin übler daran als andere, weil unſre Furcht vor Krankheit mikroſkopiſche Augen hat, weil wir tauſend Wege mehr entdecken, die die Krankheit zu unſerm Leben ausfindig macht; aber ebendieſe Bekanntſchaft mit dieſer Materie liefert noch ungleich mehr Gründe zu unſrer Beruhigung, worauf ich den guten Hartwich verweiſe.

Noch einmal, liebster Freund, leben Sie glücklich, ewig geliebt von

Ihrem aufrichtigsten Freund

Fried. Schiller.

An Christophine Schiller.

Dresden d. 28. Sept. 85.

Da du mir deinen gefaßten Entschluß wegen Reinwald nur bloß historisch hast melden lassen, nachdem eure Verlobung vorbei ist, so sollte ich freilich vermuten, daß dir an meiner Bestätigung nicht sonderlich viel gelegen sein werde. Doch keine Vorwürfe, meine gute Schwester — vielleicht habe ich durch meine vorhergegangenen Zweifel, durch den Anschein von Mißbilligung dein Vertrauen zurückgescheucht, und dein Verdacht in die Unbefangenheit meines Rats hat deiner Freimütigkeit gegen mich geschadet.

Die Gegengründe, die ich dir aufstellte, überwogen zwar die Gründe, die ich bei dir voraussetzte, aber du behieltest vielleicht den hauptsächlichsten zurück, wobei du mich nicht zum Vertrauten machen wolltest, und konntest also niemals hoffen, meine Zweifel zu widerlegen. Ich fürchte sogar, daß du aus meiner Übereinstimmung mit der Frau v. Kalb auf ein Komplott gegen diese Heurat geschlossen hast, und wir beide hatten zugleich das Schicksal, dein Vertrauen zu verlieren. Wie dem auch sei — die ganze Sache ist nun entschieden, und ich habe dich bis jetzt noch so wenig auf Übereilungen überrascht, daß ich in die überlegte Klugheit deines Entschlusses nicht das mindeste Mißtrauen setzt. Die Beharrlichkeit meines Freundes, die sich bei diesem Fall vorzüglich auszeichnet, und die Verbesserung seiner Glücksumstände verändern ohnehin die ganze Gestalt der Sache, und also natürlicherweise auch meine Meinung. Du kennst ihn und bist also auf alles vorbereitet, was unvermeidlich sein wird, und wirst

dich in das zu finden wiſſen, was dich nicht mehr überraſchen kann. Er wird das Opfer ſchätzen, was du ihm gebracht haſt, und dich mit jedem Fall zu verſchonen trachten, wo es dich reuen könnte. Alles hoffe ich von deinem Verſtand und ſeiner Rechtſchaffenheit, und mit der nämlichen Wahrheit und Offenherzigkeit, womit ich alle meine Einwendungen gegen deinen künftigen Mann zu verantworten mich erbiete, gebe ich jetzt meinen brüderlichen Segen zu eurer Vereinigung. Mache ihn ſo glücklich, meine Liebe, als du verdienſt, es durch ihn zu werden.

Meine und der Frau von Kalb Briefe über dieſe Angelegenheit bitte ich dich, ihm ausdrücklich zu zeigen. Sie werden ihn an die Pflichten erinnern, die er gegen dich hat, und er wird ſich Mühe geben, unſere Beſorgniſſe zu widerlegen. Ich habe niemals aufgehört ſein Freund zu ſein, ſage ihm das und auch meinem Vater. Unſre Mißverſtändniſſe waren nie etwas anders, als eine Kolliſion ſeiner Hypochondrie und meiner Empfindlichkeit. Ich kann ihn nicht mehr lieben, nachdem er mein Schwager iſt, als vorher, da er nur mein Freund war. Jetzt tu ich aus Pflicht, was ich damals aus Wahl getan.

Einſt, meine gute Schweſter, wiegte ſich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für deine und deiner Schweſtern Glückſeligkeit. — Meine Entwürfe ſind demütiger worden, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. Solang mich unter den mannigfaltigen Bizarrerien des Schickſals das Gefühl meiner ſelbſt nicht verlaſſen wird, hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verluſt meines Vaterlandes alles gewonnen habe. Freilich, meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuverſicht aus dem damaligen Kreis meiner Beſtimmung heraus, der ſo eng und ſo dumpfig war wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu und ſchimäriſch war, und ich geſtehe mit Erröten, daß ich ihm die Erfüllung meiner ſtolzen Anſprüche noch bis auf dieſen Tag ſchuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, ſeinen

erſten Planen gemäß, in unbemerkter doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brot meines Vaterlandes gegeſſen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben ſollen, daß eine unglückliche Schnellkraft in mir erwachte, daß ſich mein Ehrgeiz entwickelte, dann hätte er mich mit mir ſelbſt ewig unbekannt erhalten ſollen. Das, was er noch bis jetzt meine Übereilung nennt, hat ſeinen Namen weiter getragen, als er hoffen konnte. — Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewiſſens geſucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekoſtet, die mir vielleicht in den nächſtfolgenden wuchern werden. Ich ſehe rückwärts in mein Leben und bin fröhlich, liebe Schweſter, und voll Mut für die Zukunft. Alle meine Schickſale verſchwinden gegen das, was ich gewann — ſchon allein die Eroberung einiger (und warum ſoll ich nicht ſagen vieler?) edler herrlicher Menſchen war den bedenklichen Glückswurf um mein Schickſal wert. Mein Vater iſt 60 Jahre alt und hat eine kleinere Liſte ſolcher Freunde als ich, und dieſe alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schimären.

Lebewohl, liebſte Schweſter. Unſern Eltern ſage, daß ſie von jetzt an um mich ganz unbeſorgt ſein ſollen. Alle ihre Wünſche und Projekte mit mir werden weit unter meinem jetzigen glücklichen Schickſal bleiben. Grüße Luiſen und küſſe meine Nanette. Schreibe mir bald und recht aufrichtig. Ich bin mit unwandelbarer Liebe

dein

zärtlicher Bruder

Fried. Schiller.

An Ferdinand Huber.

Dresden den 5. Oktobr. 85.

Deinen Brief, Lieber, erhalte ich eben nach einem kleinen Spaziergang im Japanſchen Garten, wo ich ſehr lebhaft mit dir beſchäftigt war. Möchte deine Seele mir jederzeit ſo nahe ſein,

als mir meine Phantaſie dazu Hoffnung macht! Anfangs habe ich geglaubt, es würde mir in den erſten Dresdner Wochen ſo ſchwer nicht fallen, von dir getrennt zu ſein, aber ich fand es anders. Warum? kann ich dir nicht wohl ſagen. Wahrſcheinlich liegt die Schuld an uns beiden. Wahrſcheinlich und hoffentlich. Ich habe dir viel zu ſagen, doch bin ich ungewiß, ob ich dirs ſagen werde. — Meine Seele iſt beklemmt, gib dir keine Mühe, Sinn aus meinen Worten zu ziehen, und wenn du nach deiner Ankunft mich fragen ſollteſt und ich dir ausweichen will, ſo forſche nicht weiter.

Es warten viele Freuden auf dich, wenn du einmal hier exiſtieren wirſt, unter andern auch dieſe, einem Freunde wiedergegeben zu ſein, dem du unentbehrlich biſt. Aber komm auch mit deinem ganzen Herzen zu mir, mit deinem ganzen Herzen — — — [unleſerlich gemacht] — — — — — — — — — — — — ein eigenes für ſeinen Freund, und ein eigenes für ſeine B — — — — — [unleſerlich] — — — —

Das Knabenjahr unſeres Geiſtes wird jetzo aus ſein, wie ich mir einbilde, ſo auch die Flitterwoche unſrer Freundſchaft. Laß unſre Herzen ſich jetzo männlich anſchließen aneinander, wenig ſchwärmen und viel empfinden, wenig projektieren und deſto fruchtbarer handeln.

Enthuſiasmus und Ideale, mein Teureſter, ſind unglaublich tief in meinen Augen geſunken. Gewöhnlich machen wir den Fehler, die Zukunft nach einem augenblicklichen höhern Kraftgefühl zu berechnen und den Dingen um uns her die Farbe unſrer Schäferſtunde zu geben. Ich lobe die Begeiſterung und liebe die ſchöne ätheriſche Kraft, ſich in eine große Entſchließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem beſſern Mann, aber ſie vollendet ihn nicht. Enthuſiasmus iſt der kühne, kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft, aber derjenige hieße ja ein Tor, der von dieſer Kugel erwarten wollte, daß ſie ewig in dieſer Richtung und ewig mit dieſer Geſchwindigkeit auslaufen ſollte.

Die Kugel macht einen Bogen, denn ihre Gewalt bricht ſich in der Luft. Aber im ſüßen Moment der idealiſchen Entbindung pflegen wir nur die treibende Macht, nicht die Fallkraft und nicht die widerſtehende Materie in Rechnung zu bringen. Überblättre dieſe Allegorie nicht, mein Beſter, ſie iſt gewiß mehr als eine poetiſche Beleuchtung, und wenn du aufmerkſam darüber nachgedacht haſt, ſo wirſt du das Schickſal aller menſchlichen Plane gleichſam in einem Symbol darin angedeutet finden. Alle ſteigen und zielen nach dem Zenith empor, wie die Rakete, aber alle beſchreiben dieſen Bogen und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieſer Bogen iſt ja ſo ſchön!!!

Siehſt du, geliebter teurer Freund, ſo tröſte ich mich über das menſchliche Schickſal meiner übermenſchlichen Erwartungen. Hier fällt mir eine Periode aus dem Werther bei, den meine Phantaſie (durch welche leiſe Ahndung, weiß ich nicht) aus meinen Kinderjahren aufbehalten hat. Es iſt ein Orakel, das über mein ganzes Leben ſcheint ausgeſprochen zu ſein: „Es iſt mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unſrer Seele, unſre Empfindung verſchwimmt ſich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles nach wie vor, und unſer Herz lechzt nach entſchlüpftem Labſal". — Wenn du alſo in Dresden-Neuſtadt hereinfährſt, ſo wirf alle Ideale über Bord, vergiß den Perpendikularflug deiner Plane und mache dich auf den Bogen gefaßt.

O, ich drücke dich im Geiſte an mein Herz — (mein Rodrigo! möcht ich dir zurufen). Wenigſtens wollen wir Arm in Arm bis vor die Falltüre der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwiſchen Menſchen und Geiſtern gezogen ſind. Enthuſiasmus bleibe ſtets unſre erſte treibende Gewalt, unſre Kugel ſoll wenigſtens ſo kräftig von der Hand emporfliegen, daß der Bogen in den Wolken verſchwinden und ihr Rückfall kaum mehr geglaubt werden ſoll. Möchteſt du dich ſo innig auf unſre Wiedervereinigung freuen als ich!

Der Vorgang mit Schloſſers Fragmenten iſt Körnern und mir ganz lieb. Deine Überſetzung gewinnt dadurch an Neuheit und innerem Wert. Da es dein erſter Ausflug über die jenſeitigen Ufer des Rheins iſt, den du noch oft wirſt zu wiederholen finden, ſo freut mich dein Mut und dein Wohlgefallen an dieſer Beſchäftigung. Ob du mit dem verſprochenen Beitrag zur Thalia Wort halten wirſt, das iſt die Frage. Verſuch es einmal, Lieber, und überraſche mich. Ich will dir verſprechen, daß ich dirs nicht zutrauen will.

Die Vernunft der Weiſen
ſpricht ſeiner Allmacht dieſes Wunder ab;
beſchäme ſie und mache wahr und wirklich
was — — — nie geweſen war!

Eine ſchwere — vielleicht die ſchwerſte — Szene im Karlos, die mit der Fürſtin, iſt bis auf das letzte Viertel zu Ende, und ich habe Hoffnung, daß ich damit zufrieden ſein werde. Ich leſe jetzt ſtark im Watſon, und meinem Philipp und Alba drohen wichtige Reformen. Noch ſehe ich die chaotiſche Maſſe des übrigen Karlos mit Kleinmut und Schrecken an. Liebſter Freund, warum wird mir immer noch ſo ſchwindelnd, wenn ich am Enceladus Shakeſpeare hinaufſehe!

Dorchen iſt auf deinen Brief ganz munter. Ängſtige ſie mit der Harmonika nicht, ihr macht euch unnötige Sorgen, vielmehr freue dich, ſie durch ein ſo unſchuldiges Steckenpferd beſchäftigt und erheitert zu ſehen. Dorchen iſt ein liebes Geſchöpf, der ich beinahe angefangen hätte zu gut zu werden. Sei aber ruhig, von der Seite iſt Graben und Baſtion in gutem Stand, außerdem gehört ſie ja dir, und ich kann nie in den Fall kommen, daß ich das über etwas anderm vergeſſe. Schließlich beruhige dich damit: Mich kann ſie nie lieben.

In der Bibliothek bin ich nunmehro bekannt. Unſer Logis wird innerhalb acht Tagen leer werden, denn die bisherigen Bewohner dörfen, den Dresdner Einrichtungen nach, vor vierzehn

Tagen nach dem Termin (der war Michael) nicht aus ihren Quartieren vertrieben werden.

Ich habe dieſen Brief traurig angefangen, aber der Spaziergang mit dir hat mein Herz erleichtert. Körners grüßen dich herzlich. Ich ſitze Körnern ein bißchen auf dem Nacken, daß er etwas arbeiten ſoll. Heute habe ich einige Manuſkripte von ihm über die Kultur geleſen, worin Gedankengehalt iſt.

Lebe tauſendmal wohl. Schreibe mir, wenn du kannſt, dieſe Tage wieder. Bei Kunzens und Konſorten wirſt du mich natürlicherweiſe freundſchaftlichſt empfehlen. Lebe wohl und ſei vergnügt.

Friedrich Schiller.

An Georg Göſchen.

Dresden, d. 29. Nov. 85.

Endlich, liebſter Freund, empfangen Sie Manuſkript. Sie werden zum Anfange unſeres Commerce eine ſchöne Idee von meiner Zuverläſſigkeit erhalten, da ich Ihnen zwei Monate ſpäter Wort halte, als bedungen war. Aber, Liebſter, machen Sie mir vorher Dresden zur Mördergrube und meine lieben Freunde zu ſchlechten Geſellſchaftern, wenn Sie haben wollen, daß ich fleißiger ſein ſoll. Doch in Ernſt und Wahrheit: die Urſachen, welche dieſe erſte Verzögerung veranlaßt haben, dauern nicht immer fort, und nun werden meine Geſchäfte in vollkommener Ordnung vor ſich gehen.

Ich ſchickte Ihnen gleich auch den zweiten Akt aus dem Karlos, aber noch einige Tage müſſen Sie mir ihn laſſen, wenn ich ihn gern einigen Kennern vorher mitteilen möchte. Was ich Ihnen hier ſchicke, wird etwas über drei Bogen betragen. Von heut über acht Tage erhalten Sie wieder neues Manuſkript, ich bitte Sie alſo um unſer beider willen, laſſen Sie ſogleich mit dem Druck anfangen, auf mich können Sie zählen, daß keine Verzögerung mehr vorkommen wird.

Was den Druck und die Schrift betrifft, ſo dächte ich, ſie richteten die Thalia ganz ein, wie das Archenholziſche Journal, ebendieſes Papier und ebenſolche Lettern. Was in Verſen iſt, Gedichte oder Karlos, müſſen aber mit einerlei Schrift, wie die Proſa, gedruckt werden, weil die kleinere Schrift vorzüglich beim Karlos keinen guten Effekt machen würde.

Vor allen Dingen, mein Beſter, empfehle ich Ihnen einen vernünftigen Korrektor. Wenn Sie glauben, daß es nutzen kann, wenn ich ſelbſt an einen Leipziger Gelehrten deswegen ſchriebe, ſo nennen Sie mir einen, ich will es ſogleich tun.

Das Gedicht an die Freude iſt von Körnern ſehr ſchön komponiert. Wenn Sie meinen, ſo können wir die Noten, welche nur eine halbe Seite betragen, dazu ſtechen laſſen.

Haben Sie ſonſt noch etwas in Punkto der Form beſchloſſen, ſo führen Sie es aus, wie Sie wollen. Nur die einzige Bitte wiederhole ich: ſetzen Sie nunmehr Drucker und Setzer in Bewegung.

Und nun genug von dieſem, lieber Freund. Ich hoffe, Sie ſind vergnügt, und meine herzlichſten Wünſche ſtimmen für Ihr Glück. Kommen Sie bald, bald zu uns und ſeien Sie in unſerm Zirkel willkommen. Das Beckeriſche Traktat hat meinen und aller derer wärmſten Beifall, die kompetente Richter in dieſer Sache ſind. Ich erwarte ſehr viel davon, und ganz gewiß reüſſiert der Plan. Auch ich, liebſter Freund, kann Ihnen binnen einigen Monaten Pränumeranten anweiſen.

Laſſen Sie mich wiſſen, ob Sie in Abſicht auf das bewußte Preisſtück noch in der vorigen Stimmung ſind, und hauptſächlich, ob das Avertiſſement jetzt ins Publikum gebracht werden kann, ſo will ich mich daran machen.

Empfehlen Sie mich Ihren und meinen Freunden und bleiben Sie mir gut.

Friedrich Schiller.

P. S. Ich habe das Manuſkript in zwei Briefe geteilt, damit die reitende Poſt es annimmt.

An Georg Göſchen.

Dresden, Dez. 85.

Hier, mein Lieber, folgt einſtweilen etwas, das den vierten Bogen komplett machen wird. Aber der Inhalt dieſer zwei erſten Gedichte veranlaßt mich zu einer wichtigen Anmerkung.

Es iſt möglich, daß die Zenſur Anſtand nehmen kann, ſie paſſieren zu laſſen, und ich habe ſehr wichtige Gründe, dieſe zwei Gedichte bekannt zu machen, weil ich ſie in einem andern gänzlich widerlege. Im Fall alſo, daß die Zenſur Einwendungen machte, ſo bitte ich Sie, um unſrer Freundſchaft und um des Ruhms der Thalia willen, die Ihnen wie mir am Herzen liegen muß, ſogleich andre Anſtalten wegen des Drucks — wenn auch nur bei dieſem einzelnen Bogen — zu machen. Laſſen Sie ihn, wenn es nicht in Leipzig ſein kann, in Deſſau drucken. Das iſt auch Körners Idee.

Sorgen Sie übrigens nicht im geringſten, daß ich den Setzer aufhalte; noch vor Weihnachten folgt neues Manuſkript.

Um was ich Sie in meinem letzten Brief gebeten habe, beſter Freund, bitte ich Sie jetzt wieder. Ich bin ganz erſtaunlich en peine. Schicken Sie mir doch ja noch vor Weihnachten, denn in den Feiertagen muß ich bezahlen.

Von ganzen Herzen der Ihrige. Das Paket habe ich erhalten. Der Druck iſt ſehr ſchön. Das Weitere beantworte ich mit nächſtem. Schiller.

NB. Beſſer iſt es auf allen Fall, wenn Sie gar nicht bei der Zenſur in Leipzig anfragen, ſondern die Gedichte gleich in Deſſau drucken laſſen.

An Friedrich Kunze und Frau.

[Dresden] Frühmorgens d. 7. Dez. 85.

Huber verſichert in ſeinem Brief, daß ich ein paar Zeilen beilegen würde, ich kann den armen Schelm in ſeiner Lüge nicht

ſtecken laſſen, denn er baut Häuſer auf meine Verſprechungen. Was ſoll ich euch aber ſchreiben, meine Lieben? Daß ich euch herzlich gut bin und alles Gutes euch wünſche, was ich nur für mich ſelbſt vom Himmel erbitten kann, iſt mir und euch hoffentlich auch etwas ſehr Bekanntes.

Ich bin jetzt ganz erſchröcklich beſchäftigt, wenn man das Beſchäftigung nennt, daß ich viel tun ſollte. Der liebe Gott wird ſchon ſeinen Segen und Vollbringen geben. Ich wußte, daß euch mein Lied an die Freude Vergnügen machen würde, denn wir ſind, ſoviel ich weiß, über den Punkt ſo ziemlich auf einen Ton geſtimmt, und überdies kommt der Dichter immerhin ganz erträglich weg, wenn ihm das Herz ſeines Leſers das Urteil ſpricht. Guter Humor, Freundſchaft und ein Glas alten Rheinweins werden ſchon noch zuweilen einen Funken der Begeiſterung aus mir ſchlagen. Es ſollte übrigens ein Geſetz gemacht werden, daß jeder Leſer für den angenehmen Augenblick, den ihm ein Gedicht macht, befugt wäre dem Dichter eine Bouteille zu dedizieren, wenn das Gedicht auf den Wein iſt, und die Mädchen, ihn zu küſſen, wenn das Gedicht von der Liebe handelt. Wo Henker ſoll man ſonſt zuletzt ſein Feuer herholen? Lebt wohl, meine Lieben, und denkt zuweilen an euren

F. Schiller.

An Georg Göſchen.

Dresden, d. 23. Dez. 85.

Ich habe Ihren und meines Herrn Zenſors Wunſch erfüllt, liebſter Freund, und ſende Ihnen die verlangte Note. Dieſe, hoffe ich, wird den intoleranten Teil des Publikums zum Stillſchweigen bringen.

Haben Sie die Güte und verſichern meinen Herrn Zenſor (deſſen Namen ich mir in Ihrem nächſten Briefe ausbitte), daß ich mich glücklich ſchätze, meine Thalia in ſolcher Kennerhand zu

wissen. Er hat den Gesichtspunkt, aus welchem meine zwei Gedichte betrachtet werden müssen, schnell und ganz verstanden, und wie wenige werden das!

In Ansehung des Drucks, mein Lieber, bitte ich Sie, diese neuen Gedichte nur um etwas weniges weiter auseinandersetzen zu lassen, weil sie so besser in die Augen fallen.

Das verlangte Buch nimmt Körner Anstand aus der B. auswärts zu verleihen. Ich würde es Ihnen sogleich verschaffen, wenn ich schon so bekannt mit den Herren Bibliothekarien wäre, daß sie mir Bücher nach Haus zu nehmen erlaubten.

Das Bewußte habe erhalten und finde darin Ihre Freundschaft und brüderliche Teilnehmung aufs neue bestätigt.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich lieb. Unveränderlich der Ihrige

Schiller.

NB. Die Titel beider Gedichte habe ich auch in etwas geändert.

An Georg Göschen.

Dresden, d. 23. Febr. 86.

Die Thalia mit den dreißig Rtlr. habe ich richtig erhalten, Sie nimmt sich sehr gut aus. Einige Druckfehler, im Karlos besonders, müssen wir im dritten Hefte nachholen. Jetzt, liebster Freund, fodern merkantilische Politik und mein schriftstellerisches Point d'honneur, das dritte Heft auf das schnellste zu expedieren. Die Thalia, wie Sie wissen, hat fast zehn Monate geruht. Sie ist beinahe vergessen worden. Nunmehr erscheint sie mit acht Bogen, mit zwölf Blatt Carlos, wovon das erste Heft sechsunddreißig enthält. Wird es nicht also sehr zweckmäßig gehandelt sein, mein Lieber, wenn wir den dritten Teil in drei bis vier Wochen nachbringen können? Das, denke ich, wird eine äußerst vorteilhafte Wirkung beim Publikum tun und die Thalia schnell empor-

bringen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen innerhalb drei Wochen alles Manuſkript dazu liefere. Dreieinhalb Bogen beſitzen ſie ſchon. Den Reſt habe ich wirklich in der Arbeit, und in acht Tagen folgt neues Manuſkript. Ich bitte Sie alſo, verehrteſter Freund, es von ſeiten des Satzes und Drucks meinem Eifer und unſer beider Wunſche gemäß zu beſchleunigen. Wird es durchgeſetzt, ſo kann ich Ihnen auf die Meſſe das vierte Heft liefern. Schnelle Sukzeſſion der herauskommenden Stücke wird dem Kredit der Thalia äußerſt zuträglich ſein.

Körner und ich haben das zuſammen verabredet, und er wird Ihnen darüber auch noch ſchreiben. Jetzt, mein Lieber, wollen wir beide uns den Handſchuh hinwerfen nach Ritterbrauch, wer am beſten zum Ziele kommt, wer am meiſten Wort hält.

Sie ſprechen von einigen Talern, die ich noch bei Ihnen gut haben ſoll. Ich weiß von keinen, denn das, was in dieſem Hefte über acht Bogen iſt, beſteht in Avertiſſements, wofür Sie mich hoffentlich doch nicht bezahlen wollen! Vielmehr, lieber Freund, haben Sie vergeſſen, mir diejenigen Auslagen abzuziehen, die Sie indeſſen für mich gemacht haben, und ich verlange es von Ihrer Freundſchaft, im nächſten Falle es nachzuholen.

Und nun adieu. Gutes Gedeihen zum erſten Verlag und glückliche Ernte von allen folgenden!

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Schiller.

P. S. Schicken Sie mir noch einige Hefte. Die neulich überſchickten waren noch feucht und ſind durch das Packen übel konditioniert worden. Ich muß unter anderm dem Herzog v. Weimar eins ſchicken.

An Frau Kunze.

Dresden, d. 7. April 86.

Verzeihung, liebſte Freundin, daß ich Sie ſchon wieder mit einem Brief beläſtige. „Das iſt ein aufdringlicher Menſch, werden Sie freilich ſagen, er läßt einem keine Ruhe mit Schreiben. Weiß ich denn nicht ſchon, daß er mir gut iſt, recht herzlich gut iſt, was braucht mir's denn der Narre noch erſt lange ſchriftlich zu verſichern? Aber das iſt einmal ſeine Schwachheit. Er macht's mit jedermann ſo."

Meinen letzten Brief vom 25. März haben Sie hoffentlich erhalten. Ich ſchrieb Ihnen darin, daß unſer lieber Kunze uns eine überraſchende Freude durch ſeinen Beſuch gemacht hat, daß er ſich in Dresden auch ganz gut befinde bis auf die Kammerdiener und Schweizer in der katholiſchen Kirche. Er verſicherte, daß ſein Aufenthalt in der Reſidenz der angenehmſte von der Welt ſei, und daß er Gott danken würde, wenn er das Tor hinter dem Rücken habe. In meinem vorletzten Briefe vom 14. März Seite 5 habe ich Ihnen gemeldet, daß ich mich von Herzen darauf freue, Sie wieder zu ſehen, und daß ich mit Ungeduld den Sommer erwarte, der uns wieder zuſammenbringen wird. Eine ähnliche Verſicherung ſteht in meinem vorhergehenden Briefe vom 29. Februar, wo ich Ihnen unter andern ſchrieb, daß das Holz hier ſehr teuer ſei. Sehen Sie, liebſte Freundin, von allen dieſen Briefen habe ich Kopien, wenn ſie auf der Poſt ſollten verloren gegangen ſein.

Nun, liebe Kinder, ſeid ihr alle beiſammen bis auf mich, und ich dächte, ihr ſolltet mich wenigſtens ein bißchen vermiſſen, wenigſtens aus dem angenehmen Rauſch eures Wiederſehens einen Blick auf meinen Jammerſtand werfen.

„Mir graut vor dem Gedanken
auf dem Kohlenmarkt allein zu ſein. Ich bin
allein." Karlos. Zweiter Akt. Dritter Auftritt.

Daß ich herzlich gern mit gereist wäre, kann ich nicht leugnen, es hat mich Überwindung gekostet, aber beßre Überlegung hat über meine Wünsche gesiegt. Das wäre ein schlechter Kaufmann, würde Kunze sagen, der seine Rechnungen und sein Comptoir linker Hand liegen ließe, um seinem Herzen zu Gefallen zu leben. Ebendas gilt von mir. Es war eine Zeit, wo ich Monate sündlich wegwarf, darum muß ich jetzt mit Tagen und Wochen geizen. Doch vertröste ich meine Wünsche auf eure Hieherkunft und auf die Ostermesse übers Jahr, wo wir, so Gott will, in Leipzig beisammen sein werden.

Nun eine kleine Bitte, liebe Kunzin, die Sie einem Trauerspieldichter nicht abschlagen müssen. Ich hätte Dorchen damit belästigt, aber Körners reisen zu bald nach Zerbst ab, und ich weiß, daß Sie mir auch ebenso gern den Gefallen tun. Ich möchte Tuch zu einem Frack aus Leipzig haben, weil ich es hoffentlich da besser und wohlfeiler bekommen kann. Haben Sie die Güte und nehmen mir's aus. Die Couleur de Rammoneur ist mir die liebste. Der Preis der Elle darf zwischen drei und vier Taler sein, teurer als vier Taler mag ich es nicht. Ich brauche drei Ellen ein Viertel; englisches ist mir das liebste. Zum Futter habe ich schon einmal in Leipzig bei einem gewissen Kaufmann Firal eine Art halbseiden oder florettseiden Zeug gekauft, den man Minorka nennt. Von diesem nehmen Sie auch fünf und eine halbe Elle, sie kostet einen halben Taler, aber weißen. Wenn man gestickte „Gros de tournure Westen" mit Gold um einen billigen Preis bekommen kann, so hätte ich Lust eine zu nehmen. Sie darf mich aber nicht höher als ein Karolin kommen, übrigens kann sie so simpel sein als möglich. Ich liebe das überladene Wesen nicht. Das Ganze zusammen wird ungefähr dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Taler machen, und ich habe darum Göschen geschrieben, der an mich eine Auszahlung hat, daß er es in meinem Namen richtig machen soll. So brauch ich's nicht erst zu schicken. Das Gekaufte geben Sie Körners mit, denen Sie ja ohnehin eine Antwort auf diesen Brief mitgeben.

Werden Sie mir's wohl verzeihen, daß ich Ihnen soviel Beschwerlichkeit zumute? Brauchen Sie Repressalien, schreiben Sie mir, wenn Sie hier Garn oder Baumwolle oder Butter und Schmalz einzukaufen haben. So will ich mir eine Ehre daraus machen es zu besorgen.

Noch einmal, liebste Freundin, vergessen Sie meiner nicht ganz, wenn der Zirkel beisammen ist. Ich habe ja ein Gedicht auf die Freude gemacht, ich bin's also doch wert, daß man in der Freude meiner gedenkt. Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich meinem lieben Kunze oder Karoline und Hartwig recht sehr. Grüßen Sie mir unsern Christian und Ihre guten Schwiegereltern, und vor allen Dingen bleiben Sie ein bißchen gut

Ihrem aufrichtigen Freund

Friedrich Schiller.

An Reinwald.

Dresden, d. 15. April 1786.

Liebster Freund,

Diesmal so unverzeihlich faul und nicht wieder, davor stehe ich Ihnen. Freilich hätten Sie ganz recht, wenn Sie sich eines Freundes schämten, der so lange wartet wie ich, es Ihnen zu beweisen, aber so ernsthafte Schlüsse hätten Sie doch aus meinem Stillschweigen nicht ziehen sollen. Warum haben Sie keine schlechtere Meinung von meiner Schreibseligkeit in Briefen und keine beßre von meinem guten Willen? Wahrhaftig, liebster Freund, meine Faulheit hätten Sie verachten, verdammen, verfluchen, aber sie meiner Freundschaft nicht zur Last legen sollen, denn das versichere ich Ihnen, wenn man durch eine Korrespondenz mit dem Apostel Petrus ins Himmelreich kommen müßte, so wär's um meine Seligkeit geschehen.

Doch, liebſter Freund, ganz Faulheit war es nicht, was meine Antwort um einige Monate länger verzögerte. Sie haben mir einige Gedichte geſchickt, welche zu einer Sammlung gehören und wozu Sie einen Verleger wünſchten. Ich habe Ihrem Auftrag gemäß durch einige Kanäle, die ich in Leipzig offen habe, ſondieren laſſen, aber das eigennützige Volk von Buchhändlern macht Schwierigkeiten, die ich freilich in etwas vorausſehen konnte. Sie, liebſter Freund, verlieren nichts dabei, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe einzelne Stücke, die Sie als eine Probe müſſen anſehen laſſen, zu wenig Schein für einen Kaufmann beſitzen. Freilich wären Gedichte dieſes Inhalts deſto ſchlimmer, je mehr Glanz ſie hätten, aber ich tadle es, daß Sie gerade ſolche auswählten, die ihrem Inhalte nach nicht auffallen können. Ganz zu verdenken iſt es dem Kaufmann nicht, wenn er, da er ſelbſt doch hierin als Selbſtkenner nicht urteilen kann, ſich nach etwas umſieht, das in die Augen ſpringt. Ein anderes wäre es, wenn Sie ſich vorhero hätten entſchließen können, mehrere einzelne Stücke in Journalen und andern Sammlungen zerſtreut dem Publikum vorzulegen, ſo würde der Buchhändler Sie kennen und eine Spekulation darauf wagen. In einem fränkiſchen Almanach ſtehen einige Gedichte von Ihnen, worunter eines ganz vortreffliche Gedanken hat. Wir haben es vor nicht gar langer Zeit in einer Geſellſchaft bewundert, würde dieſes allein ſo bekannt, als es verdiente, ſo ſollte es Ihnen nicht ſchwer werden, überall einen Verleger zu der ganzen Sammlung zu finden. Könnten Sie mir einige dieſes Inhalts ſchicken, ſo ließen wir ſie in einigen Journalen herumfliegen und kündigten darauf die Sammlung an. Wollen Sie ſich aber mit einem ſchlechteren Vorſchlag begnügen, mein Lieber, ſo ſchicken Sie mir nach und nach die einzelne Stücke für meine Thalia. Ich ſehe Sie als meinen Aſſocié an und laſſe Ihnen für den Bogen ſoviel bezahlen als mir bezahlt wird, zwei Louisdors. Langſamer geht es ſo freilich, aber Sie haben den Vorteil, in einiger Zeit die ganze Sammlung aufs neue

zu Geld zu machen, welches ich Ihnen rate, denn wir arme Gelehrte müſſen uns bezahlt machen, wie wir können. Beherzigen Sie dieſe Idee und laſſen Sie mich dann Ihre Entſchließung hören.

Aber, wird mein Freund ſagen mit Nathan dem Weiſen, wo vom Gelde die Rede iſt:

„Warum zuerſt von dieſer Kleinigkeit?"

Ich habe nur damit angefangen, um Ihren Vorwürfen eine Diverſion zu machen und den Artikel des Briefſchreibens abzubrechen. Nachdem das geſchehen iſt, fahre ich weiter fort.

Sie haben mir — oder du haſt mir (denn warum das entfernende Sie noch unter uns? Ich wundere mich, daß es keinem von uns noch eingefallen iſt es abzuſchaffen, ſind wir nicht Brüder? Sapperment und ſind wir nicht oder werden wir nicht Schwäger? alſo) du haſt mir in deinem letzten Briefe kein Wort von einer Reiſe nach Stuttgart geſchrieben, welche meines Wiſſens doch auf dem Tapet war, auch kein Wort von der Hochzeit, daß ich mich mit einem Carmine gratulatorio hymenaeo thalassio darauf richten könnte. Im Ernſt, liebſter Freund, ich weiß gar nicht, was vorgegangen ſein muß, denn von Hauſe habe ich nun ſchon über zwei Monate keine Antwort erhalten, meine Schweſter hat mir keine Zeile Antwort geſchrieben, und du biſt in deinem Briefe auch von meiner Familie ſtumm. Was iſt denn das? Wahrhaftig, das iſt der erſte Fall in meinem Leben, wo man mir Briefe ſchuldig bleibt, mein Vater, glaube ich, und meine Schweſter, wollen alle meine Korreſpondenten an mir rächen. Übrigens iſt mir dieſe Ungewißheit ſo gar angenehm nicht. Ich höre kein Wort von meiner Familie und muß mir allerlei Sorgen darüber machen. Wenn du etwas mehr weißt als ich, ſo laß mich es wiſſen.

Mir iſt es übrigens hier wohl. Ich bin geſund, arbeitſam, im ganzen genommen heiter und lebe unter vortrefflichen Menſchen. Ich hoffe, du ſollſt ſie alle noch kennen und lieben lernen. Pfaffenrath war freilich hier, hat mich auch beſucht, weil ich aber

dieſen Beſuch nur dem bloßen Umſtand zu danken habe, daß er an meinem Hauſe vorbei ging und ich gerade über die Gaſſe lief, ſo habe ich auch warten wollen, bis mich ein ähnlicher Umſtand an ſeinem Logis vorbei und ihn über die Gaſſe führte, um ihm die Viſite heimzugeben, welcher Umſtand ſich aber nicht vorgefunden hat, und inzwiſchen iſt er wieder abgereiſt. Das iſt alles! Übrigens, du verſtehſt mich.

Was deine Beſtellung der Thalia betrifft, ſo ſollſt du dich und ſollen ſich deine Intreſſenten nur noch vierzehn Tage gedulden, dann wird das dritte Heft zugleich mit dem zweiten verſchickt und die Sache iſt wieder in Ordnung. Die Poſt zu Mannheim hat nichts mehr damit zu tun, und vollends nicht, weil ich um alles Geld betrogen bin, das ſie mir für die verſendeten Exemplare der Thalia ſchuldig iſt. Mein Buchhändler wird es von jetzt an an alle Liebhaber aufs beſte und ſchleunigſte beſorgen. Jedes Heft wird einzeln bezahlt, doch das geht mich nichts mehr an.

Ich bin ſehr begierig, liebſter Freund, wie du dieſe zwei neue Stücke der Thalia aufnehmen wirſt, vorzüglich die Fortſetzung des Karlos (von deſſen erſtem Akte du mir nicht ein Wort geſagt haſt), einige Gedichte, philoſophiſche Briefe und eine Erzählung. Doch das wirſt du dann ſchon finden. Den Einſchluß beſorge an Frau v. Wolzogen, der Oſſle Doebnern empfiehl mich, wie auch dem Herrn Hofprediger und Fleiſchmann. Antworte mir bald und verſöhnt!!

Von ganzem Herzen der deinige

Friedrich Schiller.

An Gottfried Körner.

Dresden, d. 15. April 1786.

Ich möchte dir heute ſo gerne viel ſchreiben, meine Gedanken ſind dir ſo nahe, und doch wird es, fürchte ich, bei mir eintreffen, was du neulich geleſen haſt:

„Schlimm, daß der Gedanke
erſt in die Elemente trockner Silben
zerſplittern muß, die Seele zum Gerippe
verdorren muß, der Seele zu erſcheinen."

Das Wetter war ſo ſchön, ich bin ſpazieren geweſen und habe mir Abbts Schrift vom Verdienſte bei dir geholt, um meinen Kopf in Bewegung zu ſetzen. Du ſchienſt neulich unbefriedigt von dieſem Buch zu ſein, aber ich glaube, du warſt zu ſchnell und haſt dich an einem gewiſſen Chaos des Ausdrucks, an einer Unbeſtimmtheit einiger Sätze geſtoßen. Mir liegt wahres, echtes Gold des Genies darin, noch mehr, ich glaube, wer in die Ideen des Verfaſſers hineinginge und gewiſſe hingeworfene Gedanken verarbeiten wollte, würde eine große Provinz in der ſpekulativen praktiſchen Pſychologie aufklären. Vorzüglich deine und meine Lieblingsmaterien von den Quellen der Handlungen, von der Menſchenſchätzung und Prüfung der moraliſchen Erſcheinungen, vorzüglich dieſe haben mich nachdenken gemacht. Ich wünſchte, daß wir beide das Buch miteinander läſen. Es hat auch noch das Verdienſt für unſre gemeinſchaftliche Lektüre, daß der Stoff die Form überwiegt, daß es roher Demant iſt, an dem wir uns die angenehme Mühe des Schleifens geben können. Wenn ich mich ſelbſt kenne und über mich urteilen kann, ſo wäre unter allen Köpfen, die mir in der weitläuftigen ſchriftſtelleriſchen Welt ſind bekannt geworden, Abbt juſt derjenige, zu dem ich einige Verwandtſchaft fühle. Eine ſolche Miſchung ungefähr von Spekulation und Feuer, Phantaſie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Übrigens auch dieſe Dunkelheit, dieſe Anarchie der Ideen, welche, wie ich faſt glaube, durch eine Zuſammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Überſtürzung der Gedanken erzeugt wird, und die du ſelbſt ſchon bei mir gefunden haſt, auch dieſe finde ich bei Abbt, nur daß er ſich mehr dem ſcharfſinnigen Philoſophen, ich hingegen mich dem Dichter, dem ſinnlichen Schwärmer mehr nähere.

Unendlich viel Anziehendes hat dieſe Gattung von Philoſophie. Ich glaube, wenn du und ich Muße hätten zu brüten und unſere Ideen gleichſam zu droguieren, ſo wäre eine ſolche Materie die ſchönſte gemeinſchaftliche Beſchäftigung. Unterſuchungen über die Klaſſifikation der Menſchen, Abwägung der Größen und Tugenden — welcher ſchöne Stoff für uns beide!

Ich muß ganz andre Anſtalten treffen mit Leſen. Ich fühle es ſchmerzlich, daß ich noch ſo erſtaunlich viel lernen muß, ſäen muß, um zu ernten. Im beſten Erdreich wird der Dornſtrauch keine Pfirſiche tragen, aber ebenſowenig kann der Pfirſichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unſre Seelen ſind nur Deſtillationsgefäße, aber Elemente müſſen ihnen Stoff zutragen, um in vollen ſaftigen Blättern ihn auszuſchwellen.

Täglich wird mir die Geſchichte teurer. Ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs geleſen, und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchſten Nationenelends auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viele große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geſchichte ſtudiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt du, daß ich es noch werde nachholen können?

In der Kontinuation unſerer philoſophiſchen Briefe wollen wir das Thema aufs Tapet bringen, welche Tätigkeit — bei gleichen Kräften — die vorzüglichere iſt, politiſche oder idealiſche, bürgerliche oder gelehrte? Ich weiß keinen ſchönern Stoff als dieſen, und in welchem ſich Geſchichte, Philoſophie und Beredſamkeit mehr vereinigen ließen.

Oſterſonntag früh.

Nun ſind ſchon acht Tage ſeit unſrer Trennung verfloſſen, und ich habe kaum eine Seite am Karlos gearbeitet. War mir ſchlechterdings unmöglich, Wärme und Laune für ihn bei mir

hervorzubringen. Der Vorfall mit der Zenſur hat mich gleich zu Anfang verſtimmt, und unterdeſſen habe ich viel geleſen. Vielleicht geht's die nächſte Woche beſſer, woran ich zwar zweifle.

Ich bin die ganze Zeit über nirgends als ſpazieren geweſen. Geſtern Mittag aß ich bei Becker. Er hatte einen Fremden von Gotha bei ſich und bat mich mit Oeſer, welches ich nicht wohl abſchlagen konnte. Sonſt bin ich nach dem Eſſen entweder bei Goſels oder im Großen Garten geweſen. Der Mömpelgardter, den ich an Döbbelin empfohlen, hat mich aus lauter Erkenntlichkeit ſo ſehr in der Welt herum empfohlen, daß mich alle Kinder des Elends zu ihrer Inſtanz machen wollen, welches ich mir am Ende doch verbitten würde. Vor drei Tagen bekam ich wieder eine ſolche Gelegenheit, und weil ich entſetzlich verſtimmt war, ſo habe ich Punſch machen laſſen und meine Klienten mir dadurch vom Hals geſchafft.

Beck hat mir geſchrieben; durch ihn erfahre ich die Beſtätigung von Charlottens beſchloſſener Abreiſe, er meint, daß ſie uns überraſchen würde. Jetzt hat auch er Luſt aus Mannheim zu gehen. Schade, daß er Schauſpieler iſt und es ſein muß. Wie ſchön würde er ſich zu unſerm Bunde ſchicken!

(An die Weiberchen.)

O, lieben Kinder, wie ſehne ich mich nach euch. Wie ſehr verſtimmt mich dieſe freundeloſe Einſamkeit. In einer Wüſte wollt ich mir's noch eher gefallen laſſen, dort hätte ich wenigſtens mehr Raum, euch in Gedanken um mich her zu verſammeln. Möchtet ihr ſo vergnügt ſein, als ich es nicht bin. Übermorgen iſt es ein Jahr, daß wir uns zum erſtenmal von Angeſicht zu Angeſicht ſahen. Warum müßt ihr gerade jetzt ferne von mir ſein. Ich würde einen ſo ſchönen Tag feiern können. Aber ihr — ihr werdet über lauter Zerſtreuungen kaum daran denken, wieviele Urſache ich habe fröhlich zurückzuſehen.

Ich umarme euch in Gedanken tauſendmal und wünſche herzlich, daß ihr wieder hier ſein möchtet. Schiller.

P. S. Sonſt iſt nichts an dich eingelaufen als dieſer Brief. Das Haus ſteht noch, ich habe alſo meine Schlüſſel nicht gebraucht.

Verzeiht mir dieſen ſeelenloſen Brief. Er iſt nicht hübſch, wird unſre Doris ſagen, aber ich kann nicht helfen.

An Gottfried Körner.

Dresden, 20. April 1786.

Wahrlich, ich fange an zu glauben, daß ihr Narren ſeid; denn ſo viel Glück als euch auf eurer Reiſe begleitet, würde keinem geſcheiten Menſchen zu teil werden. Mitten im April entſchließt ſich der Himmel, ſeine Natur zu verleugnen, die Elemente werden ihren Grundſätzen ungetreu, und die ganze Natur gibt ſich ein öffentliches „Dömahnti" und warum? — um den jüngſten Oberkonſtorialrat Körner aus Dresden mit ſeiner hoffnungsvollen Frau und ſeiner hoffnungsloſen Schwägerin angenehm reiſen zu laſſen. Und was habe ich armer Verſifex von der ganzen Schönheit des Wetters? Juſt eben jetzt, da ichs allein genießen muß und alſo gar nicht genieße? Mich macht es verdrießlich, denn es erinnert mich an etwas, das mir fehlt — bald hätte ich geſagt, daß ich euch vermiſſe! Alles lebt und webt hier und freut ſich und fliegt aus und liebt und begattet ſich und ich — mein Zuſtand iſt troſtlos,

Und ich Armer muß allein
trauern und verlaſſen ſein,
blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muſe, Nymphe, Schäferin,
will mich keine hören?

Im Ernſt, ich bins nachgerade überdrüſſig, in meiner eigenen Geſellſchaft zu ſein. Man kann mir ohnehin nicht nachſagen, daß

ich ein Spaßmacher oder, wie es unſere Weiberchen heißen, ein angenehmer Geſellſchafter ſei unter fremden Perſonen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da iſt Auditorium und Erzähler gleich ſchlecht. Hätte mir mein Freund Archenholz nicht zum Glück noch ſeinen gedruckten Brief an Neumann geſchickt und mir ſeinen Beſuch auf übermorgen angekündigt, wäre nicht geſtern der Pachter aus Elyſium bei mir geweſen und hätte er mich nicht zu einer großen Waſſerreiſe nach Wittenberg (in ſeiner Geſellſchaft zwiſchen Himmel und Waſſer auf einigen Brettern, rechts und links die Elbe, daß man nicht ausweichen kann und in ſeiner Geſellſchaft) —, ja, wo blieb ich? hätte er mich nicht zu einer Reiſe nach Wittenberg auf der Elbe beredet, und verſteht ſich auch ſchon gänzlich geſtimmt; hätte nicht der Profeſſor Becker einen Morgenſpaziergang nach deinem Weinberge vorgeſchlagen; ja und hätte mir nicht das himmliſche Antlitz meiner Hausfrau, der Frau Hofgärtnerin, freundlichſt gelächelt — wäre alles das nicht geſchehen, welch eine Exiſtenz für mich! So aber ſeht ihr leicht ein, könnte ich eure Abweſenheit gar wohl verſchmerzen, wenn ich nicht eben einige ſeltſame Kaprizen hätte. Ich hoffe übrigens, da ich eure Freundſchaft zu mir kenne, ihr werdet einer Neuigkeit, die mich ſehr nahe angeht, eure Teilnahme nicht verſagen, und dem Glücke eures Freundes eine Thräne der Freude weihen. Ich entdecke Euch alſo, daß — — daß mich die Neumannſche Familie ſchätzt, wie mir Archenholz beteuert hat.

Der Huber iſt ein Schlingel — ich meine den Sohn — daß er zurückbleiben will. Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und deinem Weibe anhängen, heißts in der Bibel, und hier iſt noch etwas darüber. — Aber ſo viel kann Richters Kaffeehaus und die kindliche Pflicht! Den Mai nicht in Dresden bei uns zuzubringen! Den Monat der Freude! Pfui . . aber laßt Kunzens dieſen Brief nicht leſen.

Ich muß euch den Stadtrichter noch einmal vorführen. Ich

habe ihm ſeinen Vorſchlag nicht ganz abgeſchlagen, weil ich mir gern eine kleine Luſt mit ihm machen möchte. Er iſt ganz närriſch in die Idee verliebt, beſonders da ſie ſich auf die höchſte Erſparnis gründet. Der ſchäbige Geizhals muß reiſen und unter allen möglichen Sorten von Reiſen iſt ihm dieſe die wohlfeilſte. Er hat ausgerechnet, daß der Nachen bis Wittenberg 12 Taler koſten ſollte. Wenn wir nun zu vier wären, ſo käme er für drei Taler nach Wittenberg. Daher die Sehnſucht nach meiner Geſellſchaft. Ich ſagte ihm, daß ich unendlich gern von der Partie wäre, wenn ich nicht fürchtete, euch zu beleidigen. Ich hätte die Reiſe nach Leipzig ausgeſchlagen und würde alſo nicht wohl eine andere in Vorſchlag bringen dürfen, ohne euch im höchſten Grade zu erzürnen, ſagte ich. Das beſte wäre, riet ich ihm, er ſteckte ſich hinter euch und ſuchte es durch ſeine Beredſamkeit und ſeinen Einfluß dahinzubringen, daß ihr ſelbſt mir den Vorſchlag machtet und es von mir fordertet. Das wird nun ein himmliſcher Spaß werden, wenn euch der Pinſel auf den Zahn fühlt. Alsdann rechne ich darauf, daß die Minna mich batzt, und da werde ichs ſchief aufnehmen und zum Trotz da bleiben. Der Stadtrichter wird als ein Eintrachtſtörer von euch und von mir angeklagt, und er ſoll Blut ſchwitzen. Das für ſeinen Geiz!

Schreibt mir doch pünktlich, wann ihr ungefähr in Meißen eintreffen werdet, daß ich mich danach richten kann. Die Zimmer ſind gebohnt und gedielt. Freilich die ſchönſten Bretter ſind es nicht, dazu war Mademoiſelle Fauſt viel zu geizig.

Apropos, Herr Oberkonſiſtorialrat, du mußt in Zerbſt ganz ſchrecklich unruhige Stunden gehabt haben, weil ich in der erſten ruhigen einen Brief von dir kriegen ſollte und noch darauf warte; doch du haſt ihn vielleicht über Nürnberg laufen laſſen, ich will mich alſo immer noch gedulden. Den meinigen, den ich dir nach Zerbſt ſchrieb, haſt du hoffentlich bekommen. Es war ein Einſchluß von Weimar an dich darin.

Gearbeitet habe ich noch nichts, aber ſobald ihr wieder hier

ſeid, geht das raſch und warm weg; denn ich habe mir einiges vorweg geſchafft.

Herzlich ſehne ich mich nach unſerer Wiedervereinigung, das muß ich geſtehen. Unterdeſſen, meine Lieben, denkt zuweilen an mich. — Whiſt habe ich noch nicht geſpielt, überhaupt noch keine Karte in der Hand gehabt, ſeitdem ihr fort ſeid. Ich glaube, jetzt habe ichs überwunden.

Grüßt mir die gute Kunzeſche Geſchichte recht herzlich. In einigen Monaten kommen wir ja alle zuſammen. Was macht denn die Schneidern? Ihr ſeht ſie doch auch und werdet ſie recht ſchön von mir grüßen.

Noch einmal lebet wohl — Körner, Minna, Doris und Huber! Daß der verfluchte Kerl nicht mit zurückkommt! Ich ſehne mich ungeduldig nach eurer Umarmung.

Friedrich S.

An Gottfried Körner.

Dresden d. 24. April 1786.

Weil ich euch doch dieſen Abend nicht ſelbſt empfangen kann, ſo ſoll es wenigſtens mein Brief. Ich befürchtete nicht genug Schlafſtellen im Poſthauſe anzutreffen und beſchloß alſo lieber wegzubleiben, weil ich doch zweifle, daß mir Dorchen in ihrem Schlafzimmer Platz einräumen wird.

Wie freue ich mich, daß ich euch mir wieder ſo nahe weiß. Ihr ſelbſt, hoffe ich, werdet mit Vergnügen wieder unter euer Dach zurückkehren.

Morgen früh denke ich euch in Meißen beim Kaffee Geſellſchaft zu leiſten. Verſprecht mir aber, daß ihr vor 8 Uhr nicht abreiſen wollt. Da es euch einerlei iſt, ob ihr gegen 11 oder 12 Uhr in Dresden ſeid, ſo habe ich einen Einfall gehabt, ob wir nicht dieſen ſchönen Morgen dazu anwenden könnten, Meißen und die Gegend gelegenheitlich zu ſehen. Es iſt übrigens nur eine Idee

— die ich ſehr gern aufgebe, wenn ſie euch im geringſten genieren ſollte.

Ich hatte Luſt, der Minna die Klyſtiermaſchine nach Meißen entgegen zu ſchicken, weil ich ſie nach der Zerbſterreiſe für ein notwendiges Möbel halte, aber ich beſorge, daß man ſie auf der Briefpoſt nicht annimmt.

Auf Abſchlag alſo willkommen in Meißen. Morgen ſehen wir uns wieder

Schlafet wohl

Schiller.

An Ferdinand Huber.

Dresden d. 1. Mai 86.

Allerdings — ſagt Oeſer — haſt du Urſache, nicht gar zu ſehr mit mir zufrieden zu ſein; aber du kennſt ja deinen Mann — wäre es anders, ſo müßte die Zeit aus ihren Fugen gekommen ſein. Übrigens, was hätte ich dir auch zu ſchreiben gehabt? Die frohe Zuſammenkunft mit Körners — dieſe zu erfahren haſt du, denk ich, einen beſſern Kanal offen, und ſonſt iſt in meiner einförmigen Exiſtenz keine Veränderung hervorgegangen.

Du ſchreibſt, daß dirs in Leipzig nicht ſo ganz vorzüglich behagte. Es wundert mich, daß ich das jetzt erſt begreife. Ich hätte dir es billig vorherſagen ſollen, wenn ich weniger raſch geurteilt hätte. Aber in den Urſachen könnten wir uns irren. — Ich getraute mir aus ſehr guten Quellen herzuleiten, was du vielleicht eine Anomalie nennſt. Doch davon mündlich.

Vielleicht treibt dich Überdruß an den Schreibpult. Dies wäre, ich geſteh es, eine ſehr beſchämende Erſcheinung, aber vermutlich nichts deſto weniger natürlich. Hoffentlich wirſt du alsdann einen beſcheideneren Einzug in den Toren von Dresden halten als im Oktober des vorigen Jahres. Aber es mußte ſo kommen.

Ich bin jetzt faſt untätig. Warum, wird mir ſchwer zu ſagen.

Ich bin mürriſch und ſehr unzufrieden. Kein Pulsſchlag der vorigen Begeiſterung. Mein Herz iſt zuſammengezogen, und die Lichter meiner Phantaſie ſind ausgelöſcht. Sonderbar, faſt jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entſchluſſe um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorher ſehe. Ich bedarf einer Kriſis. — Die Natur bereitet eine Zerſtörung, um neu zu gebären. Kann wohl ſein, daß du mich nicht verſtehſt, aber ich verſtehe mich ſchon. Ich könnte des Lebens müde ſein, wenn es der Mühe verlohnte zu ſterben. —

Doch warum dringe ich dir meine Hypochondrie an? Laß uns von etwas anderm reden. —

Biſt du noch nicht entſchloſſen, den Payſan parvenu zu überſetzen? Oder ſtößt ſich die Sache nur am Verleger? Ich wünſchte dich gerne in etwas Weitläuftigeres verwickelt, unterdeſſen daß du überſetzeſt, entwickeln ſich vielleicht eigene Ideen in deinem Kopfe, und die Brücke iſt gebaut. Du willſt mir deine Briefe in die Thalia geben? Recht gut, ſchreibe mir aber, wenn du fertig biſt, denn ich muß meine Einrichtung danach treffen. Salzmann iſt jetzo hier, du wirſt ihn bald in Leipzig ſprechen und vielleicht einen Kauf mit ihm ſchließen können.

Geſtern Abend war Souper bei Körners; Neumanns, die Dykin, die Wagnern und ſ. f. machten die Geſellſchaft. Die Dykin mißfällt nicht auf den erſten Anblick, ohnerachtet man in der ſchöneren Form denſelben Stoff nicht verkennen kann, woraus die plaſtiſche Natur eine Ninni und eine Neumann geſchaffen hat! Es iſt immer nur Töpferton, mit mehr Fleiß gedreht. Mit der Wagnern bin ich etwas verſöhnt, ich glaube wenigſtens, eine bildende Hand würde an ihr nicht verloren gehen. Wo Herz und Geiſt zum Grunde liegen, wie hier, verlohnte es ſich der Mühe, nach dem Meiſel zu greifen.

Lebe wohl und laß bald etwas von dir hören.

Schiller.

P. S. Treibe doch Goeſchen, daß ich meine Thalia erhalte.

Grüße Kunzen und ſage ihm, daß er uns ſeine Frau noch recht lange hier laſſen ſoll.

Adieu.

An Ferdinand Huber.

Dresden d. 17. Mai 1786.

Die jetzige und beinah auch die vorige Woche ſind für mich ein eigentliches Schlaraffenleben, denn ich genieße nur von der Minute. Untätig bin ich beinahe ganz. Einige Soupers, ein gewiſſer Violinſpieler Fränzl aus Mannheim mit ſeinem Sohn, Konzertmeiſter und Muſikdirektor des mir ewig teuren dortigen Theaters, der zehn Tage hier war, Körners Übelbefinden, der ſich aber wieder erholt, und nun vollends die Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen — vielleicht in der nächſten Minute kommen, alles dies entführte mich mir ſelbſt und wird es, ſo Gott will, noch einige Tage. Bei deiner Zurückkunft wirſt du wenig getan finden, wenn es nicht deine geſcheuerte Stube iſt, womit ich zum Erbarmen von Dorchen und Minna gequält werde.

Schwan iſt hier, ſchon ſeit geſtern nachmittag. Es iſt jetzt 9 Uhr vormittags, und ich habe noch nichts von ihm geſehen. Da ich weiß, wo er logiert, ſo hätte ich ihn aufſuchen können, beſſer überlegt aber, iſt es juſt nicht das Schicklichſte. Ich werde alſo wenigſtens mit dieſem Notpfennig von Empreſſement wirtſchaften bis auf den Abend. Zeigt er ſich unterdeſſen noch nicht, ſo iſt Plan dahinter, der meiner bisherigen Vernachläſſigung gilt.

Wirſt du mir wohl glauben, daß ich mich eigentlich auf dieſes Wiederſehen freue? Schwan ſelbſt vorzüglich wird mir nie aufhören intereſſant zu ſein, auch ohne, daß ich mirs merklich bewußt bin. Schwan iſt der erſte Ausländer, der mir ſagte, ich wäre etwas, der erſte überhaupt, der meine Schriftſtellerei angeworben und der keinen geringen Anteil an der Fortdauer meiner Autor-

ſchaft hat. Von meinen eigenen Landsleuten ignoriert, empfing ich von ihm die erſte Opferung, und die erſte iſt ſo ſüß, ſo unvergeßlich. Nachher banden uns Zufälle und Gewohnheiten an mehreren Punkten, jedoch ohne ſehr große Feſtigkeit. Losreißen koſtete kein Blut, aber die Narbe wird ſich niemals verlieren, wenn ſie gleich nicht entzündet war. Ich glaube, er hegt für mich einen — nach *ſeiner* Art — hohen Grad von Anhänglichkeit, deren Wirkungen ich ſelbſt unmittelbar wenig empfinde, aber hiſtoriſch weiß und erklügeln kann. Nun kömmt es darauf an, wie viel von dem Bishergeſagten ich nach unſerm tête à tête widerrufen oder beſtätigen werde.

Was du mir von Vereitlung deiner ſchriftſtelleriſchen Projekte ſchreibſt, iſt mir verdrießlich genug. Indeſſen iſt es ein Glück, daß du Payſan parvenu noch nicht angefangen hatteſt, da wahrſcheinlich Mylius ſchon weit darin avanciert ſein wird. Überſetzungen engliſcher Stücke würde ich euch ohne die geringſte Partialität für Shakeſpeare mißraten. Es gab eine Epoche in Deutſchland, wo es Verdienſt hätte heißen können, aber jetzo verachtet der Luxus der Literatur dieſe Beiſteuer aus fremden Landen. — Ein Schauſpiel, das keine Spekulation für die Bühne und keine für die Mode iſt, wenn es kein ſchöpferiſches Produkt des Genies iſt, würde in der leſenden Welt eine *alte* Jungfer werden. Schreckliches Schickſal für ein Schauſpiel. — Die Anſtrengung, die es dich koſten würde, dies zu verhindern, wäre eine Sünde wider den heiligen Geiſt.

Mehr intereſſiere ich mich für einige andere Stellen in deinem Briefe, wo du von den *vergeſſenen* Perlen in dem Reich der Geſchichte ſprichſt. Möchte ein guter Genius dieſen Gedanken in dir zur Reife bringen! Das Beiſpiel Saint Reals und anderer ſollte dich billig erwärmen, um ſo mehr, da dieſes Fach unwiderſprechlich das deinige werden müßte. Zapfe einmal dieſe Fäſſer in deiner Phantaſie an, ich wette, daß du dich reicher finden wirſt als du vermuteſt. —

Kannſt du dir vorſtellen, daß ich geſtern zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht habe und daß der Text ſchon in den Händen des Muſikus iſt? Ich hoffe und das iſt meine ſelige Zuverſicht, ich hoffe, daß die Muſik noch immer um einen Gran ſchlechter als meine Arien ausfallen wird, und dieſe ſind gewiß ſchlecht — indeß es wird eine Oper unter dem Friſieren, und ich tue es mit Abſicht um — ſchmieren zu lernen.

Lebe wohl und ſiehe zu, daß wir dich bald hier haben. Schade, daß du jetzt nicht da biſt. — Mündlich ein mehreres. Frage, ehe du abreiſeſt, bei Jüngern an, ob er dir keinen Brief an mich mitgeben wird. Grüße Kunzens recht herzlich. Leb wohl.

Friedrich Schiller.

An Reinwald.

Dresden d. 17. Mai 86.

Deine Gedichte habe ich erhalten; ehe ich ſie aber durchleſe, will ich dir wenigſtens noch einige Zeilen ſchreiben.

Nach reifer Überlegung finde ich, daß eine Gattung literariſcher und bürgerlich-philoſophiſcher Briefe (ich weiß nicht, ob du mich hier ganz verſtehſt) vorzüglich für deinen Geiſt, deine Feder ſein würden. Ich glaube nicht, daß du mich für einen Schmeichler hältſt, alſo kann ich dir ſagen, daß viele deiner Briefe an mich Muſter guter Briefe abgeben könnten.

Der Vers koſtet dich mehr. Mehr Zeit, mehr Spannung. Der leereſte Sünder kann die Gabe der Verſifikation beſitzen, wenn der geiſtvolle Denker in dieſem Halseiſen faſt erſtickt. Außerdem läßt ſich mit dem edleren Briefton diejenige Art des Witzes und der Laune vereinigen, die dir eigentümlich iſt. Überlege es, Lieber, ob du meinen Rat nicht in Ausübung bringen kannſt. Briefe zum Beiſpiel über konventionelle Verhältniſſe in der Bürgerwelt, über Bildung und Verbildung, über dieſes oder jenes epochemachende Werk, über dieſen oder jenen Mann, der der

Nation wichtig geworden, über richtige Schätzung des Verdienſtes und ſo fort würden und müßten aus deiner Feder ſehr intereſſieren. Wenn ich die Thalia fortſetze, ein Umſtand, den ich dir binnen ſechs Wochen beſtimmen kann, ſo würde ich dieſen Beitrag von dir mit Vergnügen aufnehmen, und du hätteſt zu gewiſſen Stationen des Jahrs — Nadelgeld für deine Frau. Schreibe mir deine Entſchließung, oder noch beſſer, überraſche mich bald mit einem Briefe in dieſer Manier. Die Gedichte, welche ich meinte, ſind das eine auf Charlottens v. Kalb Abreiſe, worin ich aber einige Strophen mehr geleſen zu haben meine, als in deinem Manuſkript ſtehen, das andere glaube ich, war an mich. Es iſt ſchon von etwas lange, und ich weiß den Almanach nicht gleich zu bekommen.

Auch habe ich ſchon darauf gedacht, ob du nicht allenfalls Luſt hätteſt ein gutes Original aus dem Italieniſchen zu überſetzen. Ich meine eine neue Schrift, die ich dir z. e. ſobald ihre Erſcheinung einem deutſchen Buchhändler bekannt wird, zuweiſen würde, denn Herr Göſchen kann mir hierzu behilflich ſein. Wäre die Schrift intereſſant, ſo könnteſt du doch immer, denke ich, drei Reichstaler für den Bogen erhalten, welches bei Überſetzungen billig iſt. Dergleichen Tätigkeiten, liebſter Freund, ſollten deinem Leben eine gewiſſe heilſame Fluktuation und deinem Beutel einige Subſidien verſchaffen. Überdenke es einmal.

Was ich dir von einer perſönlichen Bekanntſchaft mit meinen hieſigen Freunden geſchrieben habe, gründet ſich auf die Ausſicht einer Reiſe durch Deutſchland, welche wir zuſammen unternehmen wollten und wobei, wie du leicht denken kannſt, Meinungen nicht übergangen werden wird. Freilich ſo bald wird es nicht geſchehen, weil eine gewiſſe Epoche in meinen Finanzen erſt abgewartet werden muß.

Von Hauſe habe ich unterdeſſen Nachricht erhalten, die mich beruhigt. Sage der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter tauſend Empfehlungen. Ich ſchreibe ihr nächſtens. Der Deinige

Fr. Schiller.

An Christoph Martin Wieland.

Dresden, den 24. Mai 1786.

Da mein Freund Schwan gesonnen ist, über Weimar zu reisen und Ew. Wohlgeboren da zu besuchen, so benutze ich diese Gelegenheit mit Vergnügen, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und Ihnen wenigstens noch ein kleines Zeichen meines Daseins zu geben. Mein gutes Glück hat es bis jetzt noch nicht gewollt, daß ich den angenehmen Wunsch, Sie persönlich zu kennen, hätte realisieren können. Diese Freude liegt noch in der Zukunft für mich aufbehalten. Lassen Sie mich unterdessen hoffen, daß die gütigen Gesinnungen, die Sie sonst gegen mich geäußert, noch so lange fortdauern werden.

Ich habe meinen Aufenthalt verändert und bin nunmehr in Dresden. Ein Zirkel von Freunden, deren Anhänglichkeit und Liebe mein Dasein verschönert, hat meiner Wahl den Ausschlag gegeben. Da es bisher noch nicht in meiner Gewalt gestanden, über mein Schicksal unumschränkt zu gebieten, so bin ich auch jetzt noch nicht ganz für die Zukunft bestimmt. Ich mache an mir selbst die ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß es, wenn der Zufall es nicht getan hat, der Überlegung schwer wird, einen Entschluß für das Leben zu fassen.

Diese schwankende Lage meines Schicksals hat mich gezwungen, manche Idee abzuweisen, die meine Phantasie sich gebildet hatte. Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten, wird mir nunmehr eben dadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird. Vielleicht erfahren Sie von meinem Freunde mehrere Kleinigkeiten, die mich betreffen, und Ihnen als Forscher der Menschen nicht ganz uninteressant sind.

Ich habe unterdessen einige neue Stücke meiner Thalia herausgegeben, worin Fortsetzungen meines Dom Karlos stehen. Wenn mehr davon fertig ist und Sie eine verlorene Stunde haben sollten, so würde ich Sie bitten, mir einige Worte darüber zu sagen.

Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken und bin mit unbegrenzter Verehrung Ew. Wohlgeboren ergebenſter

F. Schiller.

An Friedrich Kunze.

Dresden, den 24. Jul. 86.

Ich bin in einer ſehr unpoetiſchen Verlegenheit, lieber Kunze, aus der du mich reißen mußt. Körner hat mir angekündigt, daß ich zu ſeinem Kinde Gevatter ſtehen ſoll, und daß ich das nicht gern abweiſe, wirſt du mir glauben. Aber da ich bei dieſer Gelegenheit Ausgaben habe, die meine Kaſſe überſteigen, unter andern mir ein Kleid anſchaffen muß, das ich zum Degen tragen kann, ſo bitte ich dich (denn wem ſonſt als dir könnte ich mich in dieſer Sache anvertrauen wollen) mir ohngefähr 50 Reichstaler dazu vorzuſchießen. Göſchen wird dir die Summe in der Michaelismeſſe zurückbezahlen. Sei ſo gut und ſchicke mir das Geld womöglich mit rückgehender Poſt in einer Aſſignation, weil wir keinen Augenblick vor der Niederkunft ſicher ſind. Die Minna hat dieſen Morgen ſchon Wehen gehabt, und die Kindermutter erwartet ihre Entbindung höchſtens morgen. Nimm mirs nicht übel, daß ich deine Freundſchaft ſo mißbrauche.

Übrigens freuen wir uns alle deiner glücklichen Zurückkunft nach Leipzig und deiner guten Hoffnungen in betreff des Wieneriſchen Handels. Lebe wohl. Tauſend Grüße deinen Weibern. Dein Freund

F. Schiller.

An Friedrich Kunze.

Dresden, den 30. Juli 86.

Ich ſchreibe dir nur mit wenigen Worten, liebſter Freund, daß ich das Bewußte richtig erhalten habe und dir recht ſehr für deine Gefälligkeit danke. Unſre Körnern, wie du weißt, iſt glücklich

entbunden und befindet ſich mit dem Kinde recht wohl. Das Säugen bekömmt ihr ſehr gut, und wir hoffen, daß unter dieſen Aſpekten ihre Wochen ſehr gut vorbeigehn werden. Wie glücklich Körner ſich fühlt und wie ſehr wir uns alle freuen, daß dieſe immer bedenkliche Epoche für die Weiber ſo erwünſcht vorübergeht und die Freuden unſeres Zirkels durch keine verdrießlichen Zufälle leiden — das, liebſter Freund, kannſt du dir leicht einbilden. Ich hoffe, daß wir dir bald ebenſo glückwünſchen können.

Lebe wohl und grüße deine liebe Frau und Karolinen herzlich von mir. Körners und Huber grüßen dich ebenfalls, und ich bin unverändert der deinige

Schiller.

An Friedrich Kunze.

Die Nachricht von der glücklichen Niederkunft deiner lieben Frau hat mich herzlich gefreut und um ſo mehr, da ihre vorige Niedergeſchlagenheit und Krankheit keine ſo leichte Entbindung hoffen ließen. Jetzt wirf alle Mediziner zur Türe hinaus, die die gute Mutter Natur ſo geläſtert haben — Hartwig ausgenommen verſteht ſich. Der bleibt als Freund. Grüße mir deine liebe Frau tauſendmal und ſage ihr, daß ich an ihrer Freude den innigſten Anteil nehme. Das Schlimmſte iſt jetzt überſtanden, und der Himmel wird auch für das Folgende ſorgen. Leb wohl

dein aufrichtigſter Freund

F. Schiller.

An Henriette von Wolzogen.

Dresden, den 23. Sept. 86.

Ich habe einen Einfall gehabt, liebſte Freundin, die Verſorgung Karls und Auguſts betreffend, den ich Ihnen doch vorlegen muß. Der König von Preußen iſt jetzt noch in der glück-

lichen Stimmung etwas zu tun, das ihm vor der Welt Ehre macht, und Gnaden auszuteilen. Wie? Wenn ich einen Brief, in Ihrem Namen versteht sich, aufsetzte, den Sie geradenwegs an ihn schickten, worin Sie ihm Ihre zwei Söhne ganz zu eigener Disposition übergeben. Macht er sie auch nicht gleich zu Offizieren, so wird der außerordentliche Weg, durch den er sie erhält, sie ihm gewiß im Gedächtnis erhalten, und über kurz oder lang plaziert er sie. Wenigstens bin ich überzeugt, daß er sie nicht vergißt und von ihrer Konduite und ihrem Diensteifer Erkundigung einziehen wird. Fallen die Zeugnisse gut aus, so sind sie versorgt.

Überlegen Sie es. Ich glaube, daß es keinen jungen Kavalier schändet, im preußischen Dienst auch nicht gleich beim Offizier anzufangen. Hier ist es auch der Mühe wert, eine Karriere zu machen. Wenn Ihre Söhne nicht abgeneigt sind, so lassen Sie mich es gleich wissen. Ich werde mir Mühe geben, meinen Brief so einzurichten, daß er ihn nicht ohne Gefühl wegwerfen soll. Ihre beiden lieben Söhne sollten meinem Gutbefinden nach jeder ein Pröbchen seiner Geschicklichkeit beifügen. Dies würde gewiß Wirkung tun.

Glauben Sie mir, liebste Freundin, in solchen Fällen ist der kühnste und geradeste Weg oft der glücklichste. Was tuts, wenn es mißlingt? Dann bleiben uns noch alle Wege offen, und ich schreibe in Ihrem Namen auch an den Kaiser. Gehts da nicht — nun in Gottes Namen, so gehen wir aus der Christenheit heraus und wenden uns an den türkischen Sultan. Im Ernst, liebste Freundin, versuchen wir es. Ein Brief, umsonst geschrieben, ist das Schlimmste, was uns begegnen kann. Antworten Sie mir bald.

Auf Ostern erhalten Sie zuverlässig Geld. Grüßen Sie Ihre lieben Kinder, die Tante Mine und Reinwalds. Ich bin mit dem aufrichtigsten Herzen und, weil Sie mir diesen Namen erlauben wollen, Ihr getreuer Sohn

Schiller.

An Georg Göſchen.

Dresden, d. 9. Oktob. 86.

Mit Ungeduld, liebſter Freund, haben wir auf Nachricht von Ihnen gewartet. Wir wußten ſchon ſeit acht Tagen, daß Sie in Leipzig wieder angekommen wären, und keine Zeile von Ihnen und Ihrer Reiſe. Laſſen Sie es uns doch bald hören. Sie wiſſen, welchen Anteil wir an allem nehmen, was auf Ihr Schickſal Einfluß haben kann.

Hier folgt der Reſt für das vierte Heft der Thalia. Sie werden geſtutzt haben, daß Räuber Moors letztes Schickſal noch nicht unter der Preſſe iſt, aber das hat einen notwendigen Aufſchub gelitten. Davor iſt von einem andern großen Stück ſchon ein ziemlicher Teil fertig, welches zugleich mit dem Karlos auf die nächſten Oſtern erſcheinen ſoll.

Ich habe mir wohl einbilden können, daß die Wiener nicht gern verſifizierte Stücke ſpielen, obſchon der Kaiſer es mehrmals gefordert hat. Den Karlos gebe ich ohnehin nicht in Verſen auf das Theater und ſchwerlich nach Wien.

Adieu, liebſter Freund. Geben Sie bald mehrere Nachricht von Ihrer Reiſe

Ihrem aufrichtigſten Freund

Schiller.

An Friedrich Schröder.

Dresden, den 12. Oktober 86.

Aus einem Briefe, den ich heute von meinem Freund Beck erhalten, erfahre ich, daß er mir in Ausführung eines Wunſches zuvorgekommen iſt, mit dem ich mich ſchon ſo lange getragen habe. Lange ſchon, ich geſtehe es Ihnen, habe ich mir die angenehmſte Hoffnungen in der Verbindung mit einem Manne

gebildet, der im ganzen Deutſchland der einzige iſt, alle meine Ideale über die Kunſt zu erfüllen.

Ihnen zwar kann an der Achtung und Bewunderung eines einzelnen Mannes wenig gelegen ſein, der nur wiederholt, was die vereinigte Stimme des deutſchen Publikums ſchon entſchieden hat, aber mir iſt es wichtig, es Ihnen zu bekennen, und von Ihrem Geiſte, Ihrem Enthuſiasmus und Ihrer Größe etwas für meine kleine Arbeiten zu entlehnen. Ob ich gleich nie ſo glücklich war, Ihre Kunſt vor dem Schauplatze bewundern zu können, ſo habe ich doch Gelegenheit gehabt, den Meiſter aus ſeinen Schülern, das Original aus den Kopien zu ſchätzen, und wenn ich auch ganz darauf reſignieren müßte, ſo leben Sie mir in Ihren Werken. Als ein Mitläufer auf der dramatiſchen Bahn habe ich mir wenigſtens eine kleine Stimme erworben, die Schwierigkeiten zu überſehen und das Verdienſt zu erkennen.

Aber mein Verlangen nach Ihrer Bekanntſchaft iſt ſehr eigennützig. Ich habe bis jetzt Foderungen an die Schaubühne gemacht, die noch keines von allen Theatern, die ich kenne, befriedigte. In Mannheim habe ich vollends, aus Urſachen, die hier zu weitläuftig wären, beinahe allen Enthuſiasmus für das Drama verloren. Jetzt fängt er wieder an, in mir aufzuleben, aber mir graut vor der ſchrecklichen Mißhandlung auf unſern Bühnen. Mit ungeduldiger Sehnſucht habe ich bisher nach derjenigen Bühne geſchmachtet, wo ich meiner Phantaſie einige Kühnheiten erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht ſo erſtaunlich gehemmt ſehen muß. Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle notwendigen Umſtände des Theatergeſetzes dem Dichter verſchreiben, aber es gibt engere Grenzen, die ſich der kleine Geiſt und der dürftige Künſtler ſetzt, das Genie des großen Schauſpielers und Denkers aber überſpringt. Von dieſen Grenzen wünſchte ich freigeſprochen zu werden, und darum iſt der Gedanke mir ſo willkommen, durch eine genauere Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realiſieren, das ich ohne

Sie ganz verloren geben muß. Wenn ich mir ſchmeicheln kann, daß Sie mir hiezu die Hände bieten wollen, ſo ſollen alle meine Stücke für Ihre Bühne beſtimmt ſein, und ich werde ſie unter dieſer Ausſicht mit um ſo größerer Begeiſterung ſchreiben. Mein Dom Karlos, der zu Ende dieſes Jahres fertig wird, iſt einer theatraliſchen Ausführung fähig, und ich bin gegenwärtig ſchon beſchäftigt, ihm dieſe Geſtalt zu geben. Beck ſchreibt mir, daß die Fragmente Sie einigermaßen intereſſierten — daraus erlaube ich mir zu ſchließen, daß die Fortſetzung dieſes Stücks Ihnen vielleicht (von ſeiten der Darſtellung und des theatraliſchen Intereſſes) noch willkommener ſein werde. Wenn Sie glauben, daß der Karlos Ihrer Bühne anſtehen könnte, ſo bitte ich mir einige Nachricht deswegen aus. Unendlich erwünſcht würde es mir ſein, wenn ich auf dieſe Art meinen kühnen Entwurf damit ausführen könnte.

Ein anderes Stück, das ich ſchon jahrelang im Kopfe getragen, wird zu Anfang des nächſten Jahres fertig ſein. Es heißt: der Menſchenfeind, hat aber mit dem Shakeſpeareſchen Timon keinen Berührungspunkt als den Namen. Ein neuer Charakter tritt hier auf, den nur derjenige Künſtler darſtellen wird, der den Lear und den Hamlet in Deutſchland erſchaffen hat. Sie hören aus dieſer ſelbſtgefälligen Sprache den Vater, der auf ſein Kind eitel iſt, aber verziehen ſoll er es wenigſtens nicht. Wenn Sie wünſchen ſollten, eine Idee von dieſem Stücke zu haben, ſo werde ich Ihnen den erſten Akt davon ſchicken können, welcher in Ordnung gebracht iſt.

Ich finde, daß ich hier einige Seiten voll geſchrieben habe, ohne zu wiſſen, ob Sie auch Luſt haben werden, ſich darauf einzulaſſen. Ich umfaſſe dieſe Idee mit ſo vieler Wärme, daß ich ſie ſchon als berichtigt vorausſetze.

Wenn Sie die Güte haben, mir von Ihrem Entſchluſſe Nachricht zu geben, ſo erſuche ich Sie zugleich, nur mit wenigen Worten mich mit den unentbehrlichſten Mitgliedern Ihrer Bühne

bekannt zu machen, weil ich mich in einigen wichtigen Dingen nach dieſem Lokale zu richten habe.

Ich empfehle mich Ihrem Andenken und nenne mich mit der vollkommenſten Hochachtung

Ihren ergebenſten

F. Schiller.

Meine Adreſſe iſt — — Dresden-Neuſtadt auf dem Kohlenmarkt im Fleiſchmänniſchen Hauſe.

Weil ich von Beck keine Adreſſe empfangen habe, ſo bin ich ſo frei, dieſen Brief an Sie einzuſchließen.

An Reinwald.

[Dresden, 13. Oktober 1786.]

— — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Schweſter irrt ſich, wenn ſie glaubt, daß ich an der großen Welt hänge. Ich lebe hier wie ein Einſiedler und habe faſt alle Bekanntſchaften vermieden. Meine Freunde ſind mir genug. Überhaupt liebe ich die Stille. Ich vermute ſehr ſtark, daß ihr mich nach Oſtern einige Tage zu ſehen bekommen werdet.

Nach Hauſe habe ich vor ohngefähr ſechs oder acht Wochen geſchrieben und erwarte täglich Antwort. Ich bin unterdeſſen froh, daß alles wohl iſt, wie ich aus dem Briefe meiner Schweſter ſchließen kann. Eure Art zu leben hat meinen ganzen Beifall, und daß ihr euch die Menſchen eures Standes nicht zum Muſter nehmt, billige ich ſehr. Da iſt nichts als der Bauch, der gepflegt wird — das ſind die Berührungspunkte dieſer Menſchen, ihre Genüſſe und ihre Freuden.

Deine Briefe, Lieber, ſollen mir ſehr willkommen ſein. Es iſt mir lieb, daß du meiner Idee beipflichteſt. Dieſe Arbeiten machen dir Vergnügen und gutes Blut, werden mit Vergnügen geleſen, und vor die Bezahlung wollen wir Wege ausfündig machen. Ob

die Thalia fortgeſetzt wird, iſt noch ſehr zweifelhaft. Über ein italieniſches Buch werde ich dir im nächſten Brief meine Meinung ſchreiben, überhaupt will ich ſuchen ein zweckmäßiges Geſchäft und den Verlag davon für dich auszumachen. Mit Ungeduld erwarte ich eure Empfindungen über das, was ihr in den drei letzten Heften der Thalia leſen werdet.

Adieu, liebe gute Kinder. Seid glücklich und denkt manchmal an euren euch zärtlich liebenden

Bruder Fritz.

Der Frau von Wolzogen und Familie und Mlle. Döbnern empfehlt mich.

An Georg Göſchen.

Dresden, d. 5. Nov. 1786.

Liebſter Freund.

Das vierte Heft der Thalia iſt mit dem H-Bogen zu Ende und kann alſo geſchloſſen werden. Anzuzeigen wäre der Carlos auf die Oſtermeſſe, welches aber meiner Meinung nach in Zeitungen beſſer geſchehen kann.

Ihre Hieherkunft wäre mir auch von der Seite nötig, weil wir nunmehr unſern Kontrakt wegen des Carlos abzuſchließen haben. Zu gleicher Zeit wird auf Oſtern ein neues Stück von mir fertig, der Menſchenfeind, davon noch keine Zeile im Publikum iſt. Ich weiß nicht, ob Sie neben Ihren vielen Verlagsartikeln auf dieſe Meſſe Luſt und Intereſſe haben, auch dieſes Stück zu verlegen. Daher erwarte ich Ihre Meinung etwa bald. Sie haben das erſte Wort dabei zu ſprechen, und ohne Ihre Erklärung mache ich keine Anſtalten. Es beträgt zwölf Bogen und iſt in Proſa. Den Carlos kann ich im Dezember zur Hälfte und im Jenner ganz zum Druck abſchicken, von dem Menſchenfeind etwa im Januar nur die Hälfte und den Reſt zu Anfang des März.

Mit dem Wiener Theater habe ich keinen Plan mehr im Sinne, denn nunmehr habe ich mich mit Schrödern in Verbindung geſetzt. Schröder wird den Menſchenfeind, welches eine Force-Rolle für ihn iſt, wie auch den Carlos (nach meinem beſondern Manuſkripte) in Hamburg geben. Dabei habe ich den Vorteil, daß meine Stücke nicht gedruckt werden, wie es in Wien Mode iſt.

Haben Sie noch Luſt, Kupfer zum Carlos ſtechen zu laſſen? Wenn Sie das wollen, ſo kann ich hier bei Seidelmann oder Schenau ſondieren.

Von dem Honorario für das vierte Heft der Thalia ſind Sie ſo gütig und bezahlen fünfzig Taler an Kunzen.

Den Reſt ſchicken Sie mir, wenn Sie nicht geniert ſind, etwas bald, denn ich brauche Geld. Von dem dritten Hefte ſind, glaube ich, auch noch dreizehn Taler zurück, welches nach Abzug deſſen, was Sie an Kunzen bezahlt, noch übrig geblieben.

Den Robertſon brauche ich nun nicht weiter. Die geſchickten Bücher erhalten Sie mit nächſter Gelegenheit zurück.

Schreiben Sie mir in Ihrem nächſten Brief, ob Sie noch kommen werden.

Adieu. Ihr aufrichtigſter

Schiller.

An Georg Göſchen.

Dresden, d. 22. Nov. 86.

Liebſter Freund,

Die Rezenſion, die Sie mir geſchickt haben, hat zu deutlich das Gepräge von böſem Willen und Galle, als daß es der Mühe wert ſein ſollte, das Schiefe und Seichte, was ſie enthält, auseinanderzuſetzen. Wenn mir einer bei der Beurteilung eines Trauerſpiels nur die Floskeln im Stile zuſammenſucht und nicht einmal einen Charakter, eine dramatiſche Entwicklung berührt, ſo ſehe ich dem Menſchen an, daß der Himmel ihn nicht zu

Beurteilung eines Kunſtwerks beſtellt hat. Mir Satisfaktion genug, daß er zu plump und zu heftig geweſen war, um die Urſachen verſtecken zu können, die ihn zum Schreibpult getrieben haben. Meiner Meinung nach iſt es Dyck oder Schreiter oder beide miteinander. Gott bewahre mich, auf eine ſolche ſtümperhafte Arbeit zu antworten. Die Form, unter welcher mein Carlos die Welt betreten wird, ſoll meine einzige Antwort ſein. Ein Generaltitel für die Thalia iſt ſchwer zu machen. Meine unmaßgebliche Meinung wäre, man hieße ſie überhaupt den erſten Band meiner vermiſchten Schriften, ſo könnte alles, was Sie hernach von mir verlegen, die folgenden Bände ausmachen. Der Geiſterſeher zum Beiſpiel und Julius Briefe werden noch fortgeſetzt, dieſe würden alſo unter dem Titel vermiſchter Schriften von Schiller die Kontinuation der Thalia ſein. Wollen Sie aber lieber, ſo nennen wir ſie: Poetiſche und Philoſophiſche Phantaſien.

Wegen dem Carlos will ich Ihnen noch dieſe Woche ſchreiben. Um die Thalia ſeien Sie nicht beſorgt. Sollte ihr der Titel eines Journals wirklich ſchaden, ſo hoffe ich imſtande zu ſein, wenigſtens Sie bei dem Verlag nicht einbüßen zu laſſen. Es wäre mir ſchon ſehr unangenehm, wenn mein Verleger bei mir nicht gewänne — wie viel weniger mein Freund. Geht alſo innerhalb eines Jahres nicht ſo viel ab, daß Sie befriedigt ſind, ſo empfangen Sie von mir den zweiten Band ohne Honorarium, oder, wenn Sie lieber wollen, ſollen Sie meine Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe umſonſt neu und verbeſſert drucken.

Adieu, liebſter Freund. Behalten Sie mich in gutem Andenken.
Ewig der Ihrige Schiller.

P. S. Die Schneidern hat einen Spezies-Taler für mich ausgelegt, und damit ich die Umſtände nicht brauche, ihn von hier aus zu ſchicken, ſo ſind Sie ſo gut und bezahlen ihn in meinem Namen und verrechnen ihn. Adieu.

An Georg Göſchen.

Dresden, den 5. Chriſtmonat 86.

Endlich müſſen wir uns doch über den Karlos beſtimmen. Ich eile mit ſtarken Schritten zum Ende und hoffe ihn längſtens in der Mitte des Januars zu beſchließen. Ungeachtet der großen Verwüſtungen, welche meine Feile bereits in den erſten Akten ſchon angerichtet hat und noch anrichtet, wodurch gegen zwei bis drei Bogen im ganzen weniger werden, wird er dennoch zu zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Bogen anwachſen, weil es ein ganzes Tableau ſein ſoll. Auch kommen vornen noch neue Züge und einige Szenen, welche die Vollkommenheit des Stückes notwendig macht, dazu.

Ich hatte gewünſcht, im ganzen mit Ihnen darüber zu kontrahieren und werde Ihnen auch jetzt die Wahl laſſen. Unter zweiundzwanzig Bogen wird er nicht, vorausgeſetzt, daß die Form und Schrift des Nathan dazu genommen wird. Für den einzelnen Bogen verlange ich zwölf Taler, und wenn Sie das Ganze anſchlagen wollen, ſo gebe ich es Ihnen um den Preis von fünfzig Louisdors.

Hier wäre meine unmaßgebliche Meinung, das Reſultat deſſen, was durch Berechnung meiner angewandten Zeit und Mühe und durch Konferenz mit meinen Freunden entſtanden iſt.

Dazu bedinge ich mir ein Dutzend Exemplarien, unter denen vier auf Schreibpapier und zwei auf Holländiſchem abgedruckt werden.

Wenn Sie einen ſchönen Kopf dazu wollen ſtechen laſſen, ſo kann ich Ihnen vielleicht eine gute Zeichnung liefern, die uns nichts koſtet und vielleicht ſo gut und beſſer ausfällt als die teuerſte von Seydelmann. Dann wünſchte ich aber, daß Sie ſo viel daran wendeten, um den Kopf durch Sinzenich in Mannheim ſtechen zu laſſen, der im Weichen und Niedlichen gegenwärtig der beſte iſt, vorzüglich bei einzelnen Köpfen.

Die Ausbreitung des Karlos und die Nachfrage deswegen ſoll, hoffe ich, dadurch erſtaunlich gewinnen und vermehrt werden, daß ich mit Schrödern desfalls Abrede genommen, der ihn in Hamburg nach einer von mir veranſtalteten Theaterveränderung, die in Proſa iſt und natürlicherweiſe ewig Manuſkript bleibt, vorſtellen wird. Nach dieſem können ihn alle deutſchen Schaubühnen geben, gerade ſo wie ſeit einigen Jahren auch mein Fiesko als Theatermanuſkript zirkuliert.

Über die Verbreitung der Auflage ſprechen wir, hoffe ich, noch mündlich. Für Subſkription bin ich nicht eingenommen, weil dieſer Weg bei einem einzelnen Theaterſtück noch nie eingeſchlagen worden und überhaupt viel zu prätenſioniert iſt. Aber ſchneller Umlauf, ſobald er erſchienen iſt — das iſt die Hauptſache, und dazu kann ich Ihnen alsdann einige fruchtbare Ideen mitteilen.

Nun leben Sie wohl. Dies iſt einmal ein Kaufmannsbrief, und er ſoll es auch bleiben. Freundſchaft und Schachern ſind ſo heterogene Dinge, daß ich Ihnen für einen andern Brief aufſpare, was Ihnen Freund Schiller noch ſonſt zu ſchreiben hat.

Adieu. Sobald die Thalia fertig iſt, liebſter Freund, ſo ſind Sie ſo gütig und ſenden auf meine Rechnung die vier Hefte miteinander mit der erſten Poſt an meinen Schwager den Rat Reinwald nach Sachſen-Meinungen. Meine Schweſter und er quälen mich ſchon Monate lang, und immer habe ich ſie auf die Erſcheinung des vierten Heftes vertröſtet. A propos. Eben dieſer Reinwald, der Bibliothekar des Herzogs von Meinungen iſt, wird, ſobald Sie ihm deshalb Aufträge geben, ſich zu einem guten Kommiſſionär in dortigem Winkel der Erde qualifizieren. Er iſt außerdem ein geſchickter Mann, der unter anderm, wenn Sie Gelegenheit dazu wiſſen, aus dem Italieniſchen ſehr gut überſetzen kann.

Alſo leben Sie wohl.

Ihr aufrichtigſter

Schiller.

An Friedrich Schröder.

Dresden, d. 18. Dez. 86.

Ich habe die Antwort auf Ihren ersten Brief bis jetzt aufschieben müssen, weil ich mich über eine Reise nach Hamburg nicht entscheiden konnte, ohne mit gewissen Personen darüber zu konferieren, welche den nächsten Anteil an meinen Entschlüssen haben. Ich lebe hier im Schoße einer Familie, der ich notwendig geworden bin — einige andere Verhältnisse, denen ich jedes Opfer bringen muß, wollen mich lieber in Dresden als sonst irgendwo haben, außerdem mußte ich doch der Form wegen mit dem Herzog von Weimar darüber übereingekommen sein, weil mein Aufenthalt in Hamburg ein Engagement ist. Sonst muß ich Ihnen offenherzig gestehen, wäre es mehr meine Ungeduld Sie zu sehen, als jede andere Ursache, warum ich gerne nach Hamburg reiste. Bei guten Büchern, dünkt es mich, hat man auf das Lokale nicht so viel Rücksicht zu nehmen. Eine gewisse Fertigkeit oder Fühlbarkeit für das, was in Schauspielen wirkt, die ich in Mannheim und auch hier zu erlangen Gelegenheit hatte, wird bei mir diesen Mangel an Lokalkenntnis ziemlich ersetzen. Außerdem glaube ich überzeugt zu sein, daß ein Dichter, dem die Bühne, für die er schreibt, immer gegenwärtig ist, sehr leicht versucht werden kann, der augenblicklichen Wirkung den dauernden Gehalt aufzuopfern, Klassizität dem Glanze — vollends wenn er in meinem Fall ist und noch über gewisse Manieren und Regeln sich nicht bestimmt hat. Und dann, glauben Sie mir auch, gewinnt mein Enthusiasmus für die Schauspielkunst dadurch sehr, wenn ich mir die glückliche Illusion bewahren kann, welche wegfällt, sobald Kulissen und papierne Wände mich unter der Arbeit an meine Grenzen erinnern. Besser ist es immer, wenn der erste Wurf ganz frei und kühn geschehen kann und erst beim Ordnen und Revidieren die theatralische Beschränkung und Konvenienz in Anschlag gebracht wird. Auf

dieſe Art, glaube ich, laſſen ſich Kühnheit und Wahrheit mit Schicklichkeit und Brauchbarkeit vereinigen.

Das ſind ungefähr die Gründe, welche ich dem herzlichen Verlangen entgegenſetze, in Ihrem nähern Umgang zu leben. Eine Reiſe nach Hamburg überhaupt will ich gar nicht verſchwören — vielleicht ſehen Sie mich künftiges Jahr — unterdeſſen aber muß ich mich mit Ihrem andern Vorſchlag begnügen, Ihnen meine Stücke zu ſenden.

Der Carlos wird auf den Jänner fertig, ſo daß Sie ihn ſpäteſtens in ſechs Wochen erhalten können. Der Menſchenfeind kann nicht viel früher als in der Mitte Aprils geendigt ſein. Nun muß ich mir vor allen Dingen Nachricht von Ihnen ausbitten 1) ob ich den Carlos in Proſa für Ihre Bühne verwandeln muß, weil doch immer zu beſorgen iſt, daß die untergeordneten Schauſpieler Jamben ſchief deklamieren, und unter zwölf bis fünfzehn Perſonen können nicht alle Meiſter ſein. Mir macht es eine Mühe mehr, aber eine angenehme Mühe, weil ſie mir den Erfolg verſichert.

2) Wünſchte ich zu wiſſen, welche Größe ich dem Stück geben, ob es drei gute Stunden ſpielen darf? 3) Ob ich mir im Punkte des Katholizismus, der Geiſtlichkeit und der Inquiſition einige Freiheiten erlauben darf, oder ob es notwendig iſt, daß ich den Dominikaner weltlich mache und die verfänglichen Stellen ſtreiche? 4) Ob die Schauſpielerin, der Sie die Prinzeſſin Eboli zuteilen, eine leidliche Arie ſingen kann? Es iſt im Stücke darauf gerechnet, und wenn es alſo nicht wäre, ſo müßte ich damit eine Änderung treffen. 5) Ob es bei Ihnen widrig auffallen möchte, wenn das Stück mehr als fünf Akte hätte — die gedruckte Ausgabe wird vierundzwanzig Bogen und neun Akte betragen, die Theateredition könnte zwölf Bogen und ſieben Akte haben. Sollten Sie meinen, daß man ſich an dieſer Regelverletzung ſtoßen werde, ſo könnte ich jetzt noch eine Auskunft treffen. Über dieſe Fragen bitte ich mir bald eine Antwort aus.

Der Himmel bewahre mich übrigens, daß ich mich in kaufmänniſche Bedingungen über meine Stücke mit Ihnen einlaſſe. Sie gründen ſie auf Ihre Berechnung, die ich nicht weiß, und alſo überlaſſe ich alles Ihnen. Nur bitte ich, daß ich die Freiheit behalte, die Stücke, wenn ſie erſt Ihre Bühne betreten haben, auch auf ein anderes Theater bringen kann — und daß mein Manuſkript, das ich Ihnen ſchicke, nicht gedruckt wird.

Ich habe meinem erſten Briefe an Sie einen Einſchluß an Beck beigelegt, worauf ich noch keine Antwort habe. Er hat ihn doch erhalten?

Ich empfehle mich Ihrem Andenken, beſter Schröder, und unterſchreibe mich mit der vorzüglichſten Achtung

Ihr ergebenſter

Schiller.

An Gottfried Körner.

Dresden, d. 18. Dez. 86.

Gott ſei Lob und Dank, daß ihr an Ort und Stelle ſeid. Auf die Reiſe allein war mir's bange wegen der Minna. Jetzt iſt alles gut. Was Hartwig über die Sache ſpricht, wünſchte ich ſehr zu hören, alſo ſchreibe mir's bald.

Von hier weiß ich dir noch nichts Neues oder Intereſſantes zu melden. Geſtern war ein gewiſſer Michaelis hier, der deinen Vater ſehr genau will gekannt haben. Ein dicker, wohlkonditionierter Onkel — ſo ſah er aus. Die Roſe hat ihn bei mir introduziert und ihn zu ſitzen genötigt!! Es war prächtig anzuſehen.

Reinhardts haben den Tag nach eurer Abreiſe zu mir geſchickt, die letzte Nachrichten zu erfahren, wie die Minna abgereiſt ſei. Geſprochen habe ich ſonſt niemand. Es hat mich Mühe gekoſtet, wieder in die Arbeit zu kommen, und kaum bin ich jetzt wieder in statu quo. Man hat einige Stücke von Journalen nicht finden

können, haſt du ſie irgend weggeborgt? So kann ich auch den zweiten Teil der Kamille nicht finden.

Morgen oder übermorgen ſchreibe ich dir vermutlich mehr. Tauſend herzliche Grüße an alles. Möchtet ihr doch recht, recht ſehr zufrieden und heiter ſein und ſo wiederkommen. Lebe wohl, Lieber. Schreibe mir bald wieder. Huber grüßt, das verſteht ſich. Adieu S.

An Gottfried Körner.

Dresden, 20. Dezember 1786.

Bis jetzt iſt unſere Exiſtenz höchſt proſaiſch geweſen, ich beſonders wußte kaum, wo ich mit der Zeit hin ſollte, die mir von Arbeiten frei blieb. Die Abende ſind mir erſtaunlich zur Laſt, denken mag ich nicht, auch ſchäme ich mich zu ſchlafen. Geſtern waren wir im Goldnen Engel zu Mittag, vorgeſtern Abend bei Albrechts, wo Whiſt geſpielt wurde. Diesmal aber gewann ich. Bei Reinhardts war ich auch, um euer Kompliment an die Tante zu beſtellen, und ſoll auch von der ganzen werten Familie — die Tante Milliquet nicht ausgenommen — ſchönſtens grüßen. Meinen Herrn von Noſtiz werde ich in den Feiertagen aufſuchen. Morgen gedenke ich zu Neumanns zu gehen.

Frage doch den Doktor um genaue Nachricht wegen der Minna; daß die Härten in der Bruſt bleiben und der Schmerz ſich verloren hat, bringt mich faſt auf die Gedanken, daß es langſam gehen möchte. Deinem Briefe nach ſeid ihr noch nicht viel oder gar nicht in pleno ausgegangen.

Was du mir von Göſchen ſchreibſt, will ich nur zur Hälfte glauben. Zwiſchen ſeinen Handlungen im bürgerlichen Leben und ſeinen Ideen dünkt mir überhaupt nicht viel Harmonie zu ſein, und von einem gewöhnlichen Beurteiler, der dir vielleicht dieſe Nachricht gab, muß er oft verfehlt oder doch zu hart beurteilt

werden. Der Übergang von dem Kliententon des Anfängers zum geſetzten Männerton mußte für Göſchen gefährlich ausfallen. In einer Stunde läßt ſich dieſe neue Manier bei ihm über den Haufen werfen. Deſto beſſer, wenn er kein Geld braucht. Meinen Menſchenfeind muß ich ihm offerieren aus Billigkeit, weil ich weiß, daß er gewinnen wird; ob er meine Bedingung akkordiert, iſt mir dann gleichgültig.

Wenn es wahr iſt, daß die Rezenſion eingeſchickt worden, woran ich noch zweifle, ſo iſt ſie aus Mannheim. Sollteſt du etwas Vernünftiges von neuen Schriften in Leipzig ausfindig machen, das du ohnehin kaufſt, ſo ſchicke mir's voraus. Ich kann's jetzt nicht über mich gewinnen, vielerlei aus der Geſchichte zu leſen; noch bin ich nicht ganz in meinen poetiſchen Traum zurückgekommen, meine Arbeiten gehen mir noch nicht raſch genug. Seitdem ihr weg ſeid, habe ich in allem ſechs Blatt gemacht, unter denen vier ſeit heute und geſtern ſind. Lies mir doch meine Bogen; und das vierte Heft ſei ſo gut und ſchicke mit einem bloßen Kuvert an Beck und an Charlotten. Die Exemplare nimmſt du von denen, die mir Göſchen ſchicken wird.

Habt ihr Jünger ſchon geſprochen? Grüßt ihn recht ſehr von mir. Apropos! einen Stollen ſolltet ihr uns billig ſchicken; zwar Huber liegt nicht ſo viel dran als mir. Mir iſt ordentlich bang auf die Feiertage. Ich habe mich entſchloſſen, den Februar und März dort zuzubringen, verſteht ſich, wenn die Umſtände es tunlich machen; wenigſtens wenn die Gründe und Gegengründe der Vernunft ſich gegeneinander aufheben oder um ein Geringes abweichen, ſo darf, glaube ich, mein Herz den Ausſchlag geben. Adieu. Herzliche Grüße an alles.

An Gottfried Körner.

Dresden, 26. Dezember 1786.

Der Stollen ſamt ſeinem magern Kollegen iſt richtig angelangt, und wir danken ſchön, freuen uns herzlich der Gewißheit, daß die liebe Minna ſich beſſert und ihr alle wohlauf ſeid. Wir ſind's auch ſo ziemlich bis auf eine erſchreckliche Langeweile. Ich weiß nicht, warum ich den Feiertagen ſo viel nachfrage; aber ich möchte mich gern auf einige Tage vergeſſen, und hier iſt niemand, der mir das erleichterte. Vor einigen Tagen beſuchte ich die Mlle. Wagner, von welcher und ihrem Vater und Bruder ich euch ganz erſtaunlich viel Schönes ſchreiben ſoll. Neumanns haben wir beide auch beſucht und werden wahrſcheinlich dieſer Tage ein Whiſt dort ſpielen. Geſtern Abend blieben wir zuſammen zu Hauſe und machten Punſch. Heute früh iſt Haſe bei uns geweſen, der euch ſehr grüßen läßt.

Den Säugling von Stolberg habe ich geleſen und wirklich einige ſehr ſchöne Züge darin gefunden, ganz griechiſche Simplizität. Wenn das Jagen nach dieſer nicht überall ſo ſichtbar wäre, ſo könnten die Stolbergſchen Schriften mir gefallen. So aber muß ich geſtehen, daß ich keinen Geſchmack daran finde. Darin haſt du recht, daß Phantaſie und dichteriſche Malerei ſehr oft die Natur und Empfindung bei ihm verdrängen.

Meine Arbeiten gehen erträglich, nicht ſo raſch, wie ich wünſchte. Ich habe nicht frohe Laune genug, mit Wärme meinem Vorhaben getreu zu ſein. Doch geht es vor ſich, und du könnteſt immer ein Stück Arbeit getan finden, wenn du zurückkommſt.

Warum mir Göſchen die Thalia noch nicht geſchickt hat, kann ich nicht recht begreifen. Erinnere ihn doch daran.

Tauſend Grüße an alles, was uns lieb iſt. Es iſt mir doch ſehr lieb, daß zehn Tage ſeit eurer Abreiſe verſtrichen ſind. Vielleicht ſchon die Hälfte der ganzen Zeit. Lebe wohl, Lieber! Schreibe mir bald wieder. S.

P. S. Deinen Brief hat Huber eben erhalten und wird ihn morgen beantworten. Ich vermute, daß er dir auch die zwei erſten Akte von Jaffier ſchicken wird. Er läßt herzlich grüßen.

Du biſt ja ſeit deinem Leipziger Aufenthalt ganz erſtaunlich gelehrt worden, ſogar Stellen aus dem Horaz!

Kommſt du zu Schreiter, und wie? Von literariſchen Freunden iſt wohl nichts Pikantes in Leipzig? Kommt vielleicht Jünger mit euch hierher?

An Gottfried Körner.

Dresden, d. 29. Dez. 86.

Nun ſind vierzehn Tage ſeit eurer Abweſenheit verſtrichen, und hoffentlich wird jetzt bald die Rede von eurer Zurückkunft ſein. Eines Teils verdrießt mich's, daß ich die Freuden meines Lebens ſo ſehr von euch abhängig gemacht habe und nicht einmal einen Monat mehr durch mich allein ganz glücklich exiſtieren kann. Lieber Gott, wie wird das noch werden. Alle Einförmigkeiten unſerer bisherigen Exiſtenz fangen mir an notwendig zu werden, und ich fühle, daß ich vielleicht ſehr ungerecht war, mich nach Zerſtreuung zu ſehnen. Eine Schuld freilich müßt ihr mir erlauben auf das erbärmliche Äquivalent zu ſchieben, das ihr mir in der Stadt Dresden gelaſſen habt. Ich hoffe, daß meine Wünſche — in Kalbsrieth — einige Zeit länger unentſchieden bleiben werden.

Zu meinem Weben und Wirken ſeid ihr mir unentbehrlich worden. Ich bin ſehr wenig oder nichts. Ich bin Hubern nichts und er mir wenig. Die Feiertage haben mich vollends verdorben. Es iſt ſo etwas Hergebrachtes, daß an dieſen Tagen alles Feierabend machen ſoll. Das Vergnügen iſt an dieſen Tagen eine Art von Arbeit und Beſtimmung. Dieſes dunkle Gefühl hat mich am Schreibtiſch verfolgt, und ich mußte ausgehen. Aber immer kam ich unbefriedigt und leer zurück. Würdet ihr wohl

an unſerer Stelle euch ebenſo nach uns zurückſehnen? Wird mein Bild nicht früher bei euch erlöſchen, als das eurige bei mir? Ich fürchte es beinahe, denn bis dieſe Stunde war unſere Teilung ſehr ungleich. Ich habe euch ganz genießen können, euch ganz durchſchauen und faſſen können, aber meine Seele war für euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr wart mir ſoviel und ich euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig ſein könnte euch zu ſein.

Ich bin heute ſehr traurig durch die Erinnerung an euch — an eine böſe Schuld, die ich euch noch nicht abgetragen zu haben fühle. Der ſchwarze Genius meiner Hypochondrie muß euch auch nach Leipzig verfolgen. Verzeiht mir das. O meine Gedanken ſind ſehr oft unter euch. Zwar ſehe ich euch nicht in eurem Leipziger Zirkel, wo meinem Herzen noch ſoviel fremd iſt — ich ſehe euch hier und freue mich, wenn alles nun wieder anfangen wird.

Von Charlotten habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte ſie alle Tage, welches dann auch entſcheiden wird, ob und wann ich ſie beſuche.

Willſt du wiſſen, wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Szene des Marquis mit der Königin, die du ja kennſt. Jetzt fängt es an ſehr intereſſant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Intereſſe der Situation bleiben wird. Noch hab ich keinen Pulsſchlag dieſer Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieſer Arbeit durchdrungen ſein ſollte. Ich habe keine Zeit ſie abzuwarten. Wiſſentlich muß ich mich übereilen. — Dein Herz wird kalt bleiben, wo du die höchſte Rührung erwartet hätteſt. Hie und da ein Funke unter der Aſche, und das iſt alles.

Herzlich hat es mich gefreut, daß die Geſundheit der Minna ſobald wieder hergeſtellt iſt. Wie glücklich wird es dich machen, wie fröhlich für uns, euch geſund und heiter wieder zu finden.

Grüße die beiden recht herzlich. Ich hätte gerne mehr an euch geschrieben, aber wahrlich, es fehlte mir an Stoff, an Mannigfaltigkeit, und meine Laune hätte euch mit angesteckt. Leb wohl. Kunzens empfiehl mich, der Schneidern und Hartwig.

Diesen Abend sind wir bei Neumanns. Sonst übrigens nicht sehr herumgekommen.

Suche es Göschen doch auszureden, daß er eine Subskription zum Karlos veranstalten will. Es ist so sonderbar bei einem einzigen Theaterstück, und er hat in diesen Dingen immer eine so unglückliche Art. Was kommt am Ende dabei heraus — und wenn er über die Nachdrucker schimpft, was kann's ihm viel helfen? Die Thalia habe ich noch nicht. Die Exemplare an Beck und Charlotten wirst du vermutlich besorgt haben.

Becker läßt sich euch empfehlen. Er sagt mir, daß Adelung zum Oberbibliothekar in Vorschlag gebracht sei und zwar durch seine Betreibung. Becker will uns in die Rieschische Gesellschaft introduzieren.

Adieu

Schiller.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre

Eine wahre Geſchichte
[1785/86]

Die Heilkunſt und Diätetik, wenn die Ärzte aufrichtig ſein wollen, haben ihre beſten Entdeckungen und heilſamſten Vorſchriften vor Kranken- und Sterbebetten geſammelt. Leichenöffnungen, Hoſpitäler und Narrenhäuſer haben das helleſte Licht in der Phyſiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die geſetzgebende Gewalt ſollten billig dieſem Beiſpiel folgen und ähnlicherweiſe aus Gefängniſſen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Laſters — ſich Belehrungen holen.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weiß, wieviel man auf die Mechanik der menſchlichen Freiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt iſt, analogiſch zu ſchließen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo Einförmiges und doch wieder ſo Zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit

oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahndet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände, vielleicht mit besserem Grunde beisammen fände, als der Ritter gehabt hat, den eßbaren und giftigen Schwamm in eine Klasse zu werfen.

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermute ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung und Anwendung abschneidet und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die Tat beging, so wie in der, wo er dafür büßet, Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein

dunkles Bewußtſein ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt eine ſolche Ähnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſein, muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſre Neugier begnügen. Soll ſie uns mehr ſein und ihren großen Zirkel umreichen, ſo muß ſie notwendig unter dieſen beiden Methoden wählen — entweder der Leſer muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiß, daß von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Altertums manche ſich an die erſte Methode gehalten und das Herz ihres Leſers durch hinreißenden Vortrag beſtochen haben. Aber dieſe Manier iſt eine Uſurpation des Schriftſtellers und beleidigt die republikaniſche Freiheit des leſenden Publikums, dem es zukömmt, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen; ſie iſt zugleich eine Verletzung der Grenzgerechtigkeit, denn dieſe Methode gehört ausſchließend und eigentümlich dem Redner und Dichter. Dem Geſchichtſchreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden wie der Leſer, oder, was hier eben ſoviel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, eh er handelt, wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen dieſer Gedanken, als an den Folgen jener Taten. Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären, warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele und in den

veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wie manches Mädchen von feiner Erziehung würde ſeine Unſchuld gerettet haben, wenn es früher gelernt hätte, ſeine gefallene Schweſtern in den Häuſern der Freude minder lieblos zu richten! Wie manche Familie, von einem elenden Hirngeſpinſt politiſcher Ehre zu Grund gerichtet, würde noch blühen, wenn ſie den Baugefangenen, der, ſeine Verſchwendung zu büßen, die Gaſſen ſäubert, um ſeine Lebensgeſchichte hätte befragen wollen! Wenn ich auch keinen der Vorteile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte, aufrechtſtehende Tugend auf die gefallne herunterblickt, weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welche kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtattfindet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appellieren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruch des Leſers nicht vorgreifen. Unſre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirts in einer . . . ſchen Landſchaft (deren Namen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen mußte) und half ſeiner

Mutter, denn der Vater war tot, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirtschaft besorgen. Die Wirtschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klage über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfindrischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung bot. Die Verachtung seiner Person hatte früh seinen Stolz verwundet und zündete endlich einen schleichenden Unmut in seinem Herzen an, welcher nie mehr erloschen ist.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, setzte er sich vor zu gefallen. Er war sinnlich und beredete sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn, er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Beteurungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken, aber ihn selbst drückte Mangel und der eitle Versuch, seine Außenseite gelten zu machen, verschlang vollends das wenige, was er durch eine schlechte Wirtschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauer zu vertauschen und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem Glücke ergriffen haben — den Ausweg honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jäger-

burſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vorteil, den die Freigebigkeit ſeines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirtshaus — ſein lauerndes Auge von Eiferſucht und Neide geſchärft, entdeckte ihm bald, woher dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edikt gegen die Wildſchützen erneuert worden, welches den Übertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feinds zu beſchleichen, endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der Tat zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphierte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind, und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze, Not und Eiferſucht ſtürmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenſchaft halten ihn feſt. Er wird zum zweitenmal Wilddieb, aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen. Er erſcheint: man flieht ihn. Die dringende Not hat endlich ſeinen Hochmut gebeugt und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zärtling die Achſel; der derbe

Knochenbau ſeines handfeſten Mitbewerbers ſticht ihn bei dieſem fühlloſen Gönner aus. Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äußerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück ſeinem wachſamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemütsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugtuung, und Wolf ward verurteilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Feſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Feſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beiſtand und vor Gerichte bekannt hat. Ich betrat die Feſtung, ſagte er, als ein Verirrter und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir teuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Feſtung gebracht war, ſperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſetzte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte, aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mirs möglich war, aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte

mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich, ich brauchte Beiſtand, und, wenn ichs aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe mußte ich mit dem letzten Überreſt meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen.

Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Feſtungsberg heraufkam, eine weite Ausſicht iſt zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Turmes pfeifte, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräßlicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haß allem, was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, hab ich redlich gehalten.

Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchturm von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ichs bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte — das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit einem Mal aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf, alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt ebenſoſehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte.

Die Glocken lauteten zur Veſper, als ich mitten auf dem

Markte ſtand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell, jedermann, der mir aufſtieß, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte michs unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbeihüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblick ſtarr an und warf mir den Groſchen ins Geſichte. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Feſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum Gräßlichen entſtellte —, aber mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Tränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

Der Knabe weiß nicht, wer ich bin noch woher ich komme, ſagte ich halblaut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich wie ein ſchändliches Tier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galiotendienſt, denn ich hatte ihm Gutes getan und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.

Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber, was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufſtand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. Sonnenwirt! ſchrie ſie laut auf und machte eine Bewegung, mich zu umarmen; du wieder da, lieber Sonnenwirt, Gott ſei Dank, daß du wiederkömmſt! Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahndete ſchnell, was hier geſchehen ſein möchte, einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich erraten, daß Garniſon in dem

Städtchen lag. Soldatendirne! rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es tat mir wohl, daß noch ein Geſchöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemals geliebt.

Meine Mutter war tot. Mit meinem kleinen Hauſe hatten ſich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergötzte mich, ſie zu verſcheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermutete. Man ließ mich Schandtaten büßen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch ſchlechte Streiche bei dem Menſchengeſchlecht gut, weil ich im voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Kapital, von deſſen Zinſen ich noch lange Zeit ſchwelgen konnte.

Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Mut verloren, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Infamie erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.

Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes tun, ſoviel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohltaten für die Welt, alſo faßte ich den Vorſatz, ſie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Notwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt tat ichs aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

Mein erſtes war, daß ich mein Wildſchießen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft geworden,

und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürſtliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden, beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufſtieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiſte ließ ich verweſen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löſchte ihn aus. Mein Name war vergeſſen.

Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet und ſchon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Entfernung entdecke. Ich will anſchlagen und abdrücken — aber plötzlich erſchröckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuß beſtimmt hatte. Eine tödliche Kälte fährt bei dieſem Anblick durch meine Gebeine. Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichſten haßte, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblick dünkte michs, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpitze ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druck tun ſollte. Eine unſichtbare fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schickſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang

blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewanns, und der Jäger lag tot am Boden.

Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe ..... Mörder ... ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Toten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund! ſagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden.

Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt, jetzt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an, zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt ſei. Auf mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich tat mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Tote im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtnis war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordtat gekommen war.

Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen

einiger Peitſchen und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraße, wo die Tat geſchehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Mut, nach dem Platz umzuwenden, wo der Tote lag. Hier erſchröckte mich ein Gedanke an den Teufel und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen, entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas weniges über einen Taler an Gelde. Eben da ich beides zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich inne und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſein.

Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz ſich vier deutſche Meilen ſich nordwärts erſtreckte und dort an die Grenzen des Landes ſtieß. Bis zum hohen Mittage lief ich atemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut, aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräßliche Geſtalten gingen an mir vorüber und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht und einer gewaltſamen Entleibung war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich *mußte* wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehn, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſe Qualen des Lebens und die ungewiſſe Schrecken der Ewigkeit,

gleich feig zu leben und zu ſterben brachte ich die ſechſte Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiß, die mir Gottes Barmherzigkeit auf dem Rabenſteine erlaſſen wird.

In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief ins Geſicht gedrückt, als ob mich das vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen ſollen, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fußſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe, befehlende Stimme vor mir her Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuſchauen. Ich ſchlug die Augen auf und ſah einen wilden Mann auf mich zu kommen, der eine große knotichte Keule trug. Seine Figur ging ins Rieſenmäßige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich das glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiße eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat. Er hatte ſtatt eines Gurts ein dickes Seil zweifach um einen grünen, wollenen Rock geſchlagen, worin ein breites Schlachtmeſſer bei einer Piſtole ſtak. Der Ruf wurde wiederholt und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urſache, vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr, vor einem Schurken zu zittern.

Wer da? ſagte dieſe Erſcheinung.

Deinesgleichen, war meine Antwort, wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt.

Da hinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?

Was haſt du hier zu fragen? verſetzte ich trotzig.

Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige und meine

Antwort gegen meine Figur halten wollte — du ſprichſt brutal wie ein Bettler, ſagte er endlich.

Das mag ſein. Ich bins noch geſtern geweſen.

Der Mann lachte. Man ſollte drauf ſchwören, rief er, du wollteſt auch noch jetzt für nichts Beſſeres gelten.

Für etwas ſchlechteres alſo — ich wollte weiter.

Sachte, Freund. Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?

Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam. Das Leben iſt kurz, ſagte ich langſam, und die Hölle währt ewig.

Er ſah mich ſtier an. Ich will verdammt ſein, ſagte er endlich, oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeigeſtreift.

Das mag wohl noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Kamerade!

Topp, Kamerade! — ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus tat und ſie mir reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt und dieſen ganzen entſetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urteile, wie froh ich auf dieſe angebotne Geſundheit Beſcheid tat. Neue Kraft floß mit dieſem Erquicktrunk in meine Gebeine und friſcher Mut in mein Herz und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre, ſoviel konnte dieſer willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zuſtand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen endlich, hatte ich eine Kreatur angetroffen, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtand, worein ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Kameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

Der Mann hatte ſich aufs Gras hingeſtreckt, ich tat ein Gleiches.

Dein Trunk hat mir wohl getan, ſagte ich. Wir müſſen bekannter werden.

Er ſchlug Feuer, ſeine Pfeife zu zünden.

Treibſt du das Handwerk ſchon lange?

Er ſah mich feſt an. Was willſt du damit ſagen?

War das ſchon oft blutig? Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel.

Wer biſt du? ſagte er ſchröcklich und legte die Pfeife von ſich.

Ein Mörder wie du — aber nur erſt ein Anfänger.

Der Mann ſah mich ſteif an und nahm ſeine Pfeife wieder.

Du biſt nicht hier zu Hauſe, ſagte er endlich.

Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirt in L...., wenn du von mir gehört haſt.

Der Mann ſprang auf wie ein Beſeſſner. Der Wildſchütze Wolf? ſchrie er haſtig.

Der nämliche.

Willkommen, Kamerad! Willkommen! rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. Das iſt brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirt. Jahr und Tag ſchon ſinn ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.

Auf mich gerechnet? Wozu denn?

Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf. Man hat dich zugrunde gerichtet, himmelſchreiend iſt man mit dir umgegangen.

Der Mann wurde hitzig. — Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Äckern und Feldern füttert, haben ſie dich jahrelang im Zuchthauſe und auf der Feſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirtſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daß der Menſch nicht mehr gelten ſoll als ein Haſe? Soll ein Untertan des Fürſten für eine wilde Sau des Fürſten zum Geiſel dienen? Sind wir nicht beſſer, als

das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl wie du konnte das dulden?

Konnte ichs ändern?

Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kömmſt du denn jetzt und was führſt du im Schilde?

Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf und mich zog er nach. Komm, Bruder Sonnenwirt, ſagte er, jetzt biſt du reif, jetzt hab ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir.

Wo willſt du mich hinführen?

Frage nicht lange. Folge! — Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.

Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchreckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſen, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſen, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erſt muß ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreißen. Damit ging er.

Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entſchluß gekoſtet, die Leiter heraufzuziehen, ſo war ich frei, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daß ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte, es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte, nur eine ſchnelle Flucht konnte

mich retten. Ich beſchließe dieſe Flucht — ſchon ſtrecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: Was hat ein Mörder zu wagen? — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgetürmt wie ein Fels und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erſchien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen ſollte. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund, und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. Hier, Kameraden, ſagte mein Führer und ſtellte mich mitten in den Kreis. Unſer Sonnenwirt! heißt ihn willkommen!

Sonnenwirt! ſchrie alles zugleich, und alles fuhr auf und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ichs geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte, dieſer drückte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der einem wert iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort und nötigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildbret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und alles wetteiferte, ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen.

Man hatte mich zwiſchen zwo Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſte weibliche Geſtalten

entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete, die älteſte und ſchönſte von beiden, ließ ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünfundzwanzig ſein. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Gebärden ſagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheiratet, aber einem Manne entlaufen, der ſie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, ſah aber blaß aus und ſchmächtig und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten aufeinander, meine Begierden zu entzünden; die ſchöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die ſchüchterne Marie auf immer gefangen.

Du ſiehſt, Bruder Sonnenwirt, fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, du ſiehſt, wie wir untereinander leben, und jeder Tag iſt dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?

Jeder Tag wie der heutige, wiederholte die ganze Bande.

Kannſt du dich alſo entſchließen, an unſerer Lebensart Gefallen zu finden, ſo ſchlag ein und ſei unſer Anführer. Bis jetzt bin ich es geweſen, aber dir will ich weichen. Seid ihrs zufrieden, Kameraden?

Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.

Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt, von Wein und Wolluſt ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich der Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höheren Preis verkaufen. Wolluſt war meine wütendſte Neigung, das andre Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwarteten mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluß koſtete mich wenig. Ich bleibe bei euch, Kameraden, rief ich laut mit Entſchloſſenheit und trat mitten unter die Bande, ich bleibe bei euch, rief ich nochmals, wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet. — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen; ich war erklärter Eigentümer einer Hure und das Haupt einer Diebesbande.

Den folgenden Teil der Geſchichte übergehe ich ganz, das bloß Abſcheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglücklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunterſank, mußte ſich endlich alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraßen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirts wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freiheit zu vereiteln, und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauern zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehilfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Diſtrikt, auf welchem er ſeine Rolle ſpielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutſchlands, man glaubte dieſem Gerüchte, und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtand.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Außenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet, jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abſcheulich man ihn hintergangen hatte. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Überfluſſes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft mußte er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand, Neid und Argwohn, zwo ſcheußliche Harpyen, wüteten im Herzen dieſer verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitſchuldiger wäre,

noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verrieten, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin, ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe, das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur und fand niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet, sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, eine tiefe Schwermut trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Tränen die Vergangenheit zurück, jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden *dürfte*, weil er bei sich empfand, daß er es *könnte*. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der Siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke.

Wenn Ihre Fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu *mir* herunterzusteigen, wenn Verbrecher *meiner* Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen *Sie* mir Gehör, Durchlauchtigster Oberherr. Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf

— und ich biete mich an, mich freiwillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mirs, zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Teil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beiſpiel ſein für die Welt, aber kein Erſatz meiner Taten. Ich haſſe das Laſter und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden, ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.

Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinſten Anteil an meiner Bitte.

Es iſt Gnade, um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen, — doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urteilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt. Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſein. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie mich Ihren gnädigſten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo tue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige tun.

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zwote und dritte, worin der Supplikant um eine Reuterſtelle im Dienſte des

Fürſten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erloſch gänzlich, er faßte alſo den Entſchluß, aus dem Lande zu fliehen und im Dienſte des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glücklich ſeiner Bande und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Reiſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Partei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch der Torſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaß, als der Sonnenwirt geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas Poſſierliches und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobei wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmack als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rate gezogen war, kontraſtierte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſoviele wütende Affekte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatze, verbreitet lagen. Der Torſchreiber ſtutzte beim Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadttor und foderte dem Reuter den Paß ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet und führte auch wirklich einen Paß bei ſich, den er ohnlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugnis war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Torſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere und Wolf war genötigt, ihm nach dem Amthauſe zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit und liebte beſonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern.

Der Paß ſagte ihm, daß der Beſitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte, Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und ſchickte einen Sekretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirt vor dem Amthaus; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtchens ſcharenweis um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roß und den Reuter; der Mutwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſei in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält ers für ausgemacht, daß die Betrügerei ſeines Paſſes verraten und dieſe Einladung nur die Schlinge ſei, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er gibt ſeinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand. Ein Spitzbube, ruft alles, und alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reuter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen atemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand drückt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. Dieſer Schuß, ruft er, ſoll dem Tollkühnen, der mich halten will. — Die

Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen und im Triumphe nach dem Amthaus zurückgeſchleppt.

Wer ſeid Ihr? fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.

Wer ſind Sie?

Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreiſt und die Unverſchämtheit nirgends als hier zu Hauſe gefunden.

Ihre ſchnelle Flucht macht Sie ſehr verdächtig. Warum flohen Sie?

Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu ſein.

Sie drohten Feuer zu geben.

Meine Piſtole war nicht geladen. Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

Warum führen Sie heimliche Waffen bei ſich?

Weil ich Sachen von Wert bei mir trage und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirt gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.

Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für Ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.

Ich werde bei meiner Ausſage bleiben.

Man führe ihn nach dem Turm.

Nach dem Turm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugtuung fodern.

Ich werde ſie Ihnen geben, ſobald Sie gerechtfertigt ſind.

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſein, die befehlshaberiſche Sprache

würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer getan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchworenen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

Verzeihen Sie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie geſtern etwas hart anließ.

Sehr gern, wenn Sie mich ſo faſſen.

Unſre Geſetze ſind ſtrenge, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen Sie. Ich wünſchte, Sie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.

Wenn ich nun nichts wüßte?

So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten und Sie bleiben ſo lange in feſter Verwahrung.

Und dann?

Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Grenze gepeitſcht zu werden oder, wenns gnädig geht, unter die Werber zu fallen.

Er ſchwieg einige Minuten und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

Kann ich auf eine Viertelſtunde mit Ihnen allein ſein?

Die Geſchworenen ſahen ſich zweideutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

Nun, was verlangen Sie?

Ihr geſtriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändnis gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann ſind.

Was haben Sie mir zu ſagen?

Ich ſehe, daß Sie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.

Wo will das hinaus?

Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lang in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — nicht wahr? und ſind menſchlicher worden?

Mein Herr — wozu ſoll das?

Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen. — — Ahnden Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?

Was iſt das? Sie erſchrecken mich.

Ahnden Sie noch nicht? — Schreiben Sie es Ihrem Fürſten, wie Sie mich fanden, und daß ich ſelbſt aus freier Wahl mein Verräter war — daß ihm Gott einmal gnädig ſein werde, wie er jetzt mir es ſein wird — bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Träne fallen: Ich bin der Sonnenwirt.

Philipp der Zweite,

König von Spanien.

Von Mercier.

[1786.]

Philipp der Zweite iſt Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und ſein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde ſeines abergläubiſchen und ſchrecklichen Deſpotismus entwerfen — alle Beſtandteile dieſes grauſamen Charakters, die uns in der Geſchichte durchſchauern, will ich in ein Bildnis zuſammenſchmelzen und den Abſcheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei ſeinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der ſich anbetend zu den Füßen des Jupiters niederwarf, den ſein Meißel erſchaffen hatte — ich ſtürze erſchrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftſtellers ſoll die ſchlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müſſen ſich endlich dem unbeſtechlichen Grabſtichel unterwerfen, der ihre Laſter oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgenſten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier ſie auch decke, alle ohne Unterſchied müſſen vor dem Richterſtuhl der Menſchheit erſcheinen, die da iſt und kommen wird.

Kein Tyrann, finſter und grauſam wie dieſer, beſtieg ſeit Tiberius den Thron. Philipp der Zweite ließ das Schiff der

römiſchen Kirche auf einer See von Menſchenblut treiben. Einverſtanden mit dem Inquiſitionsgericht, deſſen barbariſche Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grauſam von Natur und nach Grundſätzen, mußte er noch zugleich ſein Vertrauen an zwei Kreaturen verſchenken, die ſeiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er ſeine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenſchlich und unerbittlich.

Seine Abſicht war, die furchtbare Gewalt, die er ſchon beſaß, durch eine geiſtliche Monarchie zu verſtärken, weil er wußte, daß ſich die letztere über den ganzen Menſchen erſtreckte. Ebenſo wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, ſollte der Deſpotismus des Glaubens ihm die ganze politiſche Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte ſich gegen den Monarchen vergangen, ſobald man ſich von der Formel ſeines Glaubens entfernte. Eine ſolche Tyrannei des Gewiſſens — die ſchlimmſte aller Regierungsformen — wollte Philipp in ſeinen Staaten errichten. Er wollte ſeine irdiſche profane Gewalt mit einem göttlichen Zepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte ſchon ſeit einigen Jahrhunderten die Form der alten römiſchen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktſchreieriſchen Prunk der Zeremonie unterſtützt, hatten eine verführeriſche blendende Außenſeite, der Wille wurde gefeſſelt und alle Gewiſſen unter einem einzigen Gottesdienſte vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Geſetz. Ebendarum dachten auch ſchon mehrere Fürſten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Prieſtertum und glaubten durch dieſen Kunſtgriff ſich einer grenzenloſen Gewalt zu verſichern. Aus keinem andern Grund geſtand Philipp der Zweite, der es in Anſchlägen dieſer Art allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen zuvortat, dem römiſchen Biſchof die Unfehlbarkeit zu; er ſelbſt wollte ſich dieſes Vorrecht in ſeinen

Staaten anmaßen und mit dem heiligen Kreuz ſo gut als mit ſeinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerſpruch abzuſchneiden, wo ſein Vorteil im Spiele war; man ſollte zittern, wenn er ſein Kruzifix in die Hand nahm; der intoleranteſte Pfaffe ſprach aus dem Mund des unempfindlichſten Königs.

Notwendig mußte das einen Geiſt der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politiſchen Fanatismus überging. Dieſes Gift verbreitete ſich bald durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer ſich unterſtand zu denken, wurde hinweggeſchafft, was nur den Geiſt der Unterſuchung atmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausſchweifung einer Religion, die ſich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieſer ſchändliche Deſpotismus verunſtaltete bald alle Zweige der Geſetzgebung und machte ſie zugleich kleingeiſtiſch und grauſam. Die Form des Gottesdienſts glich einer abgeſchmackten läſtigen Etikette, und dieſer ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter ſovieler Laſter, gebären. Ein finſtrer und grauſamer Aberglauben verſchlang das Licht der Vernunft und errichtete ſeinen Thron auf den Trümmern der Gewiſſensfreiheit. Dieſes traurige Los traf alle ſpaniſche Reiche — der Fanatismus legte in dieſem weiten Erdſtrich der Dummheit ſeine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Tier heruntergeſtoßen. Aber dennoch hinterging der Erfolg die Erwartungen, die man ſich von dieſem Verfahren gebildet hatte. Der Menſch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belaſtet, ſchweift gerne von einem Extrem zum andern und geht von einem blinden Gehorſam zu zügelloſen Empörungen über. So fand ſich endlich Philipp der Dritte gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte ſich anheiſchig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, deſſen Charakter ich jetzt entwerfe, beſaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sizilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogtum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die Kanariſchen Inſeln und einen Teil des Grünen Vorgebirges; in Aſien die Philippinen, die Sonda-Inſeln und einen Teil der molukkiſchen, in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neu-Spanien, Chile und beinahe alle Inſeln, die zwiſchen dem feſten Land von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Beſitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zuſammen, dieſen Monarchen zum Größeſten der Welt und der Geſchichte zu machen, hätte er ſeine furchtbare Überlegenheit auf die Seite der wahren Größe geſchlagen — aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zweiundvierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa ſchmiedete, hatte er auch nicht einen Tag mit dem Glück der Menſchheit bezeichnet, überall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finſterſten Aberglaubens, hielt er hartnäckig auf jeder Gelegenheit, die ſich ihm anbot, ſeine ſtrafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Britannien, denn er verabſcheute alles, was frei war. Wäre es Drake nicht gelungen, hundert ſeiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohltätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerſtreut, die mit dem Namen der Unüberwindlichen prahlte, ſo war dieſer glückliche Freiſtaat aus dem Globus vertilgt. Welcher Zuwachs ſeiner Größe, wenn er auch noch dieſes mächtige Reich mit ſeinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Ungeachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch ſeine Finanzen ſehr oft in Unordnung und ſeine Reichtümer erſchöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja ſogar von ſeinen flämiſchen Untertanen, wirkte ſich am römiſchen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und, wer wird es glauben?

und ſeine eigenen Truppen empörten ſich bei der Belagerung von Amiens, weil ſie keinen Sold erhielten.

Was ſetzte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich den Vierten zu unterdrücken! Was für Maſchinen ließ er nicht ſpielen, die Ausſöhnung dieſes Prinzen mit dem Römiſchen Stuhl zu hintertreiben! Als ein Schwager der letztern franzöſiſchen Könige machte er ſich Hoffnung, die Krone dieſes Reichs an ſeine Tochter Iſabelle zu bringen.

Frankreich kannte ſeinen Charakter und verſchonte ihn auch nicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem ägyptiſchen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftſteller drückt ſich mit folgenden Worten über ihn aus: Seht dieſen alten Satrapen, den Mörder ſeines Weibs und ſeines einzigen Sohns, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit ſeinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerſchmettert ſie an den Küſten von Schottland und Irland. Alter kindiſcher König, der mit einem Fuß ſchon im Grabe ſteht, im Grabe, worauf deine Staaten ſchwanken, und nur auf das Signal deines letzten Augenblicks lauren, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich iſt nur ein zuſammengeſtückelter Körper, deſſen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander ſpringen.

Aber aller Verleumdungen ungeachtet, welche Haß und Eiferſucht von ihm ausſtreuten, blieb das Kabinett dieſes Königs das gefürchtetſte in der Welt. Im Beſitz ſeiner amerikaniſchen und indiſchen Schätze ſpielte er in Europa den Meiſter und behielt das Übergewicht bei jeder großen Verhandlung; auch verließ er ſich ſo ſehr auf ſeine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von ſeinem Paris, ſeinem Orleans ſprach. Hätte er ſeinen Sieg bei Saint Quentin zu verfolgen gewußt, ſo war es um Frankreich geſchehen.

Das Haus Öſterreich war ehrgeizig, herrſchſüchtig und ſtolz, aber gemeiniglich verlor es im Kabinette die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzen ſollte. Philipp dem Zweiten war es ein leichtes, die franzöſiſche Monarchie zu zerſtören, und doch hat er

nur die Ligue zerſtört; er beſaß weder den Mut ſeines Vaters noch Eduards. Die Eroberung von Portugal, wenn ſie anders dieſen Namen verdient, war der einzige Zuwachs, den die ſpaniſche Macht unter Philipp dem Zweiten gewonnen hat.

Karl der Fünfte hatte der Welt ein außerordentliches Schauſpiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrſchaft entſagte, ſeiner ungeheuren Macht ſich freiwillig entlaſtete und alle ſeine Kronen einem Sohn übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erſcheinung, dieſen mächtigen Souverän ſo viele königliche und kriegeriſche Geſchäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchsübungen vertauſchen zu ſehen. Er beſchloß ſeine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politiſchen Tode, indem er ſich vor den Augen der Welt in die Mauren eines Kloſters begrub und für ſeine abgeſchiedne Seele Meſſen abſingen ließ, gleichſam als hätte er aufgehört zu ſein; und doch fehlte noch etwas, ſein Leichenbegängnis vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode ſonſt zu erſchallen pflegt.

Karl der Fünfte tat ſtets das Gegenteil von dem, was er aufs heiligſte zuſagte; Zweideutigkeit war die Baſe ſeines Charakters. Von jener erſtaunenswürdigen Entſagung der Krone bleibt der wahre Bewegungsgrund noch immer ein Rätſel; aber kaum hatte er die Begräbnisfarce geſpielt, als ihn dieſer Schritt ſchon gereute. Sowie Philipp Beſitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Karls nicht mehr. Von ſeinen Untertanen vergeſſen, lebte er mitten unter ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute ſah er nicht mehr; für ſie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen, hatte er ſich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrſcher ſo vieler Königreiche, war er jetzt ohne Geld, wandelte mit dem Breviar in der Hand in einem einſamen Kloſter umher; geißelte ſich jeden Freitag in der Faſtenzeit — ein Kaiſer wie dieſer, welch ein Schauſpiel für die Welt!

Indeſſen war es eine feierliche und ſogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er ſchloß ſeinen Sohn in die Arme und ſagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück deines Volks kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es wert ſein, daß du dereinſt für einen unter ihnen eben das tun könnteſt, was ich jetzt für dich tue.“

War Karls Seele wirklich über den Thron erhaben, oder ließ er ſich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermutungen, aber die wenigſten ſind befriedigend. Vor ihm war niemand auf den Einfall gekommen, ſeine eigenen Exequien zu feiern; während der Leichengeſänge, die man um ihn her anſtimmte, erkältete er ſich in dem bleiernen Sarge und ſtarb noch in eben dem Jahr an den Folgen dieſer Erkältung.

Karl war intolerant geweſen, hatte ſich durch Verfolgungsgeiſt ſeinem Zeitalter ſchrecklich gemacht. Jetzt wollte er in ſeinem Kloſter zwei Uhren ſo ſtellen, daß ſie nie voneinander abwichen, und kam nicht damit zuſtande. Da entwiſchte ihm jener Ausruf: „Und doch ſollen zwei Menſchen nie in ihrem Glauben voneinander abgehen?“

Philipp erbte die Vorurteile ſeines Vaters, und ſein deſpotiſcher Stolz trieb ihn an, das ganze Menſchengeſchlecht ſeinem Glauben zu unterwerfen. Dies war ein Hauptzug ſeines Charakters. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er den Beichtvater ſeines Vaters in effigie verbrennen ließ; und es fehlte wenig, daß er nicht ſelbſt Karln für einen Ketzer erklärte und ſein Andenken läſterte. Ein ſolcher Aberglaube, war er die Eingebung ſeines Herzens oder des Charakters ſeiner Nation?

Der mächtige Karl ging damit um, Maximilians und Ferdinands Pläne auszuführen und ſein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überſchatten ſollte. Aber für einen ſolchen Ehrgeiz war er nicht kriegeriſch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg ſeiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benutzt; ſeine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler ſeiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des Deutſchen Reichs für den erſten Schritt zur allgemeinen Monarchie anſah. Dieſer Irrtum zerteilte ſeine Kraft, und die Eilfertigkeit, ſeinen Bruder zum Römiſchen König wählen zu laſſen, war vielleicht in der Folge die vornehmſte Urſache von Europens Befreiung. Auch das Deutſche Reich erholte ſich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiſerwürde nicht ebenſo von Karln abhing, wie der Beſitz ſeiner erblichen Staaten. Er würde ſeinem Sohne ſeine ganze Macht überlaſſen haben; und ſchon reute es ihn, daß es ſein Bruder war, der den Titel eines Römiſchen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er ſich bemüht, ihn durch die liſtigſten Anerbietungen zu bewegen, ſich ſeines Rechts zu begeben. Er hatte alles angewandt die Reichsſtände zu gewinnen; aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit beſorgt, fürchteten ſie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch dieſe Hinderniſſe und durch die Widerſetzlichkeit ſeines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Karl wider Willen das Deutſche Reich.

Dies war der Zeitpunkt, da das Haus Öſterreich Europa in Schrecken ſetzte. Richelieu ſah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus dieſem Geſichtspunkte kann er für den Wohltäter mehrerer europäiſchen Nationen angeſehen werden. Philipp träumte ſo gut, wie Karl von einer Univerſalmonarchie; nur hatte dieſen die Lage ſeiner Staaten mehr bei ſeinen Abſichten begünſtigt. Das Haus Öſterreich hatte damals den höchſten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Untertanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte ſich mit den Schätzen der Neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutſchland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigſten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu ſchwächen, bald ſie wieder zu vereinigen.

Die ſpaniſche Monarchie verlor viel von ihrem Anſehen unter Philipp dem Zweiten, weil er ſein Land erſchöpfte, um die Burgundſche Erbſchaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter ſeinem Vater die ganze Maſſe ſeiner Macht in Bewegung geſetzt hatte, unter ihm erſchlafft war.

Philipps Politik war künſtlich, aber untätig. Dieſer Dämon im Süden, wie man ihn nennte, war mehr damit beſchäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszuſtreuen, als dieſe ſelbſt zu benutzen. Überzeugt von dem Einfluſſe des Papſtes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an ſein Glaubensbekenntnis ſich zu eigen zu machen. So wurde er der Verteidiger und Rächer aller katholiſchen Glaubensgenoſſen, nötigte den Papſt, ihm ſeine Macht zu übertragen, herrſchte durch Vorurteile wie durch Waffen. —

Daher jene wütenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich ſeine Entwürfe mit ſolcher Langſamkeit aus, daß ihm ſelbſt Mangel an Klugheit nicht hätte nachteiliger ſein können. Spanien hatte es bloß den Fehlern ſeiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp trotz ſeines Stolzes Heinrich den Vierten um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die Vereinigten Niederlande, was gegen England, ſo ſehr er es bedrohte?

Oft verſchwendete er ſeine Zeit mit unbedeutenden Gegenſtänden, wenn ihn die günſtigſten Umſtände aufforderten, ſeinem Glücke einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geiſtlichen beſchäftigte ihn ebenſo ernſtlich, wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm ſo wichtig als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpſte war ihm ein heiliges Geſetz, und gegen die Reformierten war er ſo aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde ſie auszurotten aufopferte. Selbſt ſeine Feinde unterſtützte er, wenn

ſie nur im geringſten den Proteſtanten zuwider zu ſein ſchienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünſcht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geſchah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papſtes behauptete er ſelbſt zuerſt oder wollte ihn wenigſtens bei andern allgemein machen. Seine Politik war es unſtreitig, dieſes geheiligte Vorurteil gegen ſeine Feinde zu benutzen und es daher gegen alle Zweifel zu ſichern.

Kein Jahrhundert iſt durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet als das ſechzehnte. Welchen Fürſten mußten damals die Menſchen gehorchen! Katharina von Medizis, Karl dem Neunten, Heinrich dem Dritten, Philipp dem Zweiten, Chriſtian dem Zweiten, Heinrich dem Zweiten; die ränkevollen und grauſamen Päpſte nicht einmal zu rechnen.

Der Proteſtantismus war der Widerſtand, welchen die deutſchen Kreiſe der Übermacht Karl des Fünften entgegenſetzten. Aus einem theologiſchen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach dieſen Begriffen nur wird man ſich überzeugen, wie es einen Fürſten geben konnte, welcher der Inquiſition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transſubſtantiation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um dieſen Lehrſatz ſo hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Proteſtanten wuchſen unter den Streichen wieder auf, womit man ſie niederdrücken wollte.

Eliſabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und dies iſt ihr ſchönſter Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Eliſabeth den Weg der Ehre, und ihre weiſe Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipp des Zweiten überdrüſſig, ſich unter die Oberherrſchaft der Eliſabeth begeben wollten, antwortete ſie den Geſandten, die ihr den Antrag taten,

sie hielte es nicht für schön noch anständig, sich fremden Eigentums zu bemächtigen, und fügte hinzu, Holland habe unrecht der Messe wegen soviel Verwirrung anzurichten; aber nachdem sie so gesprochen hatte, wußte sie auch als Fürst zu handeln; sie erriet, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der Römische Hof und das Haus Österreich zu vernichten strebten.

Man will behaupten, daß Elisabeth das Völkerrecht verletzte, indem sie die Niederländer unterstützte, daß sie nicht berechtigt war, sich in diesen Streit zu mischen und sich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber das ist ein Trugschluß; die Staaten hängen so gut zusammen als die einzelnen Menschen. Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Interesse der großen Gesellschaft will es augenscheinlich, daß man die Grundgesetze eines Staats nicht ungestraft verletzen lasse; die große Gesellschaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht untätig bleiben; das gemeinschaftliche Interesse muß alle Regungen der politischen Körper bestimmen; die europäische Gesellschaft hat keinen andern wesentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation sollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter widersinnigen und barbarischen Launen fließen sehen? Sobald die Gesetze der Menschheit verletzt werden, tritt alles in das ursprüngliche Recht zurück; einem unterdrückten Volke beizustehen und großmütig aufzuhelfen, das ist die Aufforderung der Natur; eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundsätzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt und allen Nationen wechselsweise zugute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kommt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlösse, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles

überſähe, was nicht ſein beſondres Intereſſe verletzte; ein ſolcher Staat würde ſeinen Anſpruch auf die Vermittelung oder den Beiſtand einer angrenzenden Macht, dieſes uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie ausſterben, denn ſie könnten mit Muße die Vorrechte des geſellſchaftlichen Vertrags übertreten, indem ſie der Schranken der lebendigen Geſetze ſpotteten.

Freilich wird der Deſpot Rebellion ausrufen, ſobald ſich der geringſte Seufzer hören läßt, aber jeder wahre Fürſt, jedes edle Volk wird der Nation beiſpringen, die einem eiſernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Mut haben, die Geſetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermütiger Monarch oder ein aufrühreriſches Volk der öffentlichen und beſondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik iſt trügeriſch und hat den Charakter der Unempfindlichkeit, aber das große Intereſſe der Menſchheit, in dem unermeßlichen Umkreis vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, ſchafft der Seele Licht und täuſcht ſie niemals.

Das Beiſpiel der Schweiz und Hollands hat glücklicherweiſe dieſe Grundſätze in der Geſchichte anſchaulich gemacht und erwieſen. Heinrich der Vierte tat für die helvetiſchen Kantons, was Eliſabeth für die vereinigten Provinzen getan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von ſeinen Nachbarn im Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er ſich in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich beſſer zu ſchaden, ſo war man berechtigt genug, ſeine elenden Untertanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquiſition zu entreißen und dem heiligen Blutdurſt zu wehren, welcher das unzählbare Heer ſeiner Henker bewaffnete, die auf Albas Stimme von Stadt zu Stadt herumſtreiften und mit hohnſprechender Grauſamkeit Ströme von Blut vergoſſen. Seine Henker folgten ſeinen Kriegern auf dem Fuß nach.

Philipp machte ſich zum Generaliſſimus des Papſtes, und

dieſes Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzuſtoßen, die ſeinen Götzen, den Deſpotismus, einſchränken konnten. Er warf ſich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der Tat die furchtbare Gewalt der Päpſte. Pius der Fünfte, von niedriger Geburt, verſtand ſich mit ihm, begünſtigte ſeine Pläne und zeigte ſich als den eifrigſten Verfolger der Proteſtanten. Der ſpaniſche Monarch hielt den Kalvinismus für die Sekte, die am beſten zu der Verfaſſung freier Staaten paßte, und er war entſchloſſen eine Reformation von Grund aus zu zerſtören, die ſich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Grenzen der Macht unbeſtimmt ſind.

Freilich waren es Menſchen von niedrigem Stand geweſen, die den Kalvinismus eingeführt hatten; und dieſe ſind immer auf einen Luxus neidiſch, von welchem ſie ſich ausgeſchloſſen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht ſie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholizismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umſturz der römiſchen Übermacht hofften ſie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte ſie, weil ihre Umſtände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten; darum entriſſen ſie den Tempeln ihre Zieraten und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterſchied des Rangs aus der Geſellſchaft zu verbannen, mußte die Großen gegen ſie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Anſehen ſowohl als den Vergnügungen der Fürſten abbrachen, mußten den heftigſten Widerſtand von ſeiten der reichen und unbeſchränkten Monarchen erfahren. Auch hätte Philipp denen, die er Rebellen nannte, alles bewilligt, bis auf die Gewiſſensfreiheit: dieſe, ſagte er ſelbſt, würden ſie nie von ihm erhalten, wenn er auch ſeine Krone aufs Spiel ſetzen müßte. Er ſah dieſe Gewiſſensfreiheit als die Zerſtörung ſeiner politiſchen Grundſätze an.

Wie die Inquiſition alles vertilgte, was unglücklich genug war nicht zu glauben, daß Gott Brot, daß Gott Wein ſein könnte,

war ihre Abſicht eben nicht, die Menſchen zu dieſem Glauben zu zwingen, aber ſie wollte die Beſitzungen der Geiſtlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; ſie ſtellten die Myſterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigentum. Dem Ehrgeiz der Prieſter war es von der höchſten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechſelt würden.

Eliſabeth, welche eine geteilte Macht für eine verlorne hielt, war ſehr entfernt, Philipp dem Zweiten ihre Hand zu geben. Wie hätte ſie, die ſo feſt auf ihre Grundſätze hielt, den Sohn des mächtigen Karl neben ſich auf den Thron ſitzen laſſen? Auch hätte ſie ſich mit dieſem Fürſten nicht vermählen können, ohne um eine Diſpenſation bei dem Papſt anzuſuchen: durch dieſen Schritt aber würde ſie die Gewalt des Papſtes anerkannt haben. Man ſieht, daß alles zuſammenkam, den Kalvinismus zu begünſtigen.

Frankreich ſelbſt würde ganz proteſtantiſch geworden ſein, ohne die unvorſichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Kolloquiums zu Poiſſi, ihre wenig politiſche Unbiegſamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm ein ganzes Reich eingenommen zu haben und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen mußte auf einen ſo wichtigen Fortſchritt gefolgt ſein!

Während dieſer Streitigkeiten hatte die ſcholaſtiſche Theologie, dieſes vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrſchaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft ſchrecken und niederdrücken. Sie lieferte die Menſchen irdiſchen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ ſie die Scheiterhaufen der Inquiſition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröſtendes Licht über die Rechte der Menſchen, weder in bürgerlichen noch in politiſchen Verhältniſſen. Alles, bis auf die Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften, trug das finſtre Gepräg der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geiſt von Wut, von Intoleranz und von theologiſchem Geſchwätz. Mit verbundenen Augen, in

eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, ſtreifte der Fanatismus durch Europa.

Philipps Ehrgeiz und Barbarei machten die Finſternis noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menſchen ſeine unverletzbarſten Rechte zu entreißen, und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntniſſe zu vertilgen.

Dieſer ſchreckliche Monarch, der gleich dem Papſt Anſpruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Proteſtantismus den Untergang geſchworen und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Intereſſe der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Horns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn andrer Edelleute geweſen, welche durch eine beſondre Kommiſſion verurteilt worden waren; aber gibt es in der Geſchichte, ſelbſt der römiſchen Kaiſer, ein abſcheulicheres Denkmal, als Philipps Achtserklärung gegen den erſten Statthalter von Holland? Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte leſen? Wir verſprechen auf unſer königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn ſich jemand findet, der edel genug iſt, die Welt von dieſer Peſt zu befreien und ihn uns tot oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen, dieſem fünfundzwanzigtauſend Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch ſo großes Verbrechen begangen, ſo verſprechen wir ihm unſre königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlig iſt, verſetzen wir ihn und alle, die ihm darin helfen und beiſtehen, in den Adelſtand. In den Adelſtand! — Und ſeinerſeits wetteiferte Alba mit ſeinem König in der Grauſamkeit; er rühmte ſich, daß er achtzehntauſend ſeiner Mitbürger auf dem Schafott hätte ſterben laſſen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeugungen an Philipps Hof gefeiert, während daß ganz Europa in Trauer über dieſe ſchreckliche Begebenheit verſunken war.

Aber die aufrühreriſchen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Mut den Grund zu einem mächtigen

Freiſtaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Volke nichts unmöglich iſt, welches ſich feſt vorgeſetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu ſein. Die Inquiſition, welche in der Nähe die Neuerer zerſchmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Biſchöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiſerne Rute förderte dieſe Revolution, die Europa zum Erſtaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts? Ihre ſchnell wachſende Größe iſt vielleicht die bewundernswürdigſte Begebenheit in der neuen Geſchichte. Ein Haufen Matroſen und Fiſcher, Bewohner eines ſumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das ſie zu verſchlingen droht, und wehren ſich gegen die beſten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru beſoldete.

Tollkühnheit mußte es ſcheinen, daß ſie ihrem furchtbaren Herrn zu widerſtehen hofften; aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit erſetzte bei ihnen die wirklichen Kräfte. Gezwungen auf ſich ſelbſt allein Rechnung zu machen, ſahen ſie ſich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in dem Stand, Spanien ſeine Schätze und Beſitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz ſeinen amerikaniſchen Bergwerken, fand ſich endlich erſchöpft.

Was erreichte er durch ſo viele Grauſamkeiten, Ränke und Kriege, dieſer Deſpot, der mächtigſte Monarch in Europa? Er machte ſeine Staaten arm, und nachdem er die amerikaniſchen Bergwerke erſchöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von einhundertundvierzig Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politiſchen Fehlern. Er hatte Holland von ſeinem Vater ererbt, er konnte ruhig über dieſes Volk herrſchen; aber er brachte es auf, er zwang, ſozuſagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unſinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterſtützt und alle Zwieſpalten genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die

Künſte ſeiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland ſich einer fremden Herrſchaft antragen zu ſehen; er ſah dieſe Bettler, die eine hölzerne Schale als ſpöttiſches Attribut hatten, ſeiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heutzutage reicher iſt als alle ſpaniſchen Herrſchaften, das 1710 die Gewalt hatte den Thron ſeiner ehemaligen Tyrannen nach Gefallen zu vergeben und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beiſpiel! die Generalſtaaten, im Haag verſammelt, erklärten feierlich Philipp den Zweiten für verluſtig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hätte.

Alſo gewann ſein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend ſchändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichtümer verſchwendet hatte, um den Sektierern das Joch der römiſchen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch ſeinen Deſpotismus und ſeine Barbarei verabſcheuen, müſſen wir doch den Talenten, die er wirklich beſaß, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hatte die weiſe Politik in Spanien ſelbſt Frieden zu erhalten; er wußte ſeine Miniſter zu wählen, er bildete ſie ſelbſt.

Auch kann man ihm die tiefe Menſchenkenntnis nicht abſprechen. Er ſtudierte ſorgfältig den Charakter ſeiner Miniſter, bevor er ſie in Tätigkeit ſetzte. Seine Aufmerkſamkeit war unermüdet in dieſem Stücke, und ſicher iſt dieſe Kunſt, den Gehalt der Menſchen zu ergründen, deren man ſich bedient, das erſte Talent bei einem Fürſten. Aber da man ſeine tyranniſche Hartnäckigkeit kannte, handelten ſeine Miniſter nach ſeinen eignen Grundſätzen und ſuchten ihm ähnlich zu ſein. Indeſſen hatte er eine übertriebne Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußeren Schein der Ruhe die grauſamſte Seele verbarg: dieſe Gefälligkeit koſtete ihm die ſieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben ſind ſtark genug, Albas unerſättlichen Blutdurſt

zu ſchildern. Er ſprach allen Geſetzen Hohn und hinterließ überall die blutigen Fußtapfen ſeiner unſeligen Gewalt.

Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit bezeichneten dieſen Monarchen in einigen Teilen der Staatsverwaltung. Sein Rat mußte in ſeiner Gegenwart die Vorteile und die Gefahren einer Unternehmung auseinanderſetzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen ſchriftlich an; er überdachte ſie reiflich und vereinigte die entgegengeſetzten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann ſtieß er alle Geſetze um, gegen dieſe gärte ein unauslöſchlicher Haß in ſeiner Seele.

Indeſſen findet man in ſeinem Leben eine Menge widerſprechender Züge, die den Maler niederſchlagen. Der Erzbiſchof von Toledo hinterließ, als er ſtarb, eine Million Taler für fromme Legate. Dieſe Million eignete ſich Philipp zu, indem er durch ein paar Doktoren ohne Pfründen entſcheiden ließ, er, als Vater der Armen, ſei der Erbe dieſes Prälaten. Auch war ſeine Achtung gegen die Geiſtlichkeit nicht ſo groß, daß er ſie nicht zu beſtrafen gewußt hätte, wenn er durch ſie beleidigt war. Er ließ ohne Anſtand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil ſie in Portugal gepredigt hatten, er ſei im unrechtmäßigen Beſitz der Krone; und er hatte ſogar Gregor dem Dreizehnten, der ſich zum Schiedsrichter dieſes Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß ſeine Rechte nur ſeinem Schwert unterworfen wären. Alſo ſchonte er die Prieſter ſeiner Kirche nicht, wenn ſein Eigennutz oder ſein Stolz auf dem Spiele war, und dieſes muß ſehr viel Licht auf ſeine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien ſeiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt deſto beſſer an ſich zu reißen.

Dieſe Heuchelei, dieſe Strenge, dieſe Grauſamkeit ſpricht auch aus dem Privatleben dieſes Fürſten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ungeachtet ſeines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer

der Inquiſition zuzuſehen, und er verſicherte, daß er ſelbſt bereit ſein würde, des Henkers Stelle zu erſetzen, wenn es an einem fehlen ſollte. Er ſchien — ſchaudernd ſchreib ich es nieder, und doch iſt es hiſtoriſches Faktum — er ſchien ſich an dem Rauchen des Bluts dieſer Märtyrer zu ergötzen; und bei dieſen zermalmenden Schauſpielen ließ er noch beſoldete Spionen herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleidens in den Augen der Zuſchauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war, er wurde dem Arm der Inquiſition ausgeliefert.

Ein einziges Mal ſah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als Saint Quentin mit Sturm erobert wurde; aber an ebendieſem Tage war ſeine Furcht ſo groß, daß er gelobte, im Fall er davonkäme, ein prächtiges Kloſter zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palaſt dazu, und dieſem Gelübde hat das Eskurial ſein Daſein zu verdanken. Es ſcheint, daß er bei dieſer Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, ſich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu ſeinem Stolze geſellte ſich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als kniend mit ihm ſprechen. Selbſt die Teilhaber ſeiner Grauſamkeiten zitterten vor ihm, und der treuſte Diener ſeiner königlichen Schandtaten, der Herzog von Alba, der einſt unangemeldet in das Kabinett des Monarchen getreten war, mußte von ihm dieſe durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit wie die Eurige verdiente das Beil.“

Er ſetzte ſeinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabſchrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch dieſe frömmelnden Mummereien ſchläferte er ſein Gewiſſen ein. Er ließ über 50000 Proteſtanten umbringen, und ſeine Kriege koſteten ihm nach ſeinem eigenen Geſtändnis 564 Millionen Dukaten.

Ohngeachtet ſeines Eifers für die Lehrſätze der katholiſchen Religion, hatte er verſchiedene Mätreſſen. Er lebte im Ehebruch

mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener ſeiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit teilte ſich zwiſchen den Klöſtern und ſeinen Konkubinen. Übrigens wandte er alles an, um ſeine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub ſie lebendig in Klöſtern, und ſeine tiefe Heuchelei ließ es ihm nie an Kunſtgriffen fehlen, ſeine Laſter zu bemänteln.

Dieſer Monarch kam an die Regierung in dem ſchönſten ruhmvollſten Zeitpunkt Spaniens, da der Stolz ſeines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp der Zweite vergaß ſeine Stärke, und verſchwendete an ſpitzfindige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Dieſe unbeſtändige, hin und her ſchwebende Politik ſchickt ſich für kleine Republiken, für eingeſchränkte Staaten, aber große wichtige Reiche müſſen dieſen Kunſtgriffen entſagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müſſen ſie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verſtellung iſt freilich einem Fürſten zuweilen nötig: die Leidenſchaften um ihn herum ſind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegenwirken könnte. Aber Philipp der Zweite übte Betrug, nicht Verſtellung. Er war für dieſen großen Zeitpunkt nicht geboren; Spanien brauchte einen tiefblickenden Geiſt; Philipps Geiſt war bloß verſchlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spionen zu beſolden, welche ſich in die verborgenſten Intriguen zu ſchleichen wußten, zu einem Teil der Regierungskunſt machte. Dieſe unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürſten nicht. Die verborgnen Handlungen der Menſchen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staats drohen.

Eine große Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf ſich. Von dem Verbrechen, daß er ſeine Gemahlin vergiftet haben ſoll, ſprechen ihn viele Geſchichtſchreiber frei und verſichern, daß Eliſabeth über den Kummer ſtarb, den ihr Dom Karlos Tod verurſachte. Nichts iſt aber gewiſſer, als daß

Philipp Mörder ſeines Sohnes war. Er lieferte ſeinen Sohn dem Haß der Inquiſition aus, und Philipp und die Inquiſition waren eins.

Dieſer Monarch, deſſen blutige Regierung vierundvierzig Jahre gedauert hatte, ſtarb ruhig in dem Alter von vierundſiebzig Jahren. Zwei Tage vor ſeinem Tode ſah er die Himmel offen. Er blieb bei einer ſchrecklichen langwierigen Krankheit ſtandhaft und unerſchüttert; er empfing das heilige Sakrament vierzehnmal, eh er den Geiſt aufgab: ſein Gewiſſen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl unternehmen, über die Frömmigkeit dieſes Königs ein Urteil zu fällen! Sollte es möglich ſein, daß er wirklich ein rechtſchaffener Mann war? Wäre das, ſo war ſeine fromme Raſerei freilich unheilbar, aber dann verdienen ſeine ungeheure Maximen unſern Unwillen mehr als unſern Abſcheu. Doch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich, daß er ſich der Religion nur als eines Schleiers bediente, ſeine unrechtmäßigen Handlungen in dieſer heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abregé chronologique de l'Histoire d'Espagne findet ſich folgender Abriß von Philipp dem Zweiten, deſſen Mitteilung dem Leſer nicht unangenehm ſein wird.

„Er war von mittelmäßiger, aber wohlproportionierter Statur — von breiter Stirne, blauen Augen, ſtandhaftem Anſehen und einer ernſthaften, gravitätiſchen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge ſeines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelaſſenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er ſich ſo ſehr, als ein Fürſt nur tun konnte, er ging in die geringſten Kleinigkeiten der Verwaltung hinein. Er ſetzte aus ſeinem Kabinett alle Triebfedern der grauſamſten Staatskunſt in Bewegung, er wollte für ſich allein, ohne Bundesgenoſſen handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauiſch, voll Verſtellung und Rachſucht; er achtete nichts, ſobald es auf Ausführung ſeiner Anſchläge ankam; nichts ſchreckte ihn — er ſchien über alle Vor-

fälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernſten Gelaſſenheit an. Seine Schwärmerei war kalt — er wollte nur eine Leidenſchaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Ausſprüche des Schickſals, die ohne menſchliche Kräfte vollſtreckt werden und unwiderruflich ſind. Das Blut ſeiner Untertanen ließ er ſtromweiſe fließen, die Flamme des Kriegs verbreitete er über alle benachbarte Staaten, ſtets war er bewaffnet, ſeine Untertanen oder Feinde zu ſchlagen. Selbſt ſein Sohn, der damals einzige Erbe ſeiner Staaten, konnte ſein unbiegſames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geſchehen war, ſo war die Strafe notwendig. Nie ſchmeckte er die Wolluſt zu vergeben; in einer zweiundvierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Miniſter, ſeine Generale, ſeine Günſtlinge näherten ſich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als kniend und mit der größten Behutſamkeit mit ihm. Er foderte dieſes ernſthafte Anſehen auch von ſeinem Volk. Das ſchreckliche Inquiſitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unſchuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus ſeinen Staaten zu verbannen. Er beſaß alle Eigenſchaften zu einem großen Staatsmann — einen lebhaften Geiſt, ein erſtaunendes Gedächtnis, eine unermüdete Arbeitſamkeit; er wußte die Menſchen vollkommen zu beurteilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmütig, an ſeinem Hofe prächtig, in ſeinen Anſchlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerſchüttert. Seine unbeugſame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er ſchwächte ſeine Staaten durch Vertreibung der Mauren und durch ſein barbariſches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und ſeine Einkünfte mußten ſeinem Haſſe und ſeiner Rache dienen, und ſeine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geiſt und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden ſein, hätte er nur jene ſanften Tugenden beſeſſen, die einen guten König vollenden."

Der Geiſterſeher

Aus den Papieren des Grafen von O.

[Wortlaut der erſten Faſſung. Thalia 1787—1789.]

Erſtes Buch.

Es war auf meiner Zurückreiſe nach Kurland im Jahre 17** um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen von *** in Venedig beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen Kriegsdienſten kennen lernen und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen, und der Prinz nur noch Wechſel erwartete, um nach *** zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, ſolange unſer Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigene Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Inkognito, weil ſeine geringe Apanage ihm nicht verſtattete, die Hoheit ſeines Rangs zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu ſeinem fünfunddreißigſten Jahre hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchten in ſeiner Gemütsart. Seine Neigungen waren ſtill, aber hartnäckig bis zum Übermaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuſchvollen Gewühle

von Menſchen ging er einſam. In ſeine eigne Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wußte, wie ſchlecht er beobachtete, ſo verbot er ſich jedes Urteil und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſein. Dabei war er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal überzeugt war, und beſaß gleich großen Mut, ein erkanntes Vorurteil zu bekämpfen und für ein andres zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andre Richtung genommen. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachläſſige Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen laſſen. Alle Kenntniſſe, die er nachher ſchöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens Schwärmer darin geweſen war. Maçon iſt er nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgeſondert auf dem Platze S. Markus ſpazieren gingen — es fing an ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beſchleunigten unſre Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſeres Weges irre zu machen — umſonſt, die Maske blieb immer dicht hinter uns. Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? ſagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich. — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. Laſſen Sie uns hier niederſitzen und deutſch ſprechen, fuhr er fort. Ich bilde mir ein, man verkennt uns. Wir ſetzten uns auf eine ſteinere Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen ſollte.

Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und ſagte mir laut auf franzöſiſch, indem er aufſtand: Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet. Dies erdichtete er nur, um die Maske von unſrer Spur zu entfernen. Neun Uhr, wiederholte ſie nachdrücklich und langſam. Wünſchen Sie ſich Glück, Prinz (indem ſie ihn bei ſeinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr iſt er geſtorben. — Damit ſtand ſie auf und ging.

Wir ſahen uns beſtürzt an. — Wer iſt geſtorben? ſagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. Laſſen Sie uns ihr nachgehen, ſagte ich, und eine Erklärung fodern. Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unſerm Gaſthof zurück. Der Prinz ſagte mir unterwegs nicht ein Wort, ſondern ging ſeitwärts und allein und ſchien einen gewaltſamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher geſtanden hat. Als wir zu Hauſe waren, öffnete er zum erſten Male wieder den Mund. Es iſt doch lächerlich, ſagte er, daß ein Wahnſinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten ſo erſchüttern ſoll. Wir wünſchten uns eine gute Nacht, und ſobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo das geſchehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend ſagte mir der Prinz: Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen und unſern geheimnisvollen Armenier aufſuchen? Mich verlangt doch nach der Entwicklung dieſer Komödie. Ich wars zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platz. Der Armenier war nirgends zu ſehen. Das nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und jedesmal mit demſelben ſchlechten Erfolge.

Als wir am ſechſten Abend unſer Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich oder aus Abſicht, beſinn ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlaſſen, wo wir zu finden ſein

würden, wenn nach uns gefragt werden ſollte. Der Prinz bemerkte meine Vorſicht und lobte ſie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedräng auf dem Markusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, ſo bemerkte ich den Armenier wieder, der ſich mit ſchnellen Schritten durch die Menge arbeitete und mit den Augen jemand zu ſuchen ſchien. Eben waren wir im Begriff ihn zu erreichen, als der Baron von F. aus der Suite des Prinzen atemlos auf uns zukam und dem Prinzen einen Brief überbrachte. Er iſt ſchwarz geſiegelt, ſetzte er hinzu. Wir vermuteten, daß es Eile hätte. Das fiel auf mich wie ein Donnerſchlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu leſen. Mein Couſin iſt geſtorben, rief er. Wann? ſtürzte ich ihm heftig ins Wort. Er ſah noch einmal in den Brief. Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr.

Wir hatten nicht Zeit, von unſerm Erſtaunen zurückzukommen, ſo ſtand der Armenier unter uns. Sie ſind hier erkannt, gnädigſter Herr, ſagte er zu dem Prinzen. Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweiſen will. Der Baron von F. vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Wechſel gekommen ſind. Er verlor ſich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unſerm Hotel. Alles fand ſich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik ſtanden bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Aſſemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum ſoviel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verſtehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Eilf kam er wieder. Ernſt und gedankenvoll trat er ins Zimmer und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlaſſen hatte. Graf, ſagte er mit den Worten Hamlets zu mir, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unſern Philoſophien träumen.

Gnädigſter Herr, antwortete ich, Sie ſcheinen zu vergeſſen,

daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen. Der Verſtorbene war der Erbprinz. Erinnern Sie mich nicht daran, ſagte der Prinz. Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu tun, als dieſer Kleinigkeit nachzudenken — — Wenn dieſer Armenier nicht bloß erraten hat — —

Wie iſt das möglich, Prinz? fiel ich ein —

So will ich Ihnen alle meine fürſtlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten.

Ich führe dieſes mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweiſe dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrſchſüchtigen Abſicht geweſen iſt.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger als gewöhnlich auf dem Markusplatz ein. Ein plötzlicher Regenguß nötigte uns, in ein Kaffeehaus einzutreten, wo geſpielt wurde. Der Prinz ſtellte ſich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anſtoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluſte geweſen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel wurde auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den dieſe glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefodert zu werden. Ein Venezianer, der ſie hielt, ſagte dem Prinzen mit beleidigendem Ton — er ſtöre das Glück und er ſolle den Tiſch verlaſſen. Dieſer ſah ihn kalt an und blieb; dieſelbe Faſſung behielt er, als der Venezianer ſeine Beleidigung franzöſiſch wiederholte. Der letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verſtehe, und wandte ſich mit verachtungsvollem Lachen zu den übrigen. Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich dieſem Balordo verſtändlich machen ſoll. Zugleich ſtand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreifen; dieſen verließ hier die Geduld, er packte den Venezianer mit ſtarker Hand und warf ihn unſanft zu Boden. Das ganze Haus geriet in Bewegung. Auf das Geräuſch ſtürzte ich herein, unwillkür-

lich rief ich ihn bei ſeinem Namen. Nehmen Sie ſich in acht, Prinz, ſetzte ich mit Unbeſonnenheit hinzu, wir ſind in Venedig. Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich ſchien. Alle anweſenden Italiener rotteten ſich zu Haufen und traten beiſeite. Einer um den andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzoſen allein fanden. Sie ſind verloren, gnädigſter Herr, ſagten dieſe, wenn Sie nicht ſogleich die Stadt verlaſſen. Der Venezianer, den Sie ſo übel behandelt haben, iſt reich genug einen Bravo zu dingen. Es koſtet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen. Der Spanier bot ſich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns ſelbſt nach Hauſe zu begleiten. Dasſelbe wollten auch die Franzoſen. Wir ſtanden noch und überlegten, was zu tun wäre, als die Türe ſich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſetzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechsundzwanzig Stufen in die Tiefe hinunterführte. Hier öffnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreiſe ehrwürdiger alter Männer, alle ſchwarz gekleidet, der ganze Saal mit ſchwarzen Tüchern behangen und ſparſam erleuchtet, eine Totenſtille in der ganzen Verſammlung, welches einen ſchreckhaften Eindruck machte. Einer von dieſen Greiſen, wahrſcheinlich der oberſte Staatsinquiſitor, näherte ſich dem Prinzen und frug ihn mit einer feierlichen Miene, während daß man ihm den Venezianer vorführte.

Erkennen Sie dieſen Menſchen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehauſe beleidigt hat?

Ja, antwortete der Prinz.

Darauf wandte er ſich zu dem Gefangenen: Iſt das dieſelbe Perſon, die Sie heute abend wollten ermorden laſſen?

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete ſich der Kreis, und mit Entſetzen ſahen wir den Kopf des Venezianers vom Rumpfe trennen. Sind Sie mit dieſer Genugtuung zufrieden? frug der Staatsinquiſitor — der Prinz lag ohnmächtig in den Armen ſeiner Begleiter — Gehen Sie nun, fuhr jener mit einer ſchrecklichen Stimme fort, indem er ſich gegen mich wandte, und urteilen Sie künftig weniger vorſchnell von der Gerechtigkeit in Venedig.

Wer der verborgene Freund geweſen, der uns durch den ſchnellen Arm der Juſtiz von einem gewiſſen Tode gerettet hatte, konnten wir nicht erraten. Starr von Schrecken erreichten wir unſre Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe. —

Wie gut war es, daß Sie geſchickt haben! ſagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete — Eine Nachricht, die der Baron von F*** gleich nachher von dem Sankt Markus nach Hauſe brachte, hätte uns wegen Ihrer in die tödlichſte Angſt geſetzt.

Geſchickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.

Dieſen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns ſagen, daß wir ganz außer Sorgen ſein dürften, wenn Sie heute etwas ſpäter nach Hauſe kämen.

Hier ſah der Prinz mich an. Haben Sie vielleicht, ohne mein Wiſſen, dieſe Sorgfalt gebraucht?

Ich wußte von gar nichts.

Es muß doch wohl ſo ſein, Ihro Durchlaucht, ſagte der Kammerjunker — denn hier iſt ja Ihre Repetieruhr, die Sie zur Sicherheit mitſchickten.

Der Prinz griff nach der Uhrtaſche. Die Uhr war wirklich fort,

und er erkannte jene für die ſeinige. Wer brachte ſie, frug er mit Beſtürzung.

Eine unbekannte Maske, in armeniſcher Kleidung, die ſich ſogleich wieder entfernte.

Wir ſtanden und ſahen uns an — Was halten Sie davon? ſagte endlich der Prinz nach einem langen Stillſchweigen. Ich habe hier einen verborgenen Aufſeher in Venedig.

Der ſchreckliche Auftritt dieſer Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nötigte, das Zimmer zu hüten. In dieſer Zeit wimmelte unſer Hotel von Einheimiſchen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte untereinander, ihm Dienſte anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächſtfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überſchwemmten uns von allen Seiten. Jeder ſuchte, nach ſeiner Art, ſich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquiſition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu *** die Abreiſe des Prinzen noch aufgeſchoben wünſchte, ſo erhielten einige Bankiers in Venedig Anweiſung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand geſetzt, ſeinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf ſein Bitten entſchloß ich mich auch, meine Abreiſe noch zu verſchieben.

Sobald er ſo weit geneſen war, um das Zimmer wieder verlaſſen zu können, beredete ihn der Arzt eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie wurde angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu ſteigen, vermißte er den Schlüſſel zu einer kleinen Schatulle, die ſehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu ſuchen. Er beſann ſich auf das genaueſte, die Schatulle noch den vorigen Tag verſchloſſen zu haben, und ſeit dieſer Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umſonſt, wir mußten davon

abſtehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, deſſen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu ſprechen.

Die Fahrt war die angenehmſte. Eine maleriſche Landſchaft, die mit jeder Krümmung des Fluſſes ſich an Reichtum und Schönheit zu übertreffen ſchien — der heiterſte Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geſchmackvolle Landhäuſer ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta ſchmücken — hinter uns das majeſtätiſche Venedig mit hundert aus dem Waſſer ſpringenden Türmen und Maſten, alles dies gab uns das herrlichſte Schauſpiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohltätigen Zauber dieſer ſchönen Natur, unſre Laune war die heiterſte, der Prinz ſelbſt verlor ſeinen Ernſt und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine luſtige Muſik ſchallte uns entgegen, als wir, zwo italieniſche Meilen von der Stadt, ans Land ſtiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Geſellſchaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatraliſch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimiſchen Tanz. Die Erfindung war neu. Leichtigkeit und Grazie beſeelten jede Bewegung. Eh der Tanz noch völlig zu Ende war, ſchien die Anführerin desſelben, welche eine Königin vorſtellte, plötzlich von einem unſichtbaren Arme gehalten. Leblos ſtand ſie und alles. Die Muſik ſchwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Verſammlung, und ſie ſtand da, den Blick auf den Boden geheftet, in einer tiefen Erſtarrung. Auf einmal fuhr ſie mit der Wut der Begeiſterung in die Höhe, blickte wild um ſich her: Ein König iſt unter uns, rief ſie, riß ihre Krone vom Haupt und legte ſie — zu den Füßen des Prinzen. Alles was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in dieſem Gaukelſpiel wäre, ſo ſehr hatte der affektvolle Ernſt dieſer Spielerin getäuſcht — Ein allgemeines Händeklatſchen des Beifalls unterbrach endlich dieſe Stille. Meine Augen ſuchten

den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und ſich Mühe gab, den forſchenden Blicken der Zuſchauer auszuweichen. Er warf Geld unter dieſe Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer ſich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. Herr, ſagte der Mönch, gib der Madonna von deinem Golde, du wirſt ihr Gebet brauchen. Er ſprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unſer Gefolge war indeſſen gewachſen. Ein engliſcher Lord, den der Prinz ſchon in Nizza geſehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutſcher Domherr, ein franzöſiſcher Abbé mit einigen Damen und ein ruſſiſcher Offizier geſellten ſich zu uns. Die Phyſiognomie des letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unſre Aufmerkſamkeit an ſich zog. Nie in meinem Leben ſah ich ſo viele Züge und ſo wenig Charakter, ſo viel anlockendes Wohlwollen mit ſo viel zurückſtoßendem Froſt in einem Menſchengeſichte beiſammen wohnen. Alle Leidenſchaften ſchienen darin gewühlt und es wieder verlaſſen zu haben. Nichts war übrig als der ſtille durchdringende Blick eines vollendeten Menſchenkenners, der jedes Auge verſcheuchte, worauf er traf. Dieſer ſeltſame Menſch folgte uns von weitem, ſchien aber an allem, was vorging, nur einen nachläſſigen Anteil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu ſtehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen ſetzten ein, wir andern folgten ihrem Beiſpiel, auch der Prinz foderte ein Los. Es gewann eine Tabatiere. Als er ſie aufmachte, ſah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüſſel lag darin.

Was iſt das? ſagte er zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwiſſenheit ſchwebt um mich. Ein unſichtbares Weſen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufſuchen und muß Licht von ihm haben.

Die Sonne neigte ſich zum Untergang, als wir vor dem Luſthauſe ankamen, wo das Abendeſſen ſerviert war. Der Name des Prinzen hatte unſre Geſellſchaft bis zu ſechzehn Perſonen vergrößert. Außer den obenerwähnten waren noch ein Virtuoſe aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und ſich für einen Kapitän ausgab, zu uns geſtoßen. Es ward beſchloſſen, den ganzen Abend hier zuzubringen und mit Fackeln nach Hauſe zu fahren. Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüſſel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über dieſe Materie geſtritten. Die meiſten aus der Geſellſchaft behaupteten dreiſt weg, daß alle dieſe geheimen Künſte auf eine Taſchenſpielerei hinausliefen; der Abbé, der ſchon viel Wein bei ſich hatte, foderte das ganze Geiſterreich in die Schranken heraus, der Engländer ſagte Blasphemien, der Muſikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ſein Urteil über dieſe Dinge zurückhalten müſſe; während deſſen unterhielt ſich der ruſſiſche Offizier mit den Frauenzimmern und ſchien das ganze Geſpräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sizilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und ſtellte ſich hinter den Stuhl des Franzoſen. Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geiſtern aufzunehmen — wollen Sie es mit einem verſuchen?

Topp! ſagte der Abbé — wenn Sie es auf ſich nehmen wollen mir einen herbeizuholen.

Das will ich, antwortete der Sizilianer (indem er ſich gegen uns kehrte), wenn dieſe Herrn und Damen uns werden verlaſſen haben.

Warum das? rief der Engländer. Ein herzhafter Geiſt fürchtet ſich vor keiner luſtigen Geſellſchaft.

Ich ſtehe nicht für den Ausgang, ſagte der Sizilianer.

Um des Himmels willen! Nein! ſchrien die Frauenzimmer an dem Tiſche und fuhren erſchrocken von ihren Stühlen.

Laſſen Sie Ihren Geiſt kommen, ſagte der Abbé trotzig, aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier ſpitzige Klingen gibt (indem er einen von den Gäſten um ſeinen Degen bat).

Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen, antwortete der Sizilianer kalt, wenn Sie nachher noch Luſt dazu haben. Hier kehrte er ſich zum Prinzen. Gnädigſter Herr, ſagte er zu dieſem, Sie behaupten, daß Ihr Schlüſſel in fremden Händen geweſen — können Sie vermuten, in welchen?

Nein.

Raten Sie auch auf niemand?

Ich hatte freilich einen Gedanken — —

Würden Sie die Perſon erkennen, wenn Sie ſie vor ſich ſähen?

Ohne Zweifel.

Hier ſchlug der Sizilianer ſeinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

Iſt es dieſe?

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

Was haben Sie geſehen? frug ich.

Den Armenier.

Der Sizilianer verbarg ſeinen Spiegel wieder unter den Mantel. War es dieſelbe Perſon, die Sie meinen? frug die ganze Geſellſchaft.

Die nämliche.

Hier veränderte ſich jedes Geſicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sizilianer.

Monſieur l'Abbé, das Ding wird ernſthaft, ſagte der Engländer, ich riet Ihnen, auf den Rückzug zu denken.

Der Kerl hat den Teufel im Leibe, ſchrie der Franzoſe und flog aus dem Hauſe. — Die Frauenzimmer ſtürzten mit Geſchrei aus dem Saal — der Virtuoſe folgte ihnen — der deutſche Dom-

herr ſchnarchte in einem Seſſel — der Ruſſe blieb wie bisher gleichgültig ſitzen.

Sie wollten vielleicht nur einen Großſprecher zum Gelächter machen, fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — oder hätten Sie wohl Luſt, uns Wort zu halten?

Es iſt wahr, ſagte der Sizilianer. Mit dem Abbé war es mein Ernſt nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wohl wußte, daß die Memme es nicht ſo weit würde kommen laſſen. Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu ernſthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen.

Sie räumen alſo doch ein, daß ſie in Ihrer Gewalt iſt?

Der Magier ſchwieg eine lange Zeit und ſchien den Prinzen ſorgfältig mit den Augen zu prüfen.

Ja, antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchſten Grad geſpannt. Dies war jederzeit ſeine Lieblingsſchwärmerei geweſen, und ſeit jener erſten Erſcheinung des Armeniers hatten ſich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die ſeine reifere Vernunft und eine beſſere Lektüre ſo lange abgewieſen hatten. Er ging mit dem Sizilianer beiſeite, und ich hörte ihn ſehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

Sie haben hier einen Mann vor ſich, fuhr er fort, der voll Ungeduld brennt, in dieſer wichtigen Materie es zu einer Überzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohltäter, als meinen erſten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerſtreute und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie ſich dieſes große Verdienſt um mich erwerben?

Was verlangen Sie von mir? ſagte der Magier mit Bedenken.

Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunſt. Laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.

Wozu ſoll das führen?

Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntſchaft urteilen, ob ich eines höhern Unterrichts wert bin.

Ich ſchätze Sie über alles, durchlauchtigſter Prinz. Gleich der erſte Anblick hat mich auf immer an Sie gefeſſelt. Sie haben unumſchränkt über meine ganze Macht zu gebieten — aber —

Alſo laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.

Aber ich muß erſt gewiß ſein, daß Sie dieſe Foderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenngleich die unſichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen ſind, ſo iſt es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche.

Meine Abſichten ſind die reinſten. Ich will Wahrheit.

Hier verließen ſie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenſter, wo ich ſie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der dieſe Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

Ihr Prinz iſt ein edler Mann. Es tut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu tun hat.

Es wird darauf ankommen, wie er ſich aus dem Handel zieht.

Wiſſen Sie was? ſagte der Engländer. Jetzt macht der arme Teufel ſich koſtbar. Er wird ſeine Kunſt nicht auskramen, bis er Gold klingen hört. Es ſind unſer Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen.

Ich bins zufrieden.

Der Engländer warf ſechs Guineen auf einen Teller und ſammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis, dem Ruſſen beſonders gefiel unſer Vorſchlag ungemein, er legte eine Banknote von hundertundfünfzig Zechinen auf den Teller — eine Verſchwendung, über welche der Engländer erſchrak. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. Haben Sie die Güte, ſagte der Engländer, bei dieſem Herrn für uns vorzuſprechen, daß er uns eine Probe ſeiner Kunſt ſehen laſſe und dieſen kleinen Beweis unſrer Erkenntlichkeit annehme. Der Prinz legte noch einen koſtbaren Ring auf den Teller und reichte ihn dem Sizilianer. Dieſer bedachte ſich einige Sekunden. — Meine Herrn, fing er darauf an,

dieſe Großmut erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieſes Gold betrifft, worauf ich ſelber kein Recht habe, ſo werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächſten Benediktinerkloſter für milde Stiftungen niederlege. Dieſen Ring behalte ich als ein ſchätzbares Denkmal, das mich an den würdigſten Prinzen erinnern ſoll.

Hier kam der Wirt, dem er das Geld ſogleich überlieferte. Und er iſt dennoch ein Schurke, ſagte mir der Engländer ins Ohr. Das Geld ſchlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen iſt.

Wen verlangen Sie? frug jetzt der Magier den letztern.

Der Prinz beſann ſich einen Augenblick. — Lieber gleich einen großen Mann, rief der Lord. Fodern Sie den Papſt Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig koſten.

Der Sizilianer biß ſich in die Lippen. — Ich darf keinen zitieren, der die Weihung empfangen hat.

Das iſt ſchlimm, ſagte der Engländer. Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er geſtorben iſt.

Der Marquis von Lanoy, nahm der Prinz jetzt das Wort, war franzöſiſcher Brigadier im Siebenjährigen Kriege und mein vertrauteſter Freund. In der Bataille bei Haſtinbek empfing er eine tödliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen ſtarb. Als er ſchon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu ſich. Prinz, fing er an, ich werde mein Vaterland nicht wiederſehen, erfahren Sie alſo ein Geheimnis, wozu niemand als ich den Schlüſſel hat. In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebt eine — — hier verſchied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede, ich möchte ihn hier haben und die Fortſetzung hören.

Viel gefodert, bei Gott, rief der Engländer. Ich erkläre Sie für den größten Künſtler des Erdbodens, wenn Sie dieſe Aufgabe löſen. — Wir bewunderten die ſinnreiche Wahl des Prinzen und

gaben ihr einſtimmig unſern Beifall. Unterdeſſen ging der Magier mit ſtarken Schritten auf und nieder und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

Und das war alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlaſſen hatte?

Alles.

Taten Sie keine weiteren Nachfragen deswegen in ſeinem Vaterlande?

Sie waren alle vergebens.

Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Toten rufen.

Er ſtarb mit Reue über die Ausſchweifungen ſeiner Jugend.

Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei ſich?

Ja. — Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben ſich hatte liegen gehabt.

Ich verlange es nicht zu wiſſen. — — — Laſſen Sie mich allein. Sie ſollen den Verſtorbenen ſehen.

Wir wurden gebeten, uns ſo lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Möbel aus dem Saale räumen, die Fenſter ausheben und die Läden auf das genaueſte verſchließen. Dem Wirt, mit dem er ſchon vertraut zu ſein ſchien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen und alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer zu löſchen. Ehe wir weggingen, nahm er von jedem insbeſondre das Ehrenwort, ein ewiges Stillſchweigen über das zu beobachten, was wir ſehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf dieſem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine Totenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Beim Hinausgehen frug mich der Ruſſe, ob wir geladene Piſtolen bei uns hätten? — Wozu? ſagte ich. . . Es iſt auf alle Fälle, verſetzte er. Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umſehen. Er entfernte ſich. Der Kammerjunker von

Z*** und ich öffneten ein Fenſter, das jenem Pavillon gegenüber ſah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menſchen zuſammen flüſtern und ein Geräuſch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Mutmaßung, und ich getraue mir nicht, ſie für wahr auszugeben. Der Ruſſe kam mit einem Paar Piſtolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir ſahen ſie ihn ſcharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erſchien und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen und in bloßem Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erſcheinen. Hinter uns wurde, wie das erſte Mal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beſchrieben, der uns alle zehn bequem faſſen konnte. Ringsherum an allen vier Wänden des Zimmers waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichſam auf einer Inſel ſtanden. Ein Altar, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſtand mitten im Kreis errichtet, unter welchen ein Teppich von rotem Atlas gebreitet war. Eine chaldäiſche Bibel lag bei einem Totenkopf aufgeſchlagen auf dem Altar, und ein ſilbernes Kruzifix war darauf feſt gemacht. Statt der Kerze brannte Spiritus in einer ſilbernen Kapſel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinſterte den Saal, davon das Licht beinahe erſtickte. Der Beſchwörer war entkleidet wie wir, aber barfuß, um den bloßen Hals trug er ein Amulett an einer Kette von Menſchenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geſchlagen, die mit geheimen Chiffern und ſymboliſchen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erſcheinung zu tun. Den Engländer und mich (gegen uns beide ſchien er das meiſte Mißtrauen zu hegen) erſuchte er, zwei bloße Degen, unverrückt und kreuzweiſe, einen Zoll hoch, über ſeinem Scheitel zu halten, ſolange die Handlung dauern würde. Wir ſtanden in einem halben Mond um ihn herum, der ruſſiſche Offizier drängte ſich dicht an den Engländer und

ſtand zunächſt an dem Altar. Das Geſicht gegen Morgen gerichtet, ſtellte ſich der Magier jetzt auf den Teppich, ſprengte Weihwaſſer nach allen vier Weltgegenden und neigte ſich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelſtunde dauerte die Beſchwörung, von welcher wir nichts verſtanden; nach Endigung derſelben gab er denen, die zunächſt hinter ihm ſtanden, ein Zeichen, daß ſie ihn jetzt feſt bei den Haaren faſſen ſollten. Unter den heftigſten Zuckungen rief er den Verſtorbenen dreimal mit Namen, und das dritte Mal ſtreckte er nach dem Kruzifixe die Hand aus — — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unſre Hände auseinander flogen, ein plötzlicher Donnerſchlag erſchütterte das Haus, alle Schlöſſer klangen, alle Türen ſchlugen zuſammen, der Deckel an der Kapſel fiel zu, das Licht löſchte aus, und an der entgegenſtehenden Wand, über dem Kamine zeigte ſich eine menſchliche Figur in blutigem Hemde, bleich und mit ſterbendem Geſicht.

Wer ruft mich? ſagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

Dein Freund, antwortete der Beſchwörer, der dein Andenken ehret und für deine Seele betet; zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem ſehr großen Zwiſchenraum.

Was verlangt er? fuhr dieſe Stimme fort.

Dein Bekenntnis will er zu Ende hören, das du in dieſer Welt angefangen und nicht beſchloſſen haſt.

In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebt — — —

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Türe ſprang freiwillig unter einem heftigen Donner auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Geſtalt, blutig und blaß wie die erſte, aber ſchrecklicher, erſchien an der Schwelle. Der Spiritus fing von ſelbſt wieder an zu brennen, und der Saal wurde hell wie zuvor.

Wer iſt unter uns? rief der Magier erſchrocken und warf einen

Blick des Entſetzens durch die Verſammlung. — Dich hab ich nicht gewollt. Die Geſtalt ging mit majeſtätiſchem leiſem Schritt gerade auf den Altar zu, ſtellte ſich auf den Teppich, uns gegenüber, und faßte das Kruzifix. Die erſte Figur war nicht mehr.

Wer ruft mich? ſagte dieſe zwote Erſcheinung.

Der Magier fing an heftig zu zittern. Schrecken und Erſtaunen hatten uns gefeſſelt. Ich griff nach einer Piſtole, der Magier riß mir ſie aus der Hand und drückte ſie auf die Geſtalt ab. Die Kugel rollte langſam auf dem Altar, und die Geſtalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt ſank der Magier ohnmächtig nieder.

Was wird das? rief der Engländer voll Erſtaunen und wollte einen Streich mit dem Degen tun. Die Geſtalt berührte ſeinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier entſank uns der Mut.

Dieſe ganze Zeit über ſtand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet.

Ja! Ich erkenne dich, rief er endlich voll Rührung aus, du biſt Lanoy, du biſt mein Freund. — — Woher kömmſt du?

Die Ewigkeit iſt ſtumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.

Wer lebt in dem Kloſter, das du mir bezeichnet haſt?

Meine Tochter.

Wie? Du biſt Vater geweſen?

Weh mir, daß ich es nicht war!

Biſt du nicht glücklich, Lanoy?

Gott hat gerichtet.

Kann ich dir auf dieſer Welt noch einen Dienſt erzeigen?

Keinen, als an dich ſelbſt zu denken.

Wie muß ich das?

In Rom wirſt du es erfahren.

Hier erfolgte ein neuer Donnerſchlag — eine ſchwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als ſie zerfloſſen war, fanden wir

keine Geſtalt mehr. Ich ſtieß einen Fenſterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus ſeiner Betäubung zurück. Wo ſind wir? rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der ruſſiſche Offizier ſtand dicht hinter ihm und ſah ihm über die Schulter. Taſchenſpieler, ſagte er mit ſchrecklichem Blick zu ihm, du wirſt keinen Geiſt mehr rufen.

Der Sizilianer drehte ſich um, ſah ihm genauer ins Geſicht, tat einen lauten Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen.

Jetzt ſahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruſſen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge ſeines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorſtottern wollte, erſtarb auf ſeinem Munde. Schrecken und Überraſchung hatten uns wie verſteinert. Lautlos und unbeweglich ſtarrten wir dieſes geheimnisvolle Weſen an, das uns mit einem Blicke ſtiller Gewalt und Größe durchſchaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Verſammlung.

Einige kräftige Schläge an die Türe brachten uns endlich wieder zu uns ſelbſt. Die Türe fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. Hier finden wir ſie ja beiſammen! rief der Anführer und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. Im Namen der Regierung! rief er uns zu. Ich verhafte euch. Wir hatten nicht ſo viel Zeit, uns zu beſinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der ruſſiſche Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häſcher auf die Seite und, ſoviel mir die Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr ſagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häſcher mit einer ſtummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte ſich darauf zu uns und nahm ſeinen Hut ab. Vergeben Sie, meine Herren, ſagte er, daß ich Sie mit dieſem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie ſind — aber dieſer Herr verſichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe. Zugleich winkte

er ſeinen Begleitern, von uns abzulaſſen. Den Sizilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. Der Burſche da iſt übereif, ſetzte er hinzu. Wir haben ſchon ſieben Monate auf ihn gelauert.

Dieſer elende Menſch war wirklich ein Gegenſtand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zwoten Geiſtererſcheinung und dieſes unerwarteten Überfalls hatte ſeine Beſinnungskraft überwältigt. Er ließ ſich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgeſperrt und ſtier in einem totenähnlichen Geſichte, und ſeine Lippen bebten in ſtillen Zuckungen, ohne einen Laut auszuſtoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulſionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit ſeinem Zuſtand und unternahm es, ſeine Loslaſſung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er ſich zu erkennen gab. Gnädigſter Herr, ſagte dieſer, wiſſen Sie auch, wer der Menſch iſt, für welchen Sie ſich ſo großmütig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu ſpielen gedachte, iſt ſein geringſtes Verbrechen. Wir haben ſeine Helfershelfer. Sie ſagen abſcheuliche Dinge von ihm aus. Er mag ſich noch glücklich preiſen, wenn er mit der Galeere davonkommt.

Unterdeſſen ſahen wir auch den Wirt nebſt ſeinen Hausgenoſſen mit Stricken gebunden über den Hof führen. — Auch dieſer? rief der Prinz. Was hat denn dieſer verſchuldet? — Er war ſein Mitſchuldiger und Hehler, antwortete der Anführer der Häſcher, der ihm zu ſeinen Taſchenſpielerſtückchen und Diebereien behilflich geweſen und ſeinen Raub mit ihm geteilt hat. Gleich ſollen Sie überzeugt ſein, gnädigſter Herr (indem er ſich zu ſeinen Begleitern kehrte). Man durchſuche das ganze Haus und bringe mir ſogleich Nachricht, was man gefunden hat.

Jetzt ſahe ſich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden. In der allgemeinen Verwirrung, welche dieſer Überfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröſtlich; gleich wollte er ihm alle ſeine Leute nachſchicken, er ſelbſt wollte ihn aufſuchen und

mich mit ſich fortreißen. Ich eilte ans Fenſter; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieſer Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich wars, durch das Gedränge zu kommen. Ich ſtellte dem Prinzen dieſes vor. Wenn es dieſem Armenier ein Ernſt iſt, ſich vor uns zu verbergen, ſo weiß er ohnfehlbar die Schliche beſſer als wir, und alle unſre Nachforſchungen werden vergebens ſein. Lieber laſſen Sie uns noch hier bleiben, gnädigſter Prinz. Vielleicht kann uns dieſer Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm ſagen, dem er ſich, wenn ich anders recht geſehen, entdeckt hat.

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unſerm Zimmer, uns in der Geſchwindigkeit in unſre Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausſuchung geſchehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Menſch gemächlich aufrecht ſitzen konnte, mit einer Türe verſehen, die durch eine ſchmale Treppe nach dem Keller führte. In dieſem Gewölbe fand man eine Elektriſiermaſchine, eine Uhr und eine kleine ſilberne Glocke, welche letztere ſo wie die Elektriſiermaſchine mit dem Altar und dem darauf befeſtigten Kruzifixe Kommunikation hatte. Ein Fenſterladen, der dem Kamine gerade gegenüber ſtand, war durchbrochen und mit einem Schieber verſehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magiſche Laterne in ſeine Öffnung einzupaſſen, aus welcher die verlangte Geſtalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verſchiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnuren befeſtigt hingen, wahrſcheinlich, um das Geräuſche des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten.

Als man die Kleider des Sizilianers durchſuchte, fand man in einem Etui verſchiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur, in Phiolen und Büchſen, Phosphorus in einer gläſernen Flaſche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetiſchen erkannten, weil er an

einem ſtählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaſchen ein Paternoſter, einen Judenbart, Terzerolen und einen Dolch. Laß doch ſehen, ob ſie geladen ſind, ſagte einer von den Häſchern, indem er eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abſchoß. Jeſus Maria! rief eine hohle menſchliche Stimme, ebendie, welche wir von der erſten Erſcheinung gehört hatten — und in demſelben Augenblick ſahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterſtürzen. — Noch nicht zur Ruhe, armer Geiſt? rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurückfuhren. Gehe heim zu deinem Grabe. Du haſt geſchienen, was du nicht warſt; jetzt wirſt du ſein, was du ſchieneſt.

Jeſus Maria! Ich bin verwundet, wiederholte der Menſch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert. Sogleich beſorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

Aber wer biſt du denn, und was für ein böſer Dämon muß dich hierher führen?

Ein armer Barfüßer, antwortete der Verwundete. Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —

Eine Formel herſagen ſollte. Und warum haſt du dich denn nicht gleich wieder davongemacht!

Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren ſollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinausſteigen wollte, war die Leiter weggezogen.

Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?

Der Menſch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdeſſen hatte ſich der Prinz zu dem Anführer der Häſcher gewendet.

Sie haben uns, ſagte er ihm, indem er ihm zugleich einige Goldſtücke in die Hand drückte, Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wollen Sie nun unſre Verbindlichkeit vollkommen machen und uns entdecken, wer der

Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte koſtete, uns in Freiheit zu ſetzen?

Wen meinen Sie? fragte der Anführer der Häſcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnötig dieſe Frage war.

Den Herrn in ruſſiſcher Uniform meine ich, der Sie vorhin beiſeite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr ſagte, worauf Sie uns ſogleich wieder losgaben.

Sie kennen dieſen Herrn alſo nicht? fragte der Häſcher wieder. Er war nicht von Ihrer Geſellſchaft?

Nein, ſagte der Prinz — und aus ſehr wichtigen Urſachen wünſchte ich, näher mit ihm bekannt zu werden.

Näher, antwortete der Häſcher, kenn ich ihn auch nicht. Sein Name ſelbſt iſt mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum erſtenmal in meinem Leben geſehen.

Wie? und in ſo kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er ſo viel über Sie vermögen, daß Sie ihn ſelbſt und uns alle für unſchuldig erklärten?

Allerdings durch ein einziges Wort.

Und dieſes war? — Ich geſtehe, daß ich es wiſſen möchte.

Dieſer Unbekannte, gnädigſter Herr — indem er die Zechinen in ſeiner Hand wog — Sie ſind zu großmütig gegen mich geweſen, um Ihnen länger ein Geheimnis daraus zu machen — dieſer Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquiſition.

Der Staatsinquiſition! — Dieſer! —

Nicht anders, gnädigſter Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.

Dieſer Menſch, ſagten Sie? Es iſt nicht möglich.

Ich will Ihnen noch mehr ſagen, gnädigſter Herr. Ebendieſer war es, auf deſſen Denunziation ich hierher geſchickt worden bin, den Geiſterbeſchwörer zu verhaften.

Wir ſahen uns mit noch größerm Erſtaunen an.

Da hätten wir es ja heraus, rief endlich der Engländer, warum der arme Teufel von Beſchwörer zuſammenfuhr, als er ihm

näher ins Geſicht ſah. Er erkannte ihn für einen Spion und nur darum —

Nimmermehr, rief der Prinz. Dieſer Menſch iſt alles, was er ſein will, und alles, was der Augenblick will, daß er ſein ſoll. Was er wirklich iſt, hat keines Menſchen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sizilianer zuſammenſinken, als er ihm die Worte ins Ohr ſchrie: Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen? Dahinter iſt mehr. Daß man vor etwas Menſchlichem ſo zu erſchrecken pflegt, ſoll mir niemand überreden.

Darüber wird uns der Magier ſelbſt wohl am beſten zurechtweiſen können, ſagte der Lord, wenn uns dieſer Herr (ſich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verſchaffen will, ſeinen Gefangenen zu ſprechen.

Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.*)

Mit dem früheſten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländers), und bald nach ihm erſchien eine vertraute Perſon, die der Gerichtsdiener abgeſchickt, uns nach dem Gefängnis zu führen. Ich habe vergeſſen, zu erzählen, daß der Prinz ſchon ſeit etlichen Tagen einen ſeiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Ob er verunglückt oder geſtohlen oder auch entlaufen war, wußte niemand. Zu dem letztern war gar kein wahrſcheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein ſtiller und ordentlicher Menſch geweſen und nie ein Tadel an

*) Der Graf von O***, deſſen Worten ich bis jetzt buchſtäblich gefolgt bin, verbreitet ſich mit vieler Umſtändlichkeit über die verſchiedenen Wirkungen, welche dieſe Begebenheit auf das Gemüt des Prinzen und ſeiner übrigen Reiſegefährten gehabt hat, und die Geiſtererzählungen, wozu ſie die Veranlaſſung geweſen. Ich erlaſſe ſie dem Leſer, dem es vermutlich gehen wird wie mir, um lieber zur Sache ſelbſt zu eilen, und dieſe Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu laſſen, und begnüge mich nur, zu ſagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge ſchloß und dem Tage mit Ungeduld entgegenſah, der dieſes unbegreifliche Geheimnis entwickeln ſollte. S.

ihm gefunden war. Alles, worauf ſeine Kameraden ſich beſinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit ſehr ſchwermütig geweſen und, wo er nur einen Augenblick erhaſchen konnte, ein gewiſſes Minoritenkloſter in der Giudecca beſucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermutung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen geraten ſein möchte und ſich katholiſch gemacht hätte; und weil der Prinz über dieſen Artikel damals noch ſehr tolerant oder ſehr gleichgültig dachte, ſo ließ ers nach einigen fruchtloſen Nachforſchungen dabei bewenden. Doch ſchmerzte ihn der Verluſt dieſes Menſchen, der ihm auf ſeinen Feldzügen immer zur Seite geweſen, immer treu an ihm gehangen und in einem fremden Lande ſo leicht nicht wieder zu erſetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff ſtanden, auszugehen, ließ ſich der Bankier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu ſorgen: dieſer ſtellte dem Prinzen einen gutgebildeten und wohlgekleideten Menſchen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Dienſten eines Prokurators als Sekretär geſtanden, Franzöſiſch und auch etwas Deutſch ſprach, übrigens mit den beſten Zeugniſſen verſehen war. Seine Phyſiognomie gefiel, und da er ſich übrigens erklärte, daß ſein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit ſeinen Dienſten abhängen ſollte, ſo ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sizilianer in einem Privatgefängnis, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener ſagte, einſtweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer geſetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen ſtand. Dieſe Bleidächer ſind das fürchterlichſte Gefängnis in Venedig, unter dem Dach des St. Markuspalaſtes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die ſich auf der Bleifläche ſammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sizilianer hatte ſich von dem geſtrigen Zufalle wieder erholt und ſtand ehrerbietig auf, als er den Prinzen anſichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren

gefeſſelt, ſonſt aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unſerm Eintritt entfernte ſich die Wache vor die Türe.

Ich komme, ſagte der Prinz, über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine ſind Sie mir ſchuldig, und es wird Ihr Schade nicht ſein, wenn Sie mich über den andern befriedigen.

Meine Rolle iſt ausgeſpielt, verſetzte der Sizilianer. Mein Schickſal ſteht in Ihren Händen.

Ihre Aufrichtigkeit allein iſt es, was es erleichtern kann.

Fragen Sie, gnädigſter Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.

Sie haben mich das Geſicht des Armeniers in Ihrem Spiegel ſehen laſſen. Wodurch bewirkten Sie dieſes?

Es war kein Spiegel, was Sie geſehen haben. Ein bloßes Paſtellgemälde hinter einem Glas, das einen Mann in armeniſcher Kleidung vorſtellte, hat Sie getäuſcht. Meine Geſchwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erſtaunen unterſtützten dieſen Betrug. Das Bild ſelbſt wird ſich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gaſthof in Beſchlag genommen hat.

Aber wie konnten Sie meine Gedanken ſo gut wiſſen und gerade auf den Armenier raten?

Dieſes war gar nicht ſchwer, gnädigſter Herr. Ohne Zweifel haben Sie ſich bei Tiſche in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters herausgelaſſen, die ſich zwiſchen Ihnen und dieſem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälligerweiſe in der Giudecca Bekanntſchaft, aus welchem er nach und nach ſo viel zu ziehen wußte, als mir zu wiſſen nötig war. Auf dieſem Wege erhielt ich überhaupt auch die erſte Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und ſogleich entſchloß ich mich, ſie zu nützen. Sie ſehen, gnädigſter Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verſehen, und ein Schlüſſel, der Ihnen von ohngefähr entfiel, gab mir die erſte Gelegenheit, meine Kunſt an Ihnen zu verſuchen.

Wie? So hätte ich mich alſo gerirrt? Das Stückchen mit dem Schlüſſel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüſſel, ſagen Sie, wäre mir entfallen?

Als Sie die Börſe zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich niemand beobachtete, ihn ſchnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perſon, bei der Sie die Lotterieloſe nahmen, war im Verſtändnis mit mir. Sie ließ Sie aus einem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüſſel lag längſt in der Doſe, ehe ſie von Ihnen gewonnen wurde.

Nunmehr begreif ichs. Und der Barfüßermönch, der ſich mir in den Weg warf und mich ſo feierlich anredete?

War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es iſt einer von meinen Kameraden, der mir unter dieſer Verhüllung ſchon manche gute Dienſte geleiſtet.

Aber zu welchem Ende ſtellten Sie dieſes an?

Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemütszuſtand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinn hatte, empfänglich machen ſollte.

Aber der pantomimiſche Tanz, der eine ſo überraſchende ſeltſame Wendung nahm — dieſer war doch wenigſtens nicht von Ihrer Erfindung?

Das Mädchen, welches die Königin vorſtellte, war von mir unterrichtet und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermutete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an dieſem Orte gekannt zu ſein, und (verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr) das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits ſchon geneigt ſein würden, natürliche Auslegungen zu verſchmähen und nach höheren Quellen des Außerordentlichen zu ſpüren.

In der Tat, rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdruſſes und der Verwunderung, indem er mir beſonders einen bedeutenden Blick gab, in der Tat, rief er aus, das habe ich nicht erwartet.

Aber, fuhr der Prinz nach einem langen Stillſchweigen wieder fort, wie brachten Sie die Geſtalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erſchien?

Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberſtehenden Fenſterladen angebracht war, wo Sie auch die Öffnung dazu bemerkt haben werden.

Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns ſie gewahr wurde? fragte Lord Seymour.

Sie erinnern ſich, gnädigſter Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinſterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorſicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenſter anlehnen zu laſſen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieſer Fenſterladen nicht ſogleich ins Geſicht fiel. Übrigens blieb die Laterne auch ſo lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten und keine Unterſuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.

Mir kam vor, fiel ich ein, als hörte ich in der Nähe dieſes Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenſter ſah? War dem wirklich ſo?

Ganz recht. Ebendieſe Leiter, auf welcher mein Gehilfe zu dem bewußten Fenſter emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigieren.

Die Geſtalt, fuhr der Prinz fort, ſchien wirklich eine flüchtige Ähnlichkeit mit meinem verſtorbenen Freunde zu haben; beſonders traf es ein, daß ſie ſehr blond war? War dieſes bloßer Zufall, oder woher ſchöpften Sie dieſelbe?

Eure Durchlaucht erinnern ſich, daß Sie über Tiſche eine Doſe neben ſich hatten liegen gehabt, auf welcher das Porträt eines Offiziers in ***ſcher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgendein Andenken bei ſich führten, worauf Sie mit Ja antworteten; daraus ſchloß ich, daß es vielleicht die Doſe ſein möchte. Ich hatte das Bild über Tiſche gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen ſehr geübt,

auch im Treffen ſehr glücklich bin, ſo war es mir ein leichtes, dem Bilde dieſe flüchtige Ähnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um ſo mehr, da die Geſichtszüge des Marquis ſehr ins Auge fallen.

Aber die Geſtalt ſchien ſich doch zu bewegen. —

So ſchien es — aber es war nicht die Geſtalt, ſondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.

Und der Menſch, welcher aus dem Schlot herabſtürzte, antwortete alſo für die Erſcheinung?

Ebendieſer.

Aber er konnte ja die Frage nicht wohl hören.

Dieſes brauchte er auch nicht. Sie beſinnen ſich, gnädigſter Prinz, daß ich Ihnen allen auf das ſtrengſte verbot, ſelbſt eine Frage an das Geſpenſt zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten ſollte, war abgeredet; und damit ja kein Verſehen vorfiele, ließ ich ihn große Pauſen beobachten, die er an den Schlägen einer Uhr abzählen mußte.

Sie gaben dem Wirte Befehl, alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer löſchen zu laſſen; dies geſchah ohne Zweifel —

Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erſtickens zu ſetzen, weil die Schornſteine im Hauſe ineinander laufen und ich vor Ihrer Suite nicht ſo recht ſicher zu ſein glaubte.

Wie kam es aber, fragte Lord Seymour, daß Ihr Geiſt weder früher noch ſpäter da war, als Sie ihn brauchten?

Mein Geiſt war ſchon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn zitierte; aber ſolange der Spiritus brannte, konnte man dieſen matten Schein nicht ſehen. Als meine Beſchwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zuſammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erſt wurde man die Figur an der Wand gewahr, die ſich ſchon längſt darauf reflektiert hatte.

Aber in ebendem Moment, als der Geiſt erſchien, empfanden wir alle einen elektriſchen Schlag. Wie bewirkten Sie dieſen?

Die Maſchine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie ſahen auch, daß ich auf einem ſeidnen Fußteppich ſtand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumſtehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faſſen. Das ſilberne Kruzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.

Sie befahlen uns, dem Grafen von O*** und mir, ſagte Lord Seymour, zwei bloße Degen kreuzweiſe über Ihrem Scheitel zu halten, ſolange die Beſchwörung dauern würde. Wozu nun dieſes?

Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigſten traute, während des ganzen Aktus zu beſchäftigen. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch beſtimmte; dadurch, daß Sie dieſe Entfernung immer in acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich ſie nicht gerne haben wollte. Meinen ſchlimmſten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt.

Ich geſtehe, rief Lord Seymour, daß dies vorſichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet ſein?

Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu ſpannen.

Die zwote Erſcheinung ließ Ihren Geiſt nicht zum Wort kommen, ſagte der Prinz. Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren ſollen?

Beinahe dasſelbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Abſicht, ob Sie mir auch alles geſagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen ihm in ſeinem Vaterlande getan; dieſes fand ich nötig, um nicht gegen Tatſachen anzuſtoßen, die der Ausſage meines Geiſtes hätten widerſprechen können. Ich fragte gewiſſer Jugendſünden wegen, ob der Verſtorbene untadelhaft gelebt, und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.

Über dieſe Sache, fing der Prinz nach einigem Stillſchweigen an, haben Sie mir einen befriedigenden Aufſchluß gegeben. Aber ein Hauptumſtand iſt noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.

Wenn es in meiner Gewalt ſteht, und —

Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie ſind, dürfte ſo beſcheiden nicht fragen. Wer war dieſer Unbekannte, vor dem wir Sie niederſtürzen ſahen? Was wiſſen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtnis mit dieſer zwoten Erſcheinung?

Prinz —

Als Sie ihm genauer ins Geſicht ſahen, ſtießen Sie einen lauten Schrei aus und ſtürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?

Dieſer Unbekannte, Prinz — — — Er hielt inne, wurde ſichtbarlich unruhiger und ſah uns alle in der Reihe herum mit verlegnen Blicken an. — Ja, bei Gott, Prinz! dieſer Unbekannte iſt ein ſchreckliches Weſen.

Was wiſſen Sie von ihm? Wie ſteht er mit Ihnen in Verbindung? Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen. —

Dafür werd ich mich wohl hüten — denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht in dieſem Augenblicke mitten unter uns ſteht?

Wo? Wer? riefen wir alle zugleich und ſchauten uns erſchrocken im Zimmer um — das iſt ja nicht möglich.

O! dieſem Menſchen — oder wer er ſein mag — ſind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen ſind.

Aber wer iſt er denn? Woher ſtammt er? Armenier oder Ruſſe? Was iſt das Wahre an dem, wofür er ſich ausgibt?

Keines von allem, was er ſcheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht ſchon die Maske getragen. Wer er ſei? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß niemand. Daß er lang in Ägypten geweſen, wie viele behaupten, und dort aus einer Katakombe ſeine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man

ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beiſpiel, ſchätzen Sie ihn?

Nach dem äußern Anſchein zu urteilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.

Und wie alt denken Sie, daß ich ſei?

Nicht weit von fünfzig.

Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich noch ein Burſche von ſiebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von dieſem Wundermann erzählte, der ihn ohngefähr in ebendem Alter, worin er jetzt zu ſein ſcheint, in Famaguſta geſehen hat. —

Das iſt lächerlich, unglaublich und übertrieben.

Nicht um einen Zug. Hielten mich dieſe Feſſeln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen ſtellen, deren ehrwürdiges Anſehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig laſſen ſollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die ſich erinnern, ihn in verſchiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit geſehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer ſengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er ſich befindet. Die Zeit ſelbſt ſcheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen ſeine Säfte nicht aus, und das Alter kann ſeine Haare nicht bleichen. Niemand iſt, der ihn Speiſe nehmen ſah, nie iſt ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf beſucht ſeine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr iſt, in welcher niemand ihn geſehen, in welcher er kein irdiſches Geſchäft verrichtet hat.

So? ſagte der Prinz. Und was iſt dies für eine Stunde?

Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Streich tut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch ſein mag, er muß fort, welches Geſchäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieſer ſchreckliche Glockenſchlag reißt ihn aus den Armen der Freundſchaft, reißt ihn ſelbſt vom Altar und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingeht, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn

darum zu befragen, noch weniger ihm zu folgen, denn ſeine Geſichtszüge ziehen ſich auf einmal, ſobald dieſe gefürchtete Stunde ſchlägt, in einen ſo finſtern und ſchreckhaften Ernſt zuſammen, daß jedem der Mut entfällt, ihm ins Geſicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesſtille endigt dann plötzlich das lebhafteſte Geſpräch, und alle, die um ihn ſind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern ſeine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, ſich von der Stelle zu heben oder die Türe zu öffnen, durch die er gegangen iſt.

Aber bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei ſeiner Zurückkunft?

Nichts als daß er bleich und abgemattet ausſieht, ohngefähr wie ein Menſch, der eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden oder eine ſchreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf ſeinem Hemde geſehen haben; dieſes aber laſſe ich dahingeſtellt ſein.

Und hat man es zum wenigſten nie verſucht, ihm dieſe Stunde zu verbergen oder ihn ſo in Zerſtreuung zu verwickeln, daß er ſie überſehen mußte?

Ein einzigesmal, ſagt man, überſchritt er den Termin. Die Geſellſchaft war zahlreich, man verſpätete ſich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falſch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die geſetzte Stunde da war, verſtummte er plötzlich und wurde ſtarr, alle ſeine Gliedmaßen verharrten in derſelben Richtung, worin dieſer Zufall ſie überraſchte, ſeine Augen ſtanden, ſein Puls ſchlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieſer Zuſtand hielt an, bis die Stunde verſtrichen war. Dann belebte er ſich plötzlich von ſelbſt wieder, ſchlug die Augen auf und fuhr in der nämlichen Silbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Beſtürzung verriet ihm, was geſchehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernſt, daß man ſich glücklich preiſen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu ſein. Aber die Stadt, worin ihm dieſes begegnet war,

verließ er noch an demſelben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnisvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte. Einige meinen gar, er ſei ein Verſtorbener, dem es verſtattet ſei, dreiundzwanzig Stunden vom Tag unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müſſe ſeine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana und andre gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht.

Über einen ſo außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abenteuerlichen Mutmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörenſagen; und doch ſchien mir ſein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntſchaft zu deuten. Liegt hier nicht irgendeine beſondre Geſchichte zum Grunde, bei der Sie ſelbſt mit verwickelt geweſen? Verhehlen Sie uns nichts.

Der Mann ſchwieg mit einem zweifelhaften Blick.

Wenn es eine Sache betrifft, fuhr der Prinz fort, die Sie nicht gerne laut machen wollen, ſo verſichre ich Sie im Namen dieſer beiden Herrn der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen.

Wenn ich hoffen kann, fing der Mann endlich an, daß Sie ſolche nicht gegen mich zeugen laſſen wollen, ſo will ich Ihnen eine merkwürdige Begebenheit mit dieſem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieſes Menſchen keinen Zweifel mehr übriglaſſen wird. Aber es muß mir erlaubt ſein, einige Namen dabei zu verſchweigen.

Kann es nicht auch ohne dieſe Bedingung geſchehen?

Nein, gnädigſter Herr. Es iſt eine Familie darein verwickelt, die ich Urſache habe zu ehren.

Laſſen Sie uns hören, ſagte der Prinz.

Es mögen nun fünf Jahre ſein, fing der Sizilianer an, daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glück meine Künſte trieb,

mit einem gewiſſen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von S. Stephan, Bekanntſchaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der erſten Häuſer des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimniſſe große Achtung zu tragen ſchien. Er entdeckte mir, daß der Marcheſe del M**nte, ſein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre und ſich glücklich ſchätzen würde, einen Weltweiſen (wie er mich zu nennen beliebte) unter ſeinem Dache zu wiſſen. Der Greis wohnte auf einem ſeiner Landgüter an der See, ohngefähr ſieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Menſchen das Andenken eines teuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein ſchreckliches Schickſal entriſſen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und ſeine Familie in einer ſehr ernſthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wiſſenſchaft vielleicht einen Aufſchluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erſchöpft worden wären. Er insbeſondere, ſetzte er ſehr bedeutungsvoll hinzu, würde einſt vielleicht Urſache haben, mich als den Schöpfer ſeiner Ruhe und ſeines ganzen irdiſchen Glücks zu betrachten. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich folgendergeſtalt. Dieſer Lorenzo war der jüngere Sohn des Marcheſe, weswegen er auch zu dem geiſtlichen Stand beſtimmt war; die Güter der Familie ſollten an ſeinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, ſo hieß dieſer ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reiſen zugebracht und kam ohngefähr ſieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in ſein Vaterland zurück, um eine Heirat mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauſes von C***tti zu vollziehen, worüber beide Familien ſchon ſeit der Geburt dieſer Kinder übereingekommen waren, um ihre anſehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ohngeachtet dieſe Verbindung bloß das Werk der elterlichen Konvenienz war und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rat gefragt wurden, ſo hatten ſie ſie doch ſtillſchweigend ſchon beſchworen. Jeronymo del M**nte und Antonie C***tti waren

miteinander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgang zweier Kinder auflegte, die man ſchon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verſtändnis zwiſchen beiden entſtehen laſſen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befeſtigt ward und ſich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte ebenſo treu und ebenſo feurig in die Arme ſeiner Braut zurück, als wenn er ſich niemals daraus geriſſen hätte.

Die Entzückungen des Wiederſehens waren noch nicht vorüber, und die Anſtalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteſte betrieben, als der Bräutigam — verſchwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhauſe zuzubringen, das die Ausſicht aufs Meer hatte, und ſich da zuweilen mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen. Nach einem ſolchen Abende geſchah es, daß er ungewöhnlich lang ausblieb. Man ſchickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge ſuchten ihn auf der See, niemand wollte ihn geſehen haben; von ſeinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn alſo keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erſchien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den ſchrecklichſten Mutmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algieriſcher Korſar habe vorigen Tages an dieſer Küſte gelandet, und verſchiedene von den Einwohnern ſeien gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben ſegelfertig liegen; der alte Marcheſe beſteigt ſelbſt die erſte, entſchloſſen, ſeinen Sohn mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken ſie den Korſaren, vor welchem ſie den Vorteil des Windes voraus haben; ſie haben ihn bald erreicht, ſie kommen ihm ſo nahe, daß Lorenzo, der ſich auf der zweiten Galeere befindet, das Zeichen ſeines Bruders auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm ſie wieder voneinander trennt. Mit Mühe ſtehen ihn die beſchädigten Schiffe aus; aber die Priſe iſt ver-

ſchwunden, und die Not zwingt ſie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie iſt ohne Grenzen; troſtlos rauft ſich der alte Marcheſe die eisgrauen Haare aus, man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

Fünf Jahre gehen in fruchtloſen Erkundigungen hin. Nachfragen geſchehen längs der ganzen barbariſchen Küſte; ungeheure Preiſe werden für die Freiheit des jungen Marcheſe geboten, aber niemand meldet ſich, ſie zu verdienen. Endlich bleibt es bei der wahrſcheinlichen Vermutung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberſchiff zugrunde gerichtet habe, und daß ſeine ganze Mannſchaft in den Fluten umgekommen ſei.

So ſcheinbar dieſe Vermutung war, ſo fehlte ihr dennoch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder ſichtbar werden könnte. Aber geſetzt nun, er würde es nicht mehr, ſo erloſch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geiſtlichen Stand entſagen und in die Rechte des Erſtgeborenen eintreten. So wenig dieſes die Gerechtigkeit gegen den letztern zu erlauben ſchien, ſo wenig durfte auf der andern Seite die Familie durch eine zu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit der Gefahr des Ausſterbens ausgeſetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marcheſe dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Verſuch ſank die Hoffnung, den Verſchwundenen wiederzufinden; er ſah den Untergang ſeines Hauſes, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er ſich nämlich nur entſchließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkoſten des ältern zu begünſtigen. Um ſeine Verbindungen mit dem gräflichen Hauſe von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzos oder Jeronymos Gattin heißen. Die ſchwache Möglichkeit einer Wiedererſcheinung des letztern kam gegen das gewiſſe und dringende Übel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marcheſe, der die Annäherung

des Todes mit jedem Tag ſtärker fühlte, wünſchte mit Ungeduld, von dieſer Unruhe wenigſtens frei zu ſterben.

Wer dieſen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigſten bekämpfte, war derjenige, der das meiſte dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeßlicher Güter, unempfindlich ſelbſt gegen den Beſitz des liebenswürdigſten Geſchöpfs, das ſeinen Armen überliefert werden ſollte, weigerte er ſich mit der edelmütigſten Gewiſſenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre und ſein Eigentum zurückfodern könnte. Iſt das Schickſal meines teuern Jeronymo, ſagte er, durch dieſe lange Gefangenſchaft nicht ſchon ſchrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebſtahl verbittern ſollte, der ihn um alles bringt, was ihm das teuerſte war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um ſeine Wiederkunft anflehen, wenn ſein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegeneilen? Und geſetzt, er iſt uns auf ewig entriſſen, wodurch können wir ſein Andenken beſſer ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt laſſen, die ſein Tod in unſern Zirkel geriſſen hat? als wenn wir alle unſre Hoffnungen auf ſeinem Grabe opfern, und das, was *ſein* war, gleich einem Heiligtum unberührt laſſen?

Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikateſſe ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marcheſe mit der Idee auszuſöhnen, einen Stamm erlöſchen zu ſehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Friſt von zwei Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altare führte. Während dieſes Zeitraums wurden die Nachforſchungen aufs eifrigſte fortgeſetzt; Lorenzo ſelbſt tat verſchiedene Seereiſen, ſetzte ſeine Perſon manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Koſten wurden geſpart, den Verſchwundenen wieder zu finden. Aber auch dieſe zwei Jahre verſtrichen fruchtlos, wie alle vorigen.

Und Gräfin Antonie? fragte der Prinz. Von ihrem Zuſtande

ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.

Antoniens Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützige Großmut der brüderlichen Liebe rührte ſie; ſie fühlte ſich hingeriſſen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier ſchien in ebendem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anſprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den ſtillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verräteriſche Empfindung hinterging ihn, und eine wütende Leidenſchaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt ohne Beiſpiel geweſen war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten der Liebe gab er den Eingebungen ſeines Edelmuts Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über ſeine Leidenſchaft davontrug, machte ihn ihrer nur um ſo würdiger, und die Großmut, mit der er ſie ausſchlug, diente nur dazu, ihre Widerſetzlichkeit jeder Entſchuldigung zu berauben.

So ſtanden die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht vergeſſen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marcheſe zu vermehren und ſeine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht und welche Wege ich dabei gegangen, erlaſſen Sie mir zu erzählen; aus den Geſtändniſſen, die ich Ihnen bereits getan, können Sie auf alles übrige ſchließen. Da ich mir alle myſtiſche Bücher zunutze machte, die ſich in der ſehr anſehn-

lichen Bibliothek des Marcheſe befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden und mein Syſtem von der unſichtbaren Welt mit den abenteuerlichſten Erfindungen aufzuſtutzen. In kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte ebenſo zuverſichtlich auf die Begattungen der Philoſophen mit Salamandrinnen und Sylphiden als auf einen Artikel des Kanons geſchworen. Da er überdies ſehr religiös war und ſeine Anlage zum Glauben in dieſer Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, ſo fanden meine Märchen bei ihm deſto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Myſtizität ſo umſtrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Kredit hatte, ſobald es natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apoſtel des Hauſes. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exaltation der menſchlichen Natur und der Umgang mit höheren Weſen; mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die ſeit dem Verluſt ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geiſterwelt als in der wirklichen lebte und überdies eine große Miſchung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit ſchauderndem Wohlbehagen auf; ja ſogar die Bedienten des Hauſes ſuchten ſich im Zimmer zu tun zu machen, wenn ich redete, um hie und da eins meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art aneinander reihten.

Ohngefähr zwei Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte ſich auf ſeinem Geſichte, alle ſeine Züge waren zerſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Gebärden der Verzweiflung.

Kapitän, ſagte er, mit mir iſt es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es länger nicht aushalten.

Was iſt Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?

O dieſe fürchterliche Leidenſchaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf und warf ſich in meine Arme) — Ich habe ſie bekämpft wie ein Mann. — Jetzt kann ich nicht mehr.

Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —

Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand oder eine freiwillige Neigung? — Hab ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen! — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Toten! — O lassen Sie mich! Ging es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.

Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —

Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob *ich* hoffe? — Bin ich glücklich, solange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in *Antoniens* Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht und Gräber für mich zeugen.

Ist es *diese* Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?

Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder sein kann! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammnis! (Nach einigem Stillschweigen mäßigte er sich und fuhr mit Wehmut fort) Daß er meine Leiden sähe! — Kann sie *ihn* glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Toten wegen schmachten, der nicht mehr genießen kann! — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen.

Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar sein?

Freund! Was sagen Sie? — Er sah mich erschrocken an.

Weit geringere Anlässe, fuhr ich fort, haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —

Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!

Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung sein? Gewiß! wenn eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seeligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —

Um Gottes willen, Freund! (unterbrach er mich) Nichts mehr davon. Ehemals wohl, ich gesteh es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir deucht, ich sagte Ihnen davon — aber ich hab ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen.

Sie sehen nun schon, fuhr der Sizilianer fort, wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitieren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich tat. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hilfe und vielleicht *mehr* noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Totgeglaubte noch lebe und auf den Ruf nicht erscheinen würde. Mißtrauen in die Sache selbst war das einzige Hindernis, welches ich *nicht* zu bekämpfen hatte.

Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akt, welche auch so sehr nach Wunsche einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie

erhitzte und die Illuſion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieſer Gelegenheit anſtrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —

Ich errate, rief der Prinz, wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie fort —

Nein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſche vorüber.

Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?

Fürchten Sie nicht, antwortete der Sizilianer, der Armenier wird nur zu zeitig erſcheinen.

Ich laſſe mich in keine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marcheſe, die junge Gräfin nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch jemand aus der Verwandtſchaft waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, ſetzten mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Ähnlichkeit zu geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Tote ſelbſt erſchien in barbariſchem Sklavenkleid, eine tiefe Wunde am Halſe. Sie bemerken, ſagte der Sizilianer, daß ich hierin von der allgemeinen Mutmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen laſſen; weil ich Urſache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Glaubwürdigkeit der Viſion ſelbſt nicht wenig vermehren würde; ſo wie mir im Gegenteil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu gewiſſenhafte Annäherung an das Natürliche.

Ich glaube, daß dies ſehr richtig geurteilt war, ſagte der Prinz. In einer Reihe von außerordentlichen Erſcheinungen müßte, deucht mir, juſt die wahrſcheinlichere ſtören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch

welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dieſes wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geiſt bemühen, wenn man nichts weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hilfe der bloß gewöhnlichen Vernunft herauszubringen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung iſt hier gleichſam eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird — denn wer wird nun das Übernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht geleiſtet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen, ſetzte der Prinz hinzu. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

Ich ließ die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nichts mehr ſein nenne auf dieſer Welt und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm teuer wäre? Der Geiſt ſchüttelte dreimal das Haupt und ſtreckte eine ſeiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, ſtreifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach ſeiner Verſchwindung auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Geſicht faßte, war es ihr Trauring.

Ihr Trauring! rief der Prinz mit Befremdung. Aber wie gelangten Sie zu dieſem?

Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter.

Ein nachgemachter! wiederholte der Prinz. Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu dieſem, da ihn der Verſtorbene gewiß nie vom Finger brachte?

Das iſt wohl wahr, ſagte der Sizilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beſchreibung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —

Die Ihnen wer gemacht hatte?

Schon vor langer Zeit, ſagte der Sizilianer. Es war ein ganz einfacher goldner Ring mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub ich, — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht. —

Wie erging es weiter? sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben sei. Die Familie machte von diesem Tag an seinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und gab den Bewerbungen des Chevalier einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte; als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in den sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag sein, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

Er erschien, dieser Tag, und Lorenzo empfing seine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter, ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaal, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Fröhlichkeit teilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —

Der Sizilianer hielt hier inne, und ein Schauer der Erwartung hemmte unsern Odem —

Unter diesem Gedränge also, fuhr er fort, ließ mich derjenige, welcher zunächst an mir saß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich wie eine Säule stand, langer hagrer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem einzigen vorüber zu gehen, seine

Miene blieb unwandelbar dieſelbe, wie eine Büſte unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieſes Anblicks, der, weil er mich mitten in der Luſt überraſchte und gegen alles, was mich in dieſem Augenblick umgab, auf eine ſo grelle Art abſtach, um ſo tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in meiner Seele, daß ich dadurch allein in den Stand geſetzt worden bin, die Geſichtszüge dieſes Mönchs in der Phyſiognomie des Ruſſen (denn Sie begreifen wohl ſchon, daß er mit dieſem und Ihrem Armenier eine Perſon war) wieder zu erkennen, welches ſonſt ſchlechterdings unmöglich würde geweſen ſein. Oft verſucht ichs, die Augen von dieſer Geſtalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen ſie wieder darauf und fanden ſie jedesmal unverändert. Ich ſtieß meinen Nachbar an, dieſer den ſeinigen, dieſelbe Neugierde, dieſelbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Geſpräch ſtockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch ſtörte ſie nicht. Der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen jeden entſetzte dieſe Erſcheinung, die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Geſicht dieſes Fremdlings wieder und hing mit ſtiller Wolluſt an dem einzigen Gegenſtand in der Verſammlung, der ihren Gram zu verſtehen ſchien. Allgemach verlief ſich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Muſik fing an ſtiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Geſpräch leiſer und immer leiſer zu flüſtern — und öder ward es und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitſaal; der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ſtillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäſte zerſtreuen ſich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engeren Kreis zuſammen, der Mönch bleibt ungeladen in dieſem engeren Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß niemand ihn anreden wollte; niemand redete ihn an. Schon drängen ſich ihre weibliche Bekannte um die zitternde Braut herum, die einen bittenden hilfeſuchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremd-

ling erwidert ihn nicht. Die Männer ſammeln ſich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — Daß wir untereinander da ſo glücklich ſind, hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken oder ſich doch nicht über ihn zu verwundern ſchien. Daß wir ſo glücklich ſind, ſagte er, und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!

Haſt du ihn denn geladen, und er iſt ausgeblieben? fragte der Mönch. Es war das erſtemal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken ſahen wir ihn an.

Ach! er iſt hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, verſetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, Ihr verſteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo iſt tot.

Vielleicht fürchtet er ſich auch nur, ſich in ſolcher Geſellſchaft zu zeigen, fuhr der Mönch fort — Wer weiß, wie er ausſehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letztenmal hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe.

Was ſoll das bedeuten? murmelte alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich leugne nicht, daß mir das Haar anfing zu ſteigen.

Der Mönch war unterdeſſen zum Schenktiſch getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen ſetzte — Das Andenken unſers teuern Jeronymo! rief er. Wer den Verſtorbenen lieb hatte, tue mirs nach.

Woher Ihr auch ſein mögt, ehrwürdiger Herr, rief endlich der Marcheſe, Ihr habt einen teuern Namen genannt. Seid mir willkommen! — Kommt, meine Freunde (indem er ſich gegen uns kehrte und die Gläſer herumgehen ließ) laßt einen Fremdling uns nicht beſchämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!

Nie, glaube ich, ward eine Geſundheit mit ſo ſchlimmem Mute getrunken.

Ein Glas ſteht noch voll da — warum weigert ſich mein Sohn Lorenzo, auf dieſen freundlichen Trunk Beſcheid zu tun?

Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo! ſtammelte er, und ſchauernd ſetzte ers nieder.

Das iſt meines Mörders Stimme, rief eine fürchterliche Geſtalt, die auf einmal in unſrer Mitte ſtand, mit bluttriefendem Kleid und entſtellt von gräßlichen Wunden.

Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr, ſagte der Sizilianer, alle Zeichen des Entſetzens in ſeinem Angeſicht. Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlaſſen, als ich die Augen auf die Geſtalt warf, ſo wie jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns ſelber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erſcheinung waren verſchwunden. Den Ritter brachte man unter ſchrecklichen Zuckungen zu Bette; niemand als der Geiſtliche war um den Sterbenden und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geſtändniſſe liegen in der Bruſt des Paters verſenkt, der ſeine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Menſch hat ſie erfahren. Nicht lange nach dieſer Begebenheit geſchah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauſes unter wildem Geſträuche verſteckt und viele Jahre lang verſchüttet war; da man den Schutt durcheinander ſtörte, entdeckte man ein Totengerippe. Das Haus, wo ſich dieſes zutrug, ſteht nicht mehr; die Familie del M**nte iſt erloſchen, und in einem Kloſter, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.

Sie ſehen nun, fuhr der Sizilianer fort, als er ſah, daß wir noch alle ſtumm und betreten ſtanden und niemand das Wort nehmen wollte, Sie ſehen nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem ruſſiſchen Offizier oder dieſem Franziskanermönch oder dieſem Armenier gründet. Urteilen Sie jetzt, ob ich Urſache gehabt, vor einem Weſen zu zittern, das ſich mir zweimal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.

Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage, ſagte der Prinz

und ſtand auf. Sind Sie in Ihrer Erzählung über alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig geweſen?

Ich weiß nicht anders, verſetzte der Sizilianer.

Sie haben ihn alſo wirklich für einen rechtſchaffenen Mann gehalten?

Das hab ich, bei Gott, das hab ich, antwortete jener.

Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?

Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht geſagt, daß er mir den Ring gegeben.

Gut, ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend und im Begriff wegzugehen. Und den Geiſt des Marquis von Lanoy (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), den dieſer Ruſſe geſtern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?

— — — Ich kann ihn für nichts anders halten.

Kommen Sie, ſagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. Wir ſind fertig, ſagte er zu dieſem. Sie, mein Herr, ſollen weiter von mir hören.

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler getan haben, möchte ich an Sie ſelbſt tun, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie dieſen zweiten Geiſt für den wahren und echten?

Ich? Nein, wahrhaftig, das tue ich nicht mehr.

Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch getan?

Ich leugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen laſſen, dieſes Blendwerk für etwas mehr zu halten.

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter dieſen ähnlichen Umſtänden einer ähnlichen Vermutung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ſich der Glaube an ſeine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat? fiel mir

der Prinz mit Ernſthaftigkeit ins Wort. Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu tun gehabt haben?

Nein, ſagte ich. Aber ſollte deswegen ſein Zeugnis —

Das Zeugnis eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und geſunde Vernunft nicht in Anſchlag kommen. Verdient ein Menſch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerk gemacht hat, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrheitsliebe ſelbſt ſich erſt reinigen muß? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer ſelbſt willen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt ebenſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie beſcholtene Unſchuld zu klagen.

Aber was für Gründe ſollte er haben, einem Manne, den er ſo viele Urſachen hat zu haſſen, ein ſo glorreiches Zeugnis zu geben?

Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deswegen weniger haben? Weiß ich, in weſſen Solde er mich belog? Ich geſtehe, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt getan, daß er ſich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmres — entlarvte.

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freilich etwas verdächtig.

Er iſt mehr als das, ſagte der Prinz, er iſt entſcheidend. Dieſen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demſelben Augenblicke gewiß ſein, daß es der Mörder war. Wer als der Mörder konnte dem Verſtorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieſer gewiß nie vom Finger ließ? Uns ſuchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er ſelbſt von dem Ritter getäuſcht worden und als ob er geglaubt hätte ihn zu täuſchen.

Wozu dieſen Winkelzug, wenn er nicht ſelbſt bei ſich fühlte, wieviel er verloren gab, wenn er ſein Verſtändnis mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten aneinander zu hängen, die er uns preiszugeben für gut fand. Und ich ſollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehen Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beſchuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu laſſen, die ich noch auf keinem Mißklang betrat?

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

Auch mir, verſetzte der Prinz, ob ich gleich in Verſuchung geraten bin, einen Schlüſſel dazu ausfündig zu machen.

Wie? ſagte ich.

Erinnern Sie ſich nicht, daß die zwote Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar zuging, das Kruzifix in die Hand faßte und auf den Teppich trat?

So ſchien mirs. Ja.

Und das Kruzifix, ſagt uns der Sizilianer, war ein Konduktor. Daraus ſehen Sie alſo, daß ſie eilte, ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr tat, konnte alſo nicht anders als unwirkſam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.

Mit dem Degen hätte dieſes ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sizilianer auf ſie abſchoß und welche wir langſam auf dem Altar rollen hörten?

Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umpanzert ſein konnte, daß er ſchuß- und degenfeſt war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.

Es iſt wahr, ſagte ich, — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Setzten Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nötig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh er ſie in den Lauf brachte, die ebenſogut eine queckſilberne oder auch nur eine bemalte Tonkugel ſein konnte? Gaben Sie acht, ob er ſie auch wirklich in den Lauf der Piſtole oder nicht nebenbei in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt, er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinübernahm und nicht vielmehr ein andres Paar unterſchob, welches ſo leicht anging, da es niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beſchäftigt waren? Und konnte die Geſtalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch ſie uns entzog, eine andre Kugel, womit ſie auf den Notfall verſehen war, auf den Altar fallen laſſen? Welcher von allen dieſen Fällen iſt der unmögliche?

Sie haben recht. Aber dieſe treffende Ähnlichkeit der Geſtalt mit Ihrem verſtorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch ſehr oft bei Ihnen geſehen, und in dem Geiſte hab ich ihn auf der Stelle wiedererkannt.

Auch ich — und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Täuſchung aufs höchſte getrieben war. Wenn aber nun dieſer Sizilianer nach einigen wenigen verſtohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in ſein Gemälde eine Ähnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um ſo viel mehr der Ruſſe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vorteil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Doſe gemeint ſei? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sizilianer

anmerkte — daß das Charakteriſtiſche des Marquis in lauter ſolchen Geſichtszügen liegt, die ſich auch im Groben nachahmen laſſen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieſer ganzen Erſcheinung?

Aber der Inhalt ſeiner Worte? Der Aufſchluß über Ihren Freund?

Wie? Sagte uns denn der Sizilianer nicht, daß er aus dem wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geſchichte zuſammengeſetzt habe? Beweiſt dieſes nicht, wie natürlich gerade auf dieſe Erfindung zu fallen war? Überdies klangen die Antworten des Geiſts ſo orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerſpruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geiſt machte, Scharfſinn und Beſonnenheit beſaß und von den Umſtänden nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieſe Gaukelei nicht noch geführt werden können?

Aber überlegen Sie, gnädigſter Herr, wie weitläuftig die Anſtalten zu einem ſo zuſammengeſetzten Betrug von ſeiten des Armeniers hätten ſein müſſen! Wieviele Zeit dazu gehört haben würde! Wieviele Zeit nur, einen menſchlichen Kopf einem andern ſo getreu nachzumalen, als hier vorausgeſetzt wird! Wie viele Zeit, dieſen unterſchobenen Geiſt ſo gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrtum geſichert war! Wieviele Aufmerkſamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil ſie ſtören konnten, auf irgendeine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Ruſſe nicht über eine halbe Stunde abweſend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichſte war? — Wahrlich, gnädigſter Herr, ſelbſt nicht einmal ein dramatiſcher Schriftſteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten ſeines Ariſtoteles verlegen war, würde einem Zwiſchenakt ſo viel Handlung aufgelaſtet, noch ſeinem Parterre einen ſo ſtarken Glauben zugemutet haben.

Wie, Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?

In der Tat, rief ich, für so gut als unmöglich.

Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hilfe seiner vielleicht ebenso gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von niemand beobachtet, mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zustand bringen könne? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt zu glauben, daß er mit Hilfe weniger Worte, Befehle oder Winke seinen Helfershelfern weitläuftigte Aufträge geben, weitläuftige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen?

Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehn, daß sie weit über unsre Begriffe geht.

Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten, sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. Wie, lieber Graf? Wenn es sich zum Beispiel ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sizilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte.

Der Sizilianer, gnädigster Herr!

Und womit beweiſen Sie mir denn, daß der Sizilianer an dem zweiten Geſpenſte nicht eben ſo vielen Anteil gehabt habe als an dem erſten?

Wie, gnädigſter Herr?

Daß er nicht der vornehmſte Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beide nicht miteinander unter einer Decke liegen?

Das möchte ſchwer zu erweiſen ſein, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

Nicht ſo ſchwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß ſich dieſe beiden Menſchen in einem ſo ſeltſamen, ſo verwickelten Anſchlag auf dieſelbe Perſon, zu derſelben Zeit und an demſelben Orte begegneten, daß ſich unter ihren beiderſeitigen Operationen eine ſo einſtimmige Harmonie, ein ſo durchdachtes Einverſtändnis fände, daß einer dem andern gleichſam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe ſich des gröbern Gaukelſpiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er ſchuf ſich einen Hektor, um ſein Achilles zu ſein. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeſchickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuſpähen; um ſich durch dieſen Verſuch, der unbeſchadet ſeines übrigen Planes verunglücken konnte, mit ſeinem Subjekte zu familiariſieren; kurz, um ſein Inſtrument damit anzuſpielen. Setzen Sie, er habe es getan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf einer Seite vorſätzlich aufforderte und wach erhielt, ſie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einſchlummern zu laſſen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünſchte, daß ſie auf Rechnung des Taſchenſpielers geſchrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen.

Wie meinen Sie das?

Laſſen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute beſtochen, um durch ihn gewiſſe geheime Nachrichten und — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten, die zu ſeinem Zwecke

dienen. Ich vermiſſe meinen Jäger. Was hindert mich zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieſes Menſchen mit im Spiele ſei? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter dieſe Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Anſehen ſcheitert, wenn ich die Quellen ſeiner Allwiſſenheit entdecke. Er ſchiebt alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſein und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdecken mag, ſo wird mein Verdacht auf niemand anders als dieſen Gaukler fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm zugute kommen, wird der Sizilianer ſeinen Namen geben. Dieſes war die Puppe, mit der er mich ſpielen läßt, während daß er ſelbſt, unbeobachtet und unverdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet.

Sehr gut! Aber wie läßt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Täuſchung zerſtören hilft und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt profanen Augen preisgibt?

Was ſind es für Geheimniſſe, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverläſſig, die er Luſt hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat alſo durch ihre Profanation nichts verloren — aber wieviel hat er im Gegenteil gewonnen, wenn dieſer vermeintliche Triumph über Betrug und Taſchenſpielerei mich ſicher und zuverſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbeſtimmt umherſchweifenden Argwohn auf Gegenſtänden zu fixieren, die von dem eigentlichen Ort des Angriffs am weitſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich früher oder ſpäter aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antrieb den Schlüſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte er Beßres tun, als daß er ſie ſelbſt nebeneinander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab und, indem er der letztern eine künſtliche Grenze ſetzte,

meine Begriffe von den erstern desto mehr erhöhete oder verwirrte. Wieviele Mutmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!

So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaupt sinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.

Er hat sich in mir vielleicht geirret — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig räsonnieret. Konnte er voraussehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtnis bleiben würde, welches der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plan, daß mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blößen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sizilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreiertone vorposaunen sollte — daß er uns jene Märchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirne kann dieser Charlatan behaupten, daß sein Wundertäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unsrer Mitte gesehen?

Das ist wahr, rief ich. Das muß er vergessen haben!

Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, daß sie solche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel alles verschlimmern, was ein bescheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte.

Ich kann es demohngeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für nichts mehr, als ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sizilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſo weit treiben laſſe, ſo kann die Kunſt des Akteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

Was das anbetrifft, Freund — ich habe Richard den Dritten von Garrick geſehen — und waren wir in dieſem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſrige übermeiſterte? Überdies iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſo wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann als die Überraſchung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermutete Erſcheinung der Häſcher —

Ebendieſe, gnädigſter Herr — gut, daß Sie mich daran erinnern — würde er es wohl gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloßzuſtellen? Die Treue ſeiner Kreatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wieviel wird es ihm wohl koſten, dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn? Und in der Tat hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in dieſem Stück nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſei.

Und zu welchem Ende fragen Sie? Auf welchem andern Weg als auf dieſem gewaltſamen konnte er dem Sizilianer eine ſo unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfodern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer als ein verzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?

Alles zugegeben, Prinz, ſagte ich endlich. Beide Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſein, dieſer Sizilianer ſoll uns meinethalben nur ein Märchen aufgeheftet haben, das ihn ſein Prinzipal einlernen ließ, beide ſollen zu einem Zweck, miteinander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändnis ſollen alle jenen wunderbaren Zufälle ſich erklären laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeiung auf dem Markusplatz, das erſte Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichtsdeſtoweniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüſſel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflöſung dieſes einzigen verzweifeln?

Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf, gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. Sagen Sie, was beweiſen alle jenen Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taſchenſpiel darunter war? Jene Prophezeiung — ich bekenn es Ihnen — geht über alle meine Faſſungskraft. Stünde ſie einzeln da, hätte der Armenier ſeine Rolle mit ihr beſchloſſen, wie er ſie damit eröffnete — ich geſtehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit ſie mich noch hätte führen können. In dieſer niedrigen Geſellſchaft iſt ſie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird ſie aufklären oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er ſeine Hand auf die meinige legte und eine ſehr ernſthafte Miene annahm), ein Menſch, dem höhere Kräfte zu Gebote ſtehen, wird keines Gaukelſpiels bedürfen, oder er wird es verachten.

So endigte ſich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher

geſetzt habe, weil ſie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu beſiegen waren; und weil ſie, wie ich hoffe, ſein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er ſich blind und unbeſonnen in die Schlinge geſtürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O*** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf ſeine Schwachheit herabſehen und im ſtolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft ſich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden dieſe erſte Probe ſo männlich beſtanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieſer glücklichen Vorbereitung demohngeachtet fallen ſieht, wenn man den ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen entfernteſter Annäherung ihn ſein guter Genius warnte, nichtsdeſtoweniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, ſo wird man weniger über ſeine Torheit ſpotten, als über die Größe des Bubenſtücks erſtaunen, dem eine ſo wohlverteidigte Vernunft erlag. Weltliche Rückſichten können an meinem Zeugniſſe keinen Anteil haben, denn er, der es mir danken ſoll, iſt nicht mehr. Sein ſchreckliches Schickſal iſt geendigt, längſt hat ſich ſeine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor den auch bald die meinige treten wird — aber — man verzeihe mir die Träne, die dem Andenken meines teuerſten Freunds unfreiwillig fällt — aber zur Steuer der Gerechtigkeit ſchreib ich es nieder: Er war ein edler Menſch, und gewiß wär er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen erſteigen zu wollen ſich betören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach dieſen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von O*** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüt des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die teils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalles war, teils auch durch den Zuſammenfluß mehrerer zufälliger Umſtände hervor-

gebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede ſtrengere Prüfung ſeines Glaubens vermieden und ſich damit begnügt, die rohen und ſinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die beſſern Ideen, die ſich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen oder mit dieſen auszugleichen, ohne die Fundamente ſeines Glaubens zu unterſuchen. Religionsgegenſtände überhaupt, geſtand er mir mehrmals, ſeien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen ſeinen Fuß ſetze, und man tue nicht beſſer, man gehe mit ehrerbietiger Reſignation daran vorüber, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, in ſeinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtiſche Erziehung war die Quelle dieſer Furcht; dieſe hatte ſeinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er ſich während ſeines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöſe Melancholie war eine Erbkrankheit in ſeiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und ſeinen Brüdern geben ließ, war dieſer Dispoſition angemeſſen, die Menſchen, denen man ſie anvertraute, aus dieſem Geſichtspunkte gewählt, alſo entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geiſteszwange zu erſticken, war das einzige Mittel, ſich der höchſten Zufriedenheit der fürſtlichen Eltern zu verſichern. Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſers Prinzen; ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft zuerſt bemächtigte und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende Ergebung. Auf allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtand ihm die Religion im Wege; mit allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hing, lag ſie im Streite, er lernte ſie

nie als eine Wohltat, nur als eine Geißel ſeiner Leidenſchaften kennen. So entbrannte allmählich eine ſtille Indignation gegen ſie in ſeinem Herzen, welche mit einem reſpektvollen Glauben und blinder Furcht in ſeinem Kopf und Herzen die bizarreſte Miſchung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, einem ſo ſtrengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm wie ein leibeigener Sklave ſeinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl ſeiner Knechtſchaft herumträgt. Ebendarum, weil er dem Glauben ſeiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entſagt, weil er nicht abgewartet hatte, bis ſeine reife gereinigte Vernunft ſich gemächlich davon abgelöſt hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entſprungen war, auf den die Eigentumsrechte ſeines Herrn immer noch fortdauern — ſo mußte er auch nach noch ſo großen Diſtraktionen immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entſprungen, und ebendarum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der ſie entdeckte und zu gebrauchen verſtand.

Die Geſtändniſſe des Sizilianers ließen in ſeinem Gemüt wichtigere Folgen zurück, als dieſer ganze Gegenſtand wert war, und der kleine Sieg, den ſeine Vernunft über dieſe ſchwache Täuſchung davongetragen, hatte die Zuverſicht zu ſeiner Vernunft überhaupt erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, dieſen Betrug aufzulöſen, ſchien ihn ſelbſt überraſcht zu haben; in dieſem Kopfe hatten ſich Wahrheit und Irrtum noch nicht ſo genau voneinander geſondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechſeln, daher kam es, daß der Schlag, der ſeinen Glauben an Wunder ſtürzte, das ganze Gebäude ſeines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier wie einem unerfahrenen Menſchen, der in der Freundſchaft oder Liebe hintergangen worden, weil er ſchlecht gewählt hatte, und der nun ſeinen Glauben an dieſe Empfindungen überhaupt ſinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für weſentliche Kennzeichen der-

ſelben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er ſich die Wahrheit unglücklicherweiſe durch gleich ſchlechte Gründe bewieſen hatte.

Dieſer vermeintliche Triumph gefiel ihm um ſo mehr, je ſchwerer der Druck geweſen, wovon er ihn zu befreien ſchien. Von dieſem Zeitpunkt an regte ſich eine Zweifelſucht in ihm, die auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Es halfen mehrere Dinge zuſammen, ihn in dieſer Gemütslage zu erhalten und noch mehr darin zu befeſtigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf und mußte einer zerſtreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerkſamkeiten, die er erwidern mußte, Etikette, die er ſeinem Rang ſchuldig war, riſſen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand ſowohl als ſeine perſönlichen Eigenſchaften öffneten ihm die geiſtvollſten Zirkel in Venedig; bald ſah er ſich mit den hellſten Köpfen der Republik, Gelehrten ſowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem ſein Geiſt ſich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armut und Beſchränktheit ſeiner Begriffe wahrzunehmen und das Bedürfnis höherer Bildung zu fühlen. Die altmodiſche Form ſeines Geiſtes, von ſo vielen Vorzügen ſie auch begleitet war, ſtand mit den gangbaren Begriffen der Geſellſchaft in einem nachteiligen Kontraſt, und ſeine Fremdheit in den bekannteſten Dingen ſetzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er ſo ſehr als das Lächerliche. Das ungünſtige Vorurteil, das auf ſeinem Geburtslande haftete, ſchien ihm eine Aufforderung zu ſein, es in ſeiner Perſon zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in ſeinem Charakter, daß ihn jede Aufmerkſamkeit verdroß, die er ſeinem Stande und nicht ſeinem perſönlichen Wert danken zu müſſen glaubte. Vorzüglich empfand er dieſe Demütigung in Gegenwart ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt glänzten und durch perſönliche Verdienſte gleichſam über ihre Geburt triumphierten. In

einer ſolchen Geſellſchaft ſich als Prinz unterſchieden zu ſehen, war jederzeit eine tiefe Beſchämung für ihn, weil er unglücklicherweiſe glaubte, durch dieſen Namen ſchon von jeder Konkurrenz ausgeſchloſſen zu ſein. Alles dieſes zuſammengenommen, überführte ihn von der Notwendigkeit, ſeinem Geiſt die Bildung zu geben, die er bisher verabſäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er ſo weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernſte Lektüre, der er ſich nun mit allem dem Ernſte hingab, womit er alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die ſchlimme Hand, die bei der Wahl dieſer Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweiſe immer auf ſolche ſtoßen, bei denen ſeine Vernunft und ſein Herz wenig gebeſſert war. Und auch hier waltete ſein Lieblingshang vor, der ihn immer zu allem, was nicht begriffen werden ſoll, mit unwiderſtehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung ſtand, hatte er Aufmerkſamkeit und Gedächtnis; ſeine Vernunft und ſein Herz blieben leer, während ſich dieſe Fächer ſeines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Stil des einen riß ſeine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern ſeine Vernunft verſtrickten. Beiden wurde es leicht, ſich einen Geiſt zu unterjochen, der ein Raub eines jeden war, der ſich ihm mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenſchaft fortgeſetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohltätigen Begriff bereichert, wohl aber ſeinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei dieſem Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu ſeinem Herzen fanden. Daß ich es kurz ſage — er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeiſt.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewiſſe geſchloſſene Geſellſchaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln vernünftigen Geiſtes-

freiheit die zügelloſeſte Lizenz der Meinungen wie der Sitten begünſtigte. Da ſie unter ihren Mitgliedern viele Geiſtliche zählte und ſogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, ſo wurde der Prinz um ſo leichter bewogen, ſich darin einführen zu laſſen. Gewiſſe gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnte nirgends beſſer aufgehoben ſein als in den Händen ſolcher Perſonen, die ihr Stand ſchon zur Mäßigung verpflichtete und die den Vorteil hatten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geiſts und der Sitten bei Perſonen dieſes Standes ebendarum weiter um ſich greift, weil ſie hier einen Zügel weniger findet. Und dieſes war der Fall bei dem Bucentauro, deſſen mehreſte Mitglieder durch eine verdammliche Philoſophie und durch Sitten, die einer ſolchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, ſondern ſelbſt die Menſchheit beſchimpften. Die Geſellſchaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innerſten Heiligtums nie gewürdigt habe. Jeder, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, mußte, wenigſtens ſolange er ihr lebte, ſeinen Rang, ſeine Nation, ſeine Religionspartei, kurz alle konventionelle Unterſcheidungszeichen ablegen und ſich in einen gewiſſen Stand univerſeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der Tat ſtreng, weil nur Vorzüge des Geiſtes einen Weg dazu bahnten. Die Geſellſchaft rühmte ſich des feinſten Tons und des ausgebildetſten Geſchmacks, und in dieſem Rufe ſtand ſie auch wirklich in ganz Venedig.

Dieſes ſowohl als der Schein von Gleichheit, der darin herrſchte, zog den Prinzen unwiderſtehlich an. Ein geiſtvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beſte aus der gelehrten und politiſchen Welt, das hier, wie in ſeinem Mittelpunkte, zuſammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieſer Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geiſt des Inſtituts durch die Maske hindurch ſichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf ſeiner Hut zu

ſein, war der Rückweg gefährlich, und falſche Scham ſowohl als Sorge für ſeine Sicherheit zwangen ihn, ſein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber ſchon durch bloße Vertraulichkeit mit dieſer Menſchenklaſſe und ihren Geſinnungen, wenn ſie ihn auch nicht zur Nachahmung hinriſſen, ging die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verloren. Seine durch ſo wenig gründliche Kenntniſſe unterſtützte Vernunft konnte ohne fremde Beihilfe die feinen Trugſchlüſſe nicht löſen, womit man ſie hier verſtrickt hatte, und unvermerkt hatte dieſes ſchreckliche Korroſiv alles — beinahe alles verzehrt, worauf ſeine Moralität ruhen ſollte. Die natürlichen und notwendigen Stützen ſeiner Glückſeligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entſcheidenden Augenblick verließen und ihn dadurch zwangen, ſich an den erſten beſten willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zu rechter Zeit von dieſem Abgrund zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erſt lange nachher bekannt worden bin, als das Übel ſchon geſchehen war, ſo hatte mich ſchon zu Anfang dieſer Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrene Menſchen, denen es ſowohl an der Einſicht in das Übel als an Anſehen bei dem Prinzen fehlte. Den andern, die ſich in der Folge ſeines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu tun, ihn immer tiefer darein zu verſenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da ſchon alles!

Der Einfluß dieſer neuen Philoſophie zeigte ſich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zuſehends in Venedig Glück machte und neue Freunde ſich erwarb, deſto mehr fing er an, bei ſeinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger, auch ſahen wir uns ſeltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie

wurde ſeine Schwelle leer, wenn er zu Hauſe war. Eine Luſtbarkeit drängte die andre, ein Feſt das andre, eine Glückſeligkeit die andre. Er war die Schöne, um welche alles buhlt, der König und der Gott aller Zirkel. So ſchwer er ſich in der vorigen Stille ſeines beſchränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, ſo leicht fand er ihn nunmehr zu ſeinem Erſtaunen. Es kam ihm alles ſo entgegen, alles war trefflich, was von ſeinen Lippen kam, und wenn er ſchwieg, ſo war es ein Raub an der Geſellſchaft. Man verſtand die Kunſt, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichſam abzulöſen und durch eine feine Nachhilfe ihn ſelbſt damit zu überraſchen. Auch machte ihn dieſes ihn überall verfolgende Glück, dieſes allgemeine Gelingen wirklich zu etwas mehr als er in der Tat war, weil es ihm Mut und Zuverſicht zu ſich ſelbſt gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von ſeinem eignen Wert erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttiſche Verehrung, die man ſeinem Geiſt widerfahren ließ, die ihm ohne dieſes vergrößerte und gewiſſermaßen gegründete Selbſtgefühl notwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber war dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im ſtillen ſagte — ein Tribut, der ihm von Rechts wegen gebührte. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſein, hätte man ihn zu Atem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eigenen Wert mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz war ein fortdaurender Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hatte, deſto mehr hatte er zu tun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten; dieſe immerwährende Anſpannung verzehrte ihn langſam, ſelbſt aus ſeinem Schlaf war die Ruhe geflohen. Man hatte ſeine Blößen durchſchaut und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es ſeine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopf geworden war. Ernſthafte Empfindungen

und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenſtände ſeines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines Herzens die Taumeleien ſeines Kopfes bekämpfte, ſo war mehr Bitterkeit als fröhlicher Mut in ſeinem Witze. Sein Naturell fing an, ſich zu ändern, Launen ſtellten ſich ein. Die ſchönſte Zierde ſeines Charakters, ſeine Beſcheidenheit, verſchwand; Schmeichler hatten ſein treffliches Herz vergiftet. Die ſchonende Delikateſſe des Umgangs, die es ſeine Kavaliers ſonſt ganz vergeſſen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt einem gebieteriſchen entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hauſe doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Geſellſchaft nicht hatten angehen dürfen, ſo ſahen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders als finſter, mürriſch und unglücklich, während daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. Mit teilnehmendem Leiden ſahen wir ihn auf dieſer gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft nicht mehr und war jetzt auch noch zu glücklich, um ſie zu verſtehen.

Schon in den erſten Zeiten dieſer Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souveräns, die ich auch dem feurigſten Intereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande gelöſt, die ihn an

mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Teilnehmung erweckt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch aufs gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jetzt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge dieſer Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron v. F*** an meiner Statt aufzuführen und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Erſter Brief.

5. Mai 17 —

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubnis erteilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeins meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen — was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt, und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihm die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir teilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechzehn Jahre ſinds, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte, und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden.

Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm geſehen, wie in einem heitern Sonnenſcheine hab ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und alles dies ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt und hat unſerm Zirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zuſammen ſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſt dauern ſoll, wenig voneinander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht; ſeit zehen Tagen iſt der Prinz kaum zu Atem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich ſehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil der ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte, und bei dem beſondern Verhältnis, das zwiſchen beiden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſein glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des *** Ordens hier, wobei er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie ſich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Korreſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben,

ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Äußre, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur (vergönnen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt und eine alles niederſprechende Beredſamkeit. Wer könnte bei ſo glänzenden Eigenſchaften einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille, wortarme und gründliche Wert unſers Prinzen neben dieſer ſchreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſrer innern Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſre Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken und dergleichen mehr. — Alles geht jetzt ins Große. Sie haben während Ihres Hierſeins über Aufwand geklagt — jetzt ſollten Sie erſt ſehen!

Unſre Lage iſt noch die alte — außer daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, womöglich noch einſilbiger und froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn jetzt außer dem An- und Auskleiden wenig haben. Unter dem Vorwand, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehreſten Geſellſchaften auszuſchließen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung antut; aber ich glaube, das Wahre davon einzuſehen: er ſchämt ſich unſrer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jetzt faſt ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jägers, in ſeine Dienſte nahm, und der ihm jetzt bei dieſer neuen Lebensart ganz unentbehrlich geworden iſt. Der Menſch kennt alles in Venedig, und alles weiß er zu gebrauchen. Es iſt nicht anders, als wenn er tauſend Augen hätte, tauſend Hände in Bewegung ſetzen könnte.

Er bewerkſtellige dieſes mit Hilfe der Gondoliers, ſagt er. Dem Prinzen kommt er dadurch ungemein zuſtatten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Geſichtern bekannt macht, die dieſem in ſeinen Geſellſchaften vorkommen, und die geheime Notizen, die er gibt, hat er immer richtig befunden. Dabei ſpricht und ſchreibt er das Italieniſche und das Franzöſiſche vortrefflich, wodurch er ſich auch bereits zum Sekretär des Prinzen aufgeſchwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menſchen dieſes Standes in der Tat ſelten iſt. Neulich ließ ein angeſehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör anſuchen. Der Gegenſtand war eine Beſchwerde über Biondello. Der Prokurator, ſein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger geweſen ſein mochte, hatte mit ſeinen Verwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft gelebt, die ihn auch wo möglich noch überleben ſollte. Sein ganzes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle ſeine Geheimniſſe niederzulegen pflegte; dieſer mußte ihm noch am Todbette angeloben, ſie heilig zu bewahren und zum Vorteil der Verwandten niemals Gebrauch davon zu machen; ein anſehnliches Legat ſollte ihn für dieſe Verſchwiegenheit belohnen. Als man ſein Teſtament eröffnete und ſeine Papiere durchſuchte, fanden ſich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufſchluß geben konnte. Dieſer leugnete hartnäckig, daß er etwas wiſſe, ließ den Erben das ſehr beträchtliche Legat und behielt ſeine Geheimniſſe. Große Erbietungen wurden ihm von ſeiten der Verwandten getan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil ſie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er ſich bei dem Prinzen in Dienſte. An dieſen wandte ſich nun der Haupterbe, dieſer Kaufmann, und tat noch größere Erbietungen, als die ſchon geſchehen waren, wenn Biondello ſeinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürſprache des Prinzen war umſonſt. Dieſem geſtand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimniſſe anvertraut wären, er leugnete auch nicht, daß der Verſtorbene im Haß gegen

ſeine Familie vielleicht zu weit gegangen ſei, aber, ſetzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohltäter, und im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit ſtarb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um ſo weniger darf ich ſeine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß dieſe Eröffnungen dem Andenken ſeines verſtorbenen Herrn nicht ſehr zur Ehre gereichen dürften. Iſt das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht ſehr darauf beharrte, ihn in einer ſo löblichen Geſinnung wankend zu machen. Dieſe ſeltene Treue, die er gegen einen Toten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebſter Freund. Wie ſehne ich mich nach dem ſtillen Leben zurücke, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns ſo angenehm entſchädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig ſind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das nämliche wahr iſt. Das Element, worin er jetzt lebt, iſt dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich ſein kann, oder eine ſechzehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt ich doch nicht gedacht, daß unſer Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut ſein würde! Er hat einem Menſchen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgeſöhnt.

Der Prinz ließ ſich neulich bei ſpäter Nacht aus dem Bucentauro nach Hauſe tragen, zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz ſieht ſich genötigt, den Reſt des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abge-

legene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tagesanbruch war, ſo brannten die Lampen dunkel oder waren ſchon ausgegangen. Eine Viertelſtunde mochte man gegangen ſein, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt ſei. Die Ähnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuſcht, und anſtatt in St. Markus überzuſetzen, befand man ſich im Seſtiere von Kaſtello. Es war in einer der abgelegenſten Gaſſen und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um ſich in einer Hauptſtraße zu orientieren. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gaſſe ein Mordgeſchrei erſchallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entſchloſſenen Mut, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher dieſe Stimme erſchallte. Drei fürchterliche Kerls ſind eben im Begriff, einen vierten niederzuſtoßen, der ſich mit ſeinem Begleiter nur noch ſchwach verteidigt; der Prinz erſcheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen beſtürzt die Mörder, die ſich an einem ſo abgelegnen Ort auf keine Überraſchung verſehen hatten, daß ſie nach einigen leichten Dolchſtichen von ihrem Manne ablaſſen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erſchöpft, ſinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; ſein Begleiter entdeckt dieſem, daß er den Marcheſe von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marcheſe viel Blut verlor, ſo machte Biondello, ſo gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Palaſt ſeines Oheims geſchafft wurde, der am nächſten gelegen war, und wohin er ihn ſelbſt begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille und ohne ſich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondelli erkannt hatte, ward er verraten. Gleich den folgenden Morgen erſchien der Kardinal, eine alte Bekanntſchaft aus dem Bucentauro. Der Beſuch dauerte eine Stunde; der Kardinal war in großer Bewegung, als ſie her-

auskamen, Tränen ſtanden in ſeinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch denſelben Abend wurde bei dem Kranken ein Beſuch abgeſtattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beſte verſichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unſicher gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit dieſem Vorfall verſtrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hauſe des Kardinals Beſuche gegeben oder empfangen hätte, und eine ſtarke Freundſchaft fängt an, ſich zwiſchen ihm und dieſem Hauſe zu bilden.

Der Kardinal iſt ein ehrwürdiger Sechziger, majeſtätiſch von Anſehn, voll Heiterkeit und friſcher Geſundheit. Man hält ihn für einen der reichſten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen ſoll er noch ſehr jugendlich verwalten und bei einer vernünftigen Sparſamkeit keine Weltfreude verſchmähen. Dieſer Neffe iſt ſein einziger Erbe, der aber mit ſeinem Oheim nicht immer im beſten Vernehmen ſtehen ſoll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens iſt, ſo ſoll doch die Aufführung des Neffen auch die höchſte Toleranz erſchöpfen. Seine freien Grundſätze und ſeine zügelloſe Lebensart, unglücklicherweiſe durch alles unterſtützt, was Laſter ſchmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch dieſen letzten Angriff ſoll er ſich, wie man laut behauptet, durch eine Intrige zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des ***ſchen Geſandten angeſponnen hatte. Anderer ſchlimmer Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Anſehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieſes abgerechnet, wäre letzterer der beneidetſte Mann in ganz Italien, weil er alles beſitzt, was das Leben wünſchenswürdig machen kann. Mit dieſem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle ſeine Gaben zurücke und vergällt ihm den Genuß ſeines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle dieſe Nachrichten habe ich von Biondello. In dieſem

Menſchen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er ſich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir ein neues Talent an ihm. Neulich hatte ſich der Prinz erhitzt und konnte nicht einſchlafen. Das Nachtlicht war ausgelöſcht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hauſe bei einer Operiſtin ſchlafen gegangen war. Der Prinz entſchließt ſich alſo, ſelbſt aufzuſtehen und einen ſeiner Leute zu errufen. Er iſt noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Muſik entgegenſchallt. Er geht wie bezaubert dem Schall nach und findet Biondello auf ſeinem Zimmer auf der Flöte blaſend, ſeine Kameraden um ihn her. Er will ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht trauen und befiehlt ihm, fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporiert dieſer nun dasſelbe ſchmelzende Adagio mit den glücklichſten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuoſen. Der Prinz, der ein Kenner iſt, wie Sie wiſſen, behauptet, daß er ſich getroſt in der beſten Kapelle hören laſſen dürfe.

Ich muß dieſen Menſchen entlaſſen, ſagte er mir den Morgen darauf, ich bin unvermögend, ihn nach Verdienſt zu belohnen. Biondello, der dieſe Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigſter Herr, ſagte er, wenn Sie das tun, ſo rauben Sie mir meine beſte Belohnung.

Du biſt zu etwas Beſſerm beſtimmt als zu dienen, ſagte mein Herr. Ich darf dir nicht vor deinem Glücke ſein.

Dringen Sie mir doch kein andres Glück auf, gnädigſter Herr, als das ich mir ſelbſt gewählt habe.

Und ein ſolches Talent zu vernachläſſigen. — Nein! Ich darf es nicht zugeben.

So erlauben Sie mir, gnädigſter Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch ſogleich die Anſtalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer, zunächſt am Schlafgemach ſeines Herrn, wo er ihn mit Muſik in den Schlummer wiegen und mit Muſik

daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, dieſe zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponieren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nötig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächſtens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch ſein möge, es iſt ihm zum voraus gewährt.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marcheſe von Civitella, der von ſeinen Wunden nun ganz wieder hergeſtellt iſt, hat ſich vorige Woche durch ſeinen Onkel, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen laſſen, und ſeit dieſem Tage folgt er ihm wie ſein Schatten. Von dieſem Marcheſe hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit geſagt, wenigſtens hat er ſie weit übertrieben. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch von Anſehn und unwiderſtehlich im Umgang. Es iſt nicht möglich, ihm gram zu ſein, der erſte Anblick hat mich erobert. Denken Sie ſich die bezauberndſte Figur, mit Würde und Anmut getragen, ein Geſicht voll Geiſt und Seele, eine offne einladende Miene, einen einſchmeichelnden Ton der Stimme, die fließendſte Beredſamkeit, die blühendſte Jugend mit allen Grazien der feinſten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringſchätzigen Stolz, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili ſo unerträglich fällt. Alles an ihm atmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausſchweifungen muß man mir weit übertrieben haben, nie ſah ich ein vollkommeneres, ſchöneres Bild der Geſundheit. Wenn er wirklich ſo ſchlimm iſt,

als mir Biondello ſagt, ſo iſt es eine Sirene, der kein Menſch widerſtehen kann.

Gegen mich war er gleich ſehr offen. Er geſtand mir mit der angenehmſten Treuherzigkeit, daß er nicht am beſten bei ſeinem Onkel angeſchrieben ſtehe und es wohl auch verdient haben möge. Er ſei aber ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern, und das Verdienſt davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er durch dieſen mit ſeinem Onkel wieder ausgeſöhnt zu werden, weil der Prinz alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und beides hoffe er, ſich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient ſich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn und behandelt ihn mit der Wachſamkeit und Strenge eines Mentors. Aber ebendieſes Verhältnis gibt auch ihm gewiſſe Rechte an den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bei allen Partien, an denen der Prinz teilnimmt, für den Bucentauro iſt er — und das iſt ſein Glück! bis jetzt nur zu jung geweſen. Überall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen und auf ſich zu ziehen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk aufbehalten ſei. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt möchte ſich vielmehr wenden und der Führer bei ſeinem Zögling in die Schule gehn, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz von **d** iſt nun abgereiſt und zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich vorausgeſagt habe, liebſter O***, iſt auch richtig eingetroffen. Bei ſo entgegengeſetzten Charakteren, bei ſo unvermeidlichen Kolliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, das unſern Prinzen in Gefahr ſetzte, die Hälfte ſeiner bisherigen Be-

wunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vorteil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebote ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte und an der Spitze einer Partei prangte, die ſeiner würdig war. Das Vernünftigſte wäre freilich wohl geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Wettkampf einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dies gewiß die Partei geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu können. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Wert bei ihm erlangt, und hätte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entſchluß, als für ein Geſtändnis ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen vernachläſſigter, ſchneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn mit ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren und ſich auf dem ſchlüpfrigen Platz zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden, daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Konzerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerei bald auch der beiderſeitigen Suite und Dienerſchaft mitteilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre noch weit wachſamer zu halten pflegt als ihre Herrſchaft, ſo mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freigebigkeit zu Hilfe kommen. Eine ganze lange Kette von Arm-

ſeligkeiten, alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun los, aber was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft; was er durch eine weiſe Ökonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin, wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jetzt auf das ſorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

Möchte indes aller dieſer Aufwand gemacht ſein, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich als jetzt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andre, die ihn immer tiefer hineinreißt. Ich ſehe nicht, wie das noch werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andre Rettung — wir müſſen fort aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch tun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringenden Bedürfnis zum erſtenmal ausgeblieben, und wir waren in die Notwendigkeit geſetzt, unſre Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimnis gern etwas teurer bezahlt. Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfalle iſt, daß er unſre Abreiſe verzögert.

Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biondellos Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh ich etwas davon ahndete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preßte mir das Herz und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmut im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

F***! fing er an. Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden.

Ich ſchwieg.

Warum antworten Sie mir nicht? — Seh ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? Und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt Wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchweigen.

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

Ich weiß, fuhr er fort, daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O***?

Der Graf von O*** hat mir nichts geſchrieben.

Nichts? Warum wollen Sie es leugnen? Sie haben Herzensergießungen zuſammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mirs immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen.

Der Graf von O***, ſagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

Ich habe unrecht getan, fuhr er fort. Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend) ich hätte das nicht tun ſollen?

Ich ſehe wohl ein, daß dies notwendig war.

Ich hätte mich nicht in die Notwendigkeit ſetzen ſollen?

Ich ſchwieg.

Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über das hinauswagen ſollen und darüber zum Greis werden, wie ich zum Mann geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumſchaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich ſpringt — weil ich —

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab ich nichts mehr zu ſagen — dann ſind die Erfahrungen, die er Ihnen verſchafft haben wird, noch mit dreimal ſoviel nicht zu teuer erkauft. Es tat mir wehe, ich geſtehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, die nur für Ihr eigenes Herz gehört, die Frage, wie Sie glücklich ſein ſollen, zu entſcheiden haben ſollte.

Wohl Ihnen, daß Sie verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſein. Was ſind wir anders als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſre Amme und Erzieherin in der Kindheit, unſre Geſetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unſre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den unterſten Klaſſen iſt beſſer daran als wir, denn ſein Schickſal hat ihm doch eine

Philoſophie ſeines Schickſals geſchaffen. Ein Fürſt, der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prieſter, der das Daſein eines Gottes leugnet.

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtnis herausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt und hunderttauſend Toren von euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gerne ganz ſein, was er iſt, und unſre Exiſtenz iſt nun einmal, glücklich ſcheinen. Weil wir es nicht ſein können auf eure Weiſe, ſollen wir es darum gar nicht ſein? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuß hintergehen, nicht von ebender Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?

Sonſt fanden Sie dieſe in Ihrem Herzen.

Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchneidende Sichel in meinem Gehirn hin und her fährt und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſeligkeit zerſchneidet?

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung.

Wenn alles vor mir und hinter mir verſinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei wie ein Reich der Verſteinerung hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daſeins ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich

dieſes magre Geſchenk der Zeit, feurig und unerſättlich wie einen Freund, den ich zum letzten Male ſehe, in meine Arme ſchließe? Wenn ich mit dieſem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit ſeiner Tiare? — O ich hab ihn ſchätzen lernen den Augenblick! Der Augenblick iſt unſre Mutter, und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut — O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſein werden wie ich? — Iſt nicht alles Flucht um mich herum? Alles ſtößt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeins einen Tropfen eilends zu trinken und lechzend davonzugehn. Jetzt in dem Augenblick, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an meine Verweſung angewieſen. Zeigen Sie mir ein Weſen, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſein.

Was hat denn die wohltätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —

Dienen! Dienen gewiß, ſo gewiß als der unbedeutendſte Mauerſtein der Symmetrie des Palaſtes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitbefragtes, mitgenießendes Weſen? Lieblicher gutherziger Wahn des Menſchen! Deine Kräfte willſt du ihr widmen? Kannſt du ſie ihr denn weigern? Was du biſt und was du beſitzeſt, biſt du ja nur, beſitzeſt du nur für ſie. Haſt du gegeben, was du geben kannſt und was du allein ihr geben konnteſt, ſo biſt du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit ſpricht dir das Urteil, und ſie iſt es auch, die es vollziehet. Aber wer iſt denn dieſe Natur, dieſe Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte ſie wie der Griechen Saturn ihre eigenen Kinder verzehren, wäre ſie ſelbſt nur, überlebte ſie auch nur die vergangene Sekunde! —

Ein unermeßlicher Baum ſteht ſie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in ſeinen Röhren, Jahrtauſende und die Nationen, die darin Geräuſch machten, fallen wie welke Blüten, wie verdorrte Blätter von ſeinen Zweigen, die er mit innrer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannſt du von ihr verlangen, was ſie ſelbſt nicht beſitzet? Du eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläſt, deines Daſeins Spur darin zu ſichern verlangen?

Dieſe troſtloſe Behauptung widerlegt ſchon die Weltgeſchichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Ariſtides haben ihre Werke überdauert.

Und der nützliche Mann, der den Pflug zuſammenſetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht *gerecht* iſt? Sie leben in der Geſchichte wie Mumien im Balſam, um mit ihrer Geſchichte etwas ſpäter zu vergehen.

Und dieſer Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Notwendigkeit *verſchwenden*? Durfte in der Kraft *etwas* ſein, dem nichts in der Wirkung entſpräche?

O in dieſer Wirkung eben liegt alles. Verſchwenden? Steigt nicht auch der Waſſerſtrahl in der Kaskade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum ſchleudern könnte? Aber ſchon im erſten Moment ſeines Aufſprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tauſend Luftſäulen auf ihn, die ihn früher oder ſpäter in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben? — Um ſo *ſpät* zu fallen, mußte er mit dieſer üppigen Kraft aufſteigen — gerade eine elaſtiſche Kraft, wie der Trieb zur Unſterblichkeit, gehörte dazu, wenn ſich die Menſchenerſcheinung gegen die herandrückende Notwendigkeit Raum machen ſollte. Ich gebe mich überwunden, liebſter Freund, wenn Sie mir dartun, daß dieſer Trieb zur Unſterblichkeit im Menſchen nicht ebenſo vollkommen mit dem zeitlichen Zweck ſeines Daſeins aufgehe als ſeine ſinnlichſten Triebe. Freilich verführt uns unſer

Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Notwendigkeit haben, gegen ſie ſelbſt anzuwenden, aber hätten wir wohl dieſen Stolz, wenn ſie nicht auch von ihm Vorteile zöge? Wäre ſie ein vernünftiges Weſen, ſie müßte ſich unſrer Philoſophien ohngefähr ebenſo freuen, wie ſich ein weiſer Feldherr an dem Mutwillen ſeiner kriegeriſchen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verſpricht.

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre tot, und die Teile lebten? Der Zweck wäre ſo gemein und die Mittel ſo edel?

Zweck überhaupt hätten wir nie ſagen ſollen. Um in Ihre Vorſtellungsart einzutreten, entlehne ich dieſen Begriff von der moraliſchen Welt, weil wir hier gewohnt ſind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele ſelbſt geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre innern Wirkungen aber in äußere übergehen, ſo kehrt ſich dieſe Ordnung um, und das Mittel verhält ſich zu dem Zwecke wie die Urſache zu ihrer Wirkung. In dieſem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieſes Ausdrucks bedienen, der aber auf unſere jetzige Unterſuchung keinen ſtörenden Einfluß haben darf. Setzen Sie ſtatt Mittel und Zweck Urſache und Wirkung — wo bleibt der Unterſchied von Gemein und Edel? Was kann an der Urſache edel ſein, als daß ſie ihre Wirkung erfüllet? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältnis, in welchem ein Gegenſtand gegen ein gewiſſes Prinzipium in unſerer Seele ſtehet — es iſt alſo ein Begriff, der nur innerhalb unſrer Seele, nicht außerhalb derſelben anzuwenden iſt. Sehen Sie aber, wie Sie ſchon als erwieſen annehmen, was wir erſt durch unſre Schlüſſe herausbringen ſollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegenſatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Weſen ſchon als den Mittelpunkt vorausſetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, ſo wird dieſe Rangordnung verſchwinden, der Ge-

danke ist Wirkung und Ursache der Bewegung und ein Glied der Notwendigkeit wie der Pulsschlag, der ihn begleitet.

Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur einmal diese Ordnung umkehren und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?

Lassen Sie uns doch versuchen. Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nötig waren, wie Licht und Schall nötig waren, so mußten Wesen vorhanden sein, die diesem besonderen Geschäfte zugebildet waren, so wie Äther und Luft gerade so und nicht anders beschaffen sein mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu sein, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existieren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruhet; was also bei Luft und Äther, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Prinzipium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ohngefähr ebenso verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das bloß organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkend empfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen.

Ganz richtig.

Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit geraten. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Zentrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie

ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieſes Zentrum müſſen ſich alle Tätigkeiten dieſes Weſens mit einem Zwange neigen, wie ſie ihn in der phyſiſchen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieſes Weſen iſt auf die Art in ſich ſelbſt gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch dieſen Fall zu ſeinem Zentrum dazu gebildet, ebenſo wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hierher ſcheint ſie ſich ſelbſt ganz vergeſſen zu haben.

Aber wir haben gehört, daß dieſes Weſen nur vorhanden iſt, um die moraliſchen Erſcheinungen hervorzubringen, deren ſie bedurfte; die Freiheit dieſes Weſens oder ſein Vermögen, ſich ſelbſt zu bewegen, mußte alſo dem Zweck unterworfen werden, zu welchem ſie es beſtimmte. Wollte ſie alſo über die Wirkungen Meiſter bleiben, die es leiſtete, ſo mußte ſie ſich des Prinzipiums bemächtigen, wornach ſich das moraliſche Weſen beweget. Was konnte ſie daher anders tun, als ihren Zweck mit dieſem Weſen an das Prinzipium anſchließen, wodurch es regiert wird, oder mit andern Worten, ſeine zweckmäßige Tätigkeit zur notwendigen Bedingung ſeiner Glückſeligkeit machen?

Das begreif ich.

Erfüllt alſo das moraliſche Weſen die Bedingungen ſeiner Glückſeligkeit, ſo tritt es ebendadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch dieſen abgeſonderten Plan entzogen zu ſein ſchien, ebenſo wie der Erdkörper durch den Fall ſeiner Teile zu ihrem Zentrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beſchreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt alſo das moraliſche Weſen jedesmal nur die Verhältniſſe ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dem Zuſtande ſeiner höchſten Vollkommenheit, welcher einerlei iſt mit dem Zwecke der Natur. Dieſen Weiſer hat und bedarf das organiſche Weſen nicht, weil es ſich durch ſich ſelbſt dem Zuſtand ſeiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes alſo hat vor dieſem den Genuß ſeiner Voll-

kommenheit, das iſt Glückſeligkeit voraus, mit dieſer aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elaſtiſche Kugel das Bewußtſein ihres Zuſtandes, ſo würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, ſie ſchmerzen, ſo würde ſie mit einem Gefühle von Wolluſt zu ihrer ſchönſten Ründung zurückkehren.

Ihre elaſtiſche Kraft dient ihr ſtatt jenes Gefühles.

Aber ebenſowenig Ähnlichkeit die ſchnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens oder die kubiſche Form eines Salzes mit ſeinem bittern Geſchmacke hat, ebenſowenig Ähnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückſeligkeit nennen, mit dem Zuſtand unſrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man ſagen, ſeien durch eine ebenſo willkürliche Koexiſtenz miteinander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrloſen Handlung.

So ſcheint es.

Der Menſch alſo brauchte kein Mitwiſſer des Zwecks zu ſein, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Prinzipium wiſſen als dem, wodurch er in ſeiner kleinen Welt ſich regiert, mochte er ſogar im lieblichen, ſelbſtgefälligen Wahn die Verhältniſſe dieſer ſeiner kleinen Welt der großen Natur als Geſetze unterlegen — dadurch, daß er ſeiner Struktur dienet, ſind ihre Zwecke mit ihm geſichert.

Und kann etwas vortrefflicher ſein, als daß alle Teile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß ſie ihrem eignen getreu bleiben, daß ſie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, ſondern daß ſie es müſſen. Dieſe Vorſtellung iſt ſo ſchön, ſo hinreißend, daß man ſchon dadurch allein bewogen wird —

Sie einem Geiſte zu gönnen, wollen Sie ſagen? weil der ſelbſtſüchtige Menſch ſeinem Geſchlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer ſo gern in ſeiner Familie

haben möchte. Geben Sie dem Kriſtalle das Vermögen der Vorſtellung, ſein höchſter Weltplan wird Kriſtalliſation, ſeine Gottheit die ſchönſte Form von Kriſtall ſein. Und mußte dies nicht ſo ſein? Hielt nicht jede einzelne Waſſerkugel ſo getreu und feſt an ihrem Mittelpunkte, ſo würde ſich nie ein Weltmeer bewegt haben.

Aber wiſſen Sie auch, gnädigſter Prinz, daß Sie bisher nur gegen ſich ſelbſt bewieſen haben? Wenn es wahr iſt, wie Sie ſagen, daß der Menſch nicht aus ſeinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung den Gang der Natur zu beſtimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel feſtſetzen zu wollen, nach der ſie handelt?

Nichts weniger. Ich beſtimme nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menſchen mit ihr verwechſelt haben, was ſie aus ihrer eignen Bruſt genommen und durch prahleriſche Titel aufgeſchminkt haben. Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als zwei ſchwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menſchlichen Lebens herunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen ſtehen mit der Fackel davor und raten und raten, was etwa dahinter ſein möchte. Viele ſehen ihren eigenen Schatten, die Geſtalten ihrer Leidenſchaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft ſich bewegen und fahren ſchaudernd vor ihrem eigenen Bilde zuſammen. Dichter, Philoſophen und Staatenſtifter haben ſie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finſterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuſchte die Perſpektive. Auch manche Gaukler nutzten dieſe allgemeine Neugier und ſetzten durch ſeltſame Vermummungen die geſpannten Phantaſien in Erſtaunen. Eine tiefe Stille herrſcht hinter dieſer Decke, keiner, der einmal dahinter iſt, antwortet hinter ihr hervor; alles, was man hörte, war ein hohler Widerhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieſe Decke müſſen alle, und mit Schaudern faſſen ſie ſie an,

ungewiß, wer wohl dahinter ſtehe und ſie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß dieſe Decke die Menſchen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter ſei; aber um ſie zu überweiſen, ſchickte man ſie eilig dahinter.

Ein raſcher Schluß war es immer, wenn ſie keinen beſſern Grund hatten, als weil ſie nichts ſahen.

Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beſcheide mich gern nicht hinter dieſe Decke blicken zu wollen — und das Weiſeſte wird doch wohl ſein, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe und mein ganzes Sein in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachläſſigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daſeins nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nichts nachhelfen, ich weiß aber und glaube feſt, daß ich einen ſolchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, iſt mir deſto heiliger — es iſt alles, was mein iſt, meine Moralität nämlich, meine Glückſeligkeit. Alles übrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen verſiegelten Brief an den Ort ſeiner Beſtimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei ſein — er hat nichts als ſein Botenlohn dabei zu verdienen.

O wie arm laſſen Sie mich ſtehn?

Aber wohin haben wir uns verirret? rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tiſch ſah, wo die Rollen lagen. Und doch nicht ſo ſehr verirret! ſetzte er hinzu — denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieſer neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht ſo ſchnell von dem eingebildeten Reichtum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückſeligkeit

nicht ſo ſchnell von dem lieblichen Traume ablöſen, mit welchem alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, ſo feſt verſchlungen war. Ich ſehnte mich nach dem Leichtſinne, der das Daſein der mehreſten Menſchen um mich her ſo erträglich macht. Alles, was mich mir ſelbſt entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören.

Ich konnte das Geſpräch noch nicht abgebrochen ſehen.

Gnädigſter Prinz, fing ich von neuem an, hab ich Sie auch recht verſtanden? Der letzte Zweck des Menſchen iſt nicht im Menſchen, ſondern außer ihm? Er iſt nur um ſeiner Folgen willen vorhanden.

Laſſen Sie uns dieſen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt.

Sagen Sie, er iſt da, weil die Urſachen ſeines Daſeins da waren und weil ſeine Wirkungen exiſtieren oder, welches ebenſoviel ſagt, weil die Urſachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Urſache haben müſſen.

Wenn ich ihm alſo einen Wert beilegen will, ſo kann ich dieſen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Urſache er iſt?

Nach der Menge ſeiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil ſie eine größre Menge von Wirkungen nach ſich ziehet. Der Menſch hat keinen andern Wert als ſeine Wirkungen.

Derjenige Menſch alſo, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten iſt, wäre der vortrefflichere Menſch?

Unwiderſprechlich.

Wie? So iſt zwiſchen dem Guten und Schlimmen kein Unterſchied mehr! So iſt die moraliſche Schönheit verloren!

Das fürcht ich nicht. Wäre das, ſo wollte ich ſogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moraliſchen Unterſchiedes iſt mir eine weit wichtigere Inſtanz als meine Vernunft — und

nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich ſie mit jenem unvertilgbarem Gefühle übereinſtimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige beruht auf ihrer eigenen Achſe.

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigſten Rollen durch die mittelmäßigſten Spieler geſpielt werden, daß die Natur die heilſamſten Revolutionen durch die ſchädlichſten Subjekte vollbringt. Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb ſind ſo wirkſame Diener des Univerſums als Gewitter, Erdbeben, Vulkane koſtbare Werkzeuge der phyſiſchen Natur. Ein Deſpot auf dem Thron, der jede Stunde ſeiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre alſo ein weit würdigeres Glied ihrer Schöpfung als der Feldbauer in ſeinen Ländern, weil er ein wirkſameres iſt — ja was das Traurigſte iſt, er wäre eben durch das vortrefflicher, was ihn zum Gegenſtande unſers Abſcheues macht, durch die größre Summe ſeiner Taten, die alle fluchwürdig ſind — er hätte in ebendem Grade einen größern Anſpruch auf den Namen eines vortrefflichen Menſchen, als er unter die Menſchheit herabſinkt. Laſter und Tugend —

Sehen Sie, rief der Prinz mit Verdruſſe, wie Sie ſich von der Oberfläche hintergehen laſſen und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüſtendes Leben ein tätiges Leben ſei? Der Deſpot iſt das unnützlichſte Geſchöpf in ſeinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die tätigſten Kräfte bindet und die ſchöpferiſche Freude erſtickt. Sein ganzes Daſein iſt eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelſte, heiligſte Leben greift und die Freiheit des Denkens zerſtöret — hunderttauſend tätige Menſchen erſetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüſteten. Wie können Sie dieſe Geſchöpfe und Schöpfer der Verweſung durch Vergleichung mit jenen wohltätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!

Ich geſtehe die Schwäche meines Einwurfs — aber ſetzen wir

anſtatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, ſo können Sie doch nicht leugnen, daß dieſer in ſeiner Monarchie wirkſamer ſei, als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Tätigkeit, deren er fähig iſt. Das Glück iſt es alſo doch, was nach Ihrem Syſteme die Grade der Vortrefflichkeit beſtimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken verteilet!

Der Thron wäre alſo nach Ihrer Meinung vorzugsweiſe eine ſolche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regieret, was tut der Philoſoph in ſeinen Reichen?

Er denkt.

Und was tut der König, wenn er regieret?

Er denkt.

Und wenn der wachſame Philoſoph ſchläft, was tut der wachſame König?

Er ſchläft.

Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon ſtehe in einer Bauerſtube, die andre ſoll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Geſellſchaft leuchten. Was werden ſie beide?

Sie werden leuchten. Aber ebendas ſpricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechſelte man ihre Beſtimmung, ſo würde niemand einen Unterſchied merken. Warum ſoll die eine darum vortrefflicher ſein, weil der Zufall ſie begünſtigte, in einem glänzenden Saal Pracht und Schönheit zu zeigen, warum ſoll die andre ſchlechter ſein, weil der Zufall ſie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armut und Kummer ſichtbar zu machen? Und doch folgte dies notwendig aus Ihrer Behauptung?

Beide ſind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleiſtet?

Wie iſt das möglich? Da die in dem weiten Saale ſo viel mehr Licht ausgegoſſen hat als die andre? Da ſie ſo viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andre?

Erwägen Sie nur, daß hier nur von der erſten Wirkung die

Rede iſt, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächſtfolgende Wirkung gehört der nächſtvorhergegangenen Urſache; nur ſo viele Teile der Lichtmaterie, als ſie unmittelbar berührte, ſetzte die brennende Kerze in Schwung. Und was ſollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Zentralpunkt nicht gleichviel Strahlen ziehen? Ebenſoviel aus Ihrem Augenſterne als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie ſich doch, die großen Maſſen, die der Verſtand nur als ſolche Ganze zuſammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als ſolche exiſtierende Ganze vorauszuſetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Turm in die Luft ſprengt und hundert Häuſer verſchüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.

Sehr gut, aber —

Wenden wir dieſes auf moraliſche Handlungen an. Wir gehen ſpazieren und zwei Bettler ſollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt ſich von dem Gelde und begeht in dieſem Zuſtande eine Mordtat, der Ihrige kauft einem ſterbenden Vater eine Stärkung und friſtet ihm damit das Leben. Ich hätte alſo durch ebendie Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubet? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner Tat hörte mit ihrer Unmittelbarkeit, ſo wie die Ihrige, auf, meine Wirkung zu ſein.

Wenn aber mein Verſtand dieſe Folgenreihe überſiehet und nur dieſe Überſicht mich zu der Tat beſtimmt — wenn ich dem Bettler dieſes Geld gab, um einem ſterbenden Vater das Leben damit zu friſten, ſo ſind doch alle dieſe Folgen mein, wenn ſie ſo eintreffen, wie ich ſie mir dachte.

Nichts weniger. Vergeſſen Sie nur nie, daß eine Urſache nur eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldſtück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dies iſt von dieſer ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. ſ. f. — Sie ſcheinen verwundert. Sie

glauben, daß ich Paradoxe behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht miteinander verständigen, aber wir wollen es lieber durch unsre Schlüsse finden.

Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl, folgt, daß eine gute Tat an ihrer schlimmen Wirkung nicht schuld ist und eine schlimme Tat nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte ist.

Eine solche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innre Ursache oder den Willen wird sich eine Reihe gleichgültiger einschieben, wenn es auch nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moralisch einerlei d. i. gleichgültig sind. — Und wer wird dieses leugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung.

Recht, aber die Motive —

Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?

Aus Vorstellungen.

Und was nennen Sie Vorstellungen?

Innre Handlungen oder Tätigkeiten des denkenden Wesens, die äußern Tätigkeiten korrespondieren.

Eine moralische Handlung ist also eine Folge innrer Tätigkeiten, welche äußern Veränderungen korrespondieren?

Ganz richtig.

Wenn ich also sage, die Begebenheit A B C ist eine moralische Handlung, so heißt dies soviel als der Reihe äußrer Veränderungen, welche diese Begebenheit A B C ausmachen, ist eine Reihe innrer Veränderungen a b c vorhergegangen?

So iſt es.

Die Handlungen a b c waren alſo bereits beſchloſſen als die Handlungen A B C anfingen.

Notwendig.

Wenn alſo A B C auch nicht angefangen hätte, ſo wäre a b c darum nicht weniger geweſen. War nun die Moralität in a b c enthalten, ſo blieb ſie auch, wenn wir A B C ganz vertilgen.

Ich verſtehe Sie, gnädigſter Herr — und ſo wäre dasjenige, was ich für das erſte Glied in der Kette gehalten, das letzte darin geweſen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moraliſche Handlung ſchon ganz vorbei, ſchon ihr ganzer Wert oder Unwert entſchieden.

So mein ichs. Trafen die Folgen ein, wie Sie ſie dachten, d. i. folgte A B C auf a b c, ſo war es nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In dieſem äußern Strome hat der Menſch nichts mehr zu ſagen, ihm gehört nichts als ſeine eigene Seele. Sie ſehen daraus aufs neue, daß der Monarch nichts dem Privatmanne voraus hat, denn auch er iſt ſowenig Herr jenes Stromes als dieſer; auch bei ihm iſt das ganze Gebiet ſeiner Wirkſamkeit bloß innerhalb ſeiner eigenen Seele.

Aber dadurch wird nichts verändert, gnädigſter Herr; denn auch die böſe Handlung hat ihre Motive wie die gute d. i. ihre innern Tätigkeiten, und nur um dieſer Motive willen nennen wir ſie ja böſe. Setzen Sie alſo den Zweck und den Wert des Menſchen in die Summe ſeiner Tätigkeiten, ſo ſehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus ſeinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

Laſſen Sie uns hören. Schlimm oder gut, ſind wir übereingekommen, ſeien Prädikate, die eine Handlung erſt in der Seele erlange.

Das iſt erwieſen.

Laſſen wir alſo zwiſchen die äußere Welt und das denkende Weſen eine Scheidewand fallen, ſo erſcheint uns die nämliche

Handlung außerhalb derſelben gleichgültig, innerhalb derſelben nennen wir ſie ſchlimm oder gut.

Richtig.

Moralität iſt alſo eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, ſo wie z. B. die Ehre eine Beziehung iſt, die dem Menſchen nur innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen kann.

Ganz recht.

Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, ſo erſcheint ſie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Geſetzen müſſen wir ſie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelbſt hat, aus welchem alles fließt, was es gibt, gegen welchen alles ſtrömt, was es empfänget. Dieſer Mittelpunkt oder dieſes Prinzipium iſt, wie wir vorhin übereingekommen ſind, nichts anders als der inwohnende Trieb, alle ſeine Kräfte zum Wirken zu bringen oder, was ebenſoviel ſagt, zur höchſten Kundmachung ſeiner Exiſtenz zu gelangen. In dieſen Zuſtand ſetzen wir die Vollkommenheit des moraliſchen Weſens, ſo wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Teile, woraus der Künſtler ſie zuſammenſetzte, der Wirkung entſprechen, um derentwillen er ſie zuſammenſetzte, wie wir ein muſikaliſches Inſtrument vollkommen nennen, wenn alle Teile desſelben an ſeiner höchſten Wirkung den höchſten Anteil nehmen, deſſen ſie fähig und um deſſentwillen ſie vereinigt ſind. Das Verhältnis nun, in welchem die Tätigkeiten des moraliſchen Weſens zu dieſem Prinzipium ſtehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung iſt moraliſch gut oder moraliſch böſe, je nachdem ſie ſich jenem nähert oder von ihm entfernet, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?

Vollkommen.

Da nun jenes Prinzipium kein andres iſt als die vollſtändigſte Tätigkeit aller Kräfte im Menſchen, ſo iſt eine gute Hand-

lung, wobei mehr Kräfte tätig waren, eine ſchlimme, wobei weniger tätig waren?

Hier, gnädigſter Herr, laſſen Sie uns innehalten. Dieſem nach käme eine kleine Wohltat, die ich reiche, in der moraliſchen Rangordnung ſehr tief unter das jahrlange Komplott der Bartholomäusnacht zu ſtehen oder die Verſchwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. Wann werd ich Ihnen doch begreiflich machen können, fing er an, daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zuſammen, was zuſammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttauſenden? — und von hunderttauſend mangelhaften, gegen welche Ihre kleine Wohltat noch immer im Vorteile ſtehet. Der Trieb der Menſchenliebe ſchlief bei allen, der bei der Ihrigen tätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?

Eine gute Handlung ſei, wobei mehr Kräfte tätig waren, und umgekehrt.

Und dadurch alſo, daß weniger Kräfte bei ihr tätig waren, wird eine ſchlimme Handlung ſchlimm, und ſo umgekehrt?

Ganz begreiflich.

Bei einer ſchlimmen Handlung wird alſo nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?

So iſts.

Ich kann alſo nicht ſagen, es gehörte ein böſes Herz dazu, dieſe Tat zu begehen, ſowenig als ich ſagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, dieſen Stein aufzuheben?

Sehr wahr. Ich ſollte vielmehr ſagen, es mußte ſoviel gutes Herz fehlen, um dieſe Tat zu begehen.

Laſter iſt alſo nur die Abweſenheit von Tugend, Torheit die Abweſenheit von Verſtand, ein Begriff ohngefähr wie Schatten oder Stille?

Ganz richtig.

Sowenig alſo als man logiſch-richtig ſagen kann, es iſt Leere,

Stille, Finſternis vorhanden, ſowenig gibt es ein Laſter im Menſchen und überhaupt alſo in der ganzen moraliſchen Welt?

Das iſt einleuchtend.

Wenn es alſo kein Laſter im Menſchen gibt, ſo iſt alles, was in ihm tätig iſt, Tugend, d. i. es iſt gut, ebenſo wie alles tönt, was nicht ſtill iſt, alles Licht hat, was nicht im Schatten ſteht?

Das folgt.

Jede Handlung alſo, die der Menſch begeht, iſt alſo dadurch, daß es eine Handlung iſt, etwas Gutes?

Nach allem Vorhergegangenen.

Und wenn wir eine ſchlimme Handlung von einem Menſchen ſehen, ſo iſt dieſe Handlung gerade das einzige Gute, was wir in dieſem Augenblick an ihm bemerken.

Das klingt ſonderbar.

Laſſen Sie uns ein Gleichnis zu Hilfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, neblichten Wintertag einen traurigen Anblick? Iſt es darum, weil wir eine Schneelandſchaft an ſich ſelbſt widrig finden? Nichts weniger, könnte man ſie in den Sommer verpflanzen, ſie würde ſeine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieſer Schnee und dieſer Nebelduft nicht da ſein könnten, wenn eine Sonne geſchienen hätte, ſie zu zerteilen, weil ſie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar ſind. Der Winter iſt uns alſo ein Übel, nicht weil ihm alle Genüſſe mangeln, ſondern weil er größere ausſchließt.

Vollkommen anſchaulich.

Ebenſo mit moraliſchen Weſen. Wir verachten einen Menſchen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht weil uns der wirkſame Trieb der Selbſterhaltung mißfiele, ſondern weil er dieſem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenſchaft des *Mutes* beſeſſen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die Liſt des Räubers bewundern, der mich beſtiehlt, aber ihn ſelbſt nenne ich laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der *Gerechtigkeit* mangelt. So kann mich eine

Unternehmung in Erſtaunen ſetzen, die der Ausbruch einer jahrelang verhaltenen tätigen Rachſucht iſt, aber ich nenne ſie verabſcheuungswürdig, weil ſie mir einen Menſchen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne ſeinen Mitmenſchen zu lieben. Ich ſchreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil ſo viele Leben hier verweſen — Peſt und Erdbeben hätten noch mehr tun können, ohne mich gegen ſich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunſt, den Heldenmut nicht vortrefflich fände, die dieſe Krieger zu Boden ſtreckten — ſondern weil mir dieſer Anblick ſo viele tauſend Menſchen ins Gedächtnis bringt, denen die Menſchlichkeit fehlte.

Vortrefflich.

Dasſelbe gilt von den Graden der Moralität. Eine ſehr künſtliche, ſehr fein erſonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Mut ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an ſich, das ſchwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man ſo viele große und ſchöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirkſam findet. Und doch nennen wir dieſe Handlung ſchlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geiſt und ſtrafen ſie ſtrenger, weil ſie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird ſie vollends noch an einem Wohltäter verübet, ſo empört ſie darum unſer ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu ſetzen, in dieſem Falle häufiger waren und wir alſo die Entdeckung, daß dieſer Trieb unwirkſam geblieben, häufiger dabei wiederholen.

Klar und einleuchtend.

Auf unſre Frage zurückzukommen. Sie geben mir alſo zu, daß es nicht die Tätigkeiten der Kräfte ſind, die das Laſter zum Laſter machen, ſondern ihre Untätigkeit.

Vollkommen.

Die Motive ſind aber ſolche Tätigkeiten; es iſt alſo unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen laſterhaft zu nennen.

Nichts weniger! Ihre Motive ſind das einzige Gute, das ſie hat, ſie iſt nur böſe um derjenigen willen, die ihr mangeln.

Unwiderſprechlich.

Aber wir hätten dieſen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Laſterhafte aus dieſen Motiven handeln, wenn ſie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein iſt es, was moraliſche Weſen in Bewegung ſetzt; und nur das Gute, wiſſen wir ja, kann Genuß gewähren.

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwiderſprechlich, daß zum Beiſpiel ein Menſch von hellem Geiſt und wohlwollendem Herzen nur darum ein beſſerer Menſch iſt als ein andrer von ebenſoviel Geiſt und einem minder wohltätigen Herzen, weil er ſich dem Maximum innrer Tätigkeit mehr nähert. Aber eine andre Bedenklichkeit ſteigt in mir auf. Geben Sie einem Menſchen die Eigenſchaften des Verſtandes, des Muts, der Tapferkeit und ſo fort in einem vorzüglich hohen Grade, und laſſen Sie ihm nur die einzige Eigenſchaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem andern vorziehen, der jene Eigenſchaften in einem niedrigern Grade, dies letztere aber in ſeinem größten Umfang beſitzet? Unſtreitig iſt jener ein weit tätigerer Menſch als dieſer, und da nach Ihnen die Tätigkeit der Kräfte den moraliſchen Preis beſtimmet, ſo würde alſo Ihr Urteil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichem Urteil der Menſchen in einem Widerſpruche ſich befinden.

Es würde ohnfehlbar ſehr übereinſtimmend damit ſein. Ein Menſch, deſſen Verſtandeskräfte in einem hohen Grade tätig ſind, wird ebenſo gewiß auch ein vortreffliches Herz beſitzen, als er das, was er an ſich ſelbſt liebet, an einem andern nicht haſſen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu ſtreiten ſcheint, ſo hat man entweder zu freigebig von ſeinem Verſtande oder von moraliſcher Güte zu eingeſchränkt geurteilt. Ein großer Geiſt mit einem empfindenden Herzen ſteht in der Ordnung der Weſen ebenſo hoch über dem geiſtreichen Böſewicht, als der Dummkopf mit

einem weichen, man ſagt beſſer weichlichen Herzen unter dieſem ſtehet.

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art iſt doch offenbar ein tätigeres Weſen als ein Alltagsmenſch mit phlegmatiſchem Blut und beſchränkten Sinnen?

Bei einem noch ſo phlegmatiſchen beſchränkten Alltagsmenſchen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er iſt ein Menſch in geſundem Schlafe; der Schwärmer iſt einem Phrenetiſchraſenden gleich, der ſich in wütenden Konvulſionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußerſten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menſchen in dem Mehr oder Weniger ſeiner innern Tätigkeit enthalten iſt.

Erinnern Sie ſich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir dieſe ganze Unterſuchung im geſchloſſenen Bezirk der menſchlichen Seele angeſtellt haben, daß wir ſie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und innerhalb dieſes nie überſchrittenen Kreiſes den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß ſeine Glückſeligkeit vollkommen mit ſeiner moraliſchen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm alſo für die letztere ebenſowenig etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erſt zu erreichende Vollkommenheit ebenſowenig ein Genuß voraus zugeteilt werden könne, als daß eine Roſe, die heute blühet, erſt im folgenden Jahre dadurch ſchön ſei, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erſt in das nächſtkommende Spiel ſeinen Mißlaut einmiſchen kann. Es wäre ebenſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in die andre fallen könnte. — Iſt Ihnen dieſes erwieſen?

Ich weiß nichts dagegen zu antworten.

Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und be-

ſchloſſen, wie das, welches wir zum Unterſchied davon das organiſche nennen, beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau, und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig iſt.

Dies iſt erwieſen.

Es umgebe mich alſo, was da wolle, der moraliſche Unterſchied bleibt.

Ich ahnde, wo Sie hinaus wollen, aber —

Es ſei alſo ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Perſönlichkeit, ein ewiger Fortſchritt — aus der moraliſchen Welt läßt ſich dieſes wenigſtens nicht mit größerer Bündigkeit erweiſen, als aus der phyſiſchen. Um vollkommen zu ſein, um glücklich zu ſein, bedarf das moraliſche Weſen keiner neuen Inſtanz mehr — und wenn es eine erwartet, ſo kann ſich dieſe Erwartung wenigſtens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für ſeine Vollkommenheit gleichviel ſein, ſo wie es der Roſe — um ſchön zu ſein — gleichviel ſein muß, ob ſie in einer Wüſte oder in fürſtlichen Gärten, ob dem Buſen eines lieblichen Mädchens oder dem zehrenden Wurm entgegenblühet.

Paßt dieſe Vergleichung?

Vollkommen; denn ich ſage hier ausdrücklich um ſchön zu ſein, dort um glücklich zu ſein — nicht um vorhanden zu ſein! Dies letzte gehört für eine neue Unterſuchung, und ich will das Geſpräch nicht verlängern.

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigſter Prinz. Sie haben — und mir deucht unumſtößlich — bewieſen, daß der Menſch nur moraliſch ſei, inſofern er in ſich ſelbſt tätig ſei — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer ſich zu wirken.

Sagen Sie, nur außer ſich wirkſam ſei, weil er Moralität hat. Ihre Damit verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden.

Hier kommt es auf eins. Es hieße alſo, daß er nur inſofern den Grund der meiſten Wirkungen außer ſich enthalte, inſofern er den höchſten Grad ſeiner Moralität erreiche. Und dieſen Beweis ſind Sie mir noch ſchuldig.

Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht ſelbſt führen? Der Zuſtand der höchſten innern Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, iſt es nicht derſelbe, in welchem er auch die Urſache der meiſten Wirkungen außer ſich ſein kann?

Sein kann, aber nicht ſein muß — denn haben Sie nicht ſelbſt zugeſtanden, daß eine unwirkſam gebliebene gute Tat ihrem moraliſchen Wert nichts benehme?

Nicht bloß zugeſtanden, ſondern als höchſt notwendig feſtgeſetzt! — Wie ſchwer ſind Sie doch von einer irrigen Vorſtellung zurückzubringen, die ſich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieſer anſcheinende Widerſpruch, daß die äußern Folgen einer moraliſchen Tat für ihren Wert höchſt gleichgültig ſeien, und daß der ganze Zweck ſeines Daſeins dennoch nur in ſeinen Folgen nach außen liege, verwirrt ſie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuoſe ſpiele vor einer zahlreichen aber rohen Geſellſchaft, ein Stümper komme dazwiſchen und entführe ihm ſeinen ganzen Hörſaal. — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?

Den Virtuoſen, verſteht ſich, denn derſelbe Künſtler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

Und würde er dieſes wohl, wenn er die Kunſt nicht beſäße, die damals verloren ging und die er damals übte?

Schwerlich.

Und wird ſein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?

Diejenige nicht, aber —

Aber vielleicht eine größre bei ſeinem größern Haufen, wollen Sie ſagen? Können Sie im Ernſte zweifelhaft ſein, ob ein Künſtler, der einen Kreis fühlender Menſchen und geiſtreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr getan habe, als jener

Stümper in ſeinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele ſich zu Taten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß ſie ſich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anſchloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufſetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menſchen machen — auch der Menſch, der ſeine moraliſche Krone verlor, wird noch wirken, ebenſo wie eine Frucht, an welcher die Fäulnis nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer ſein kann, aber ſie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.

Laſſen Sie aber jenen Künſtler in einer Wüſte ſpielen, dort leben und ſterben. Ich darf ſagen, ſeine Kunſt belohnt ihn; auch wo kein Ohr ſeine Töne auffängt, iſt er ſein eigner Hörer und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie ſeines Weſens. Dies dürfen Sie aber nicht ſagen. Ihr Künſtler muß Hörer haben, oder er iſt umſonſt dageweſen.

Ich verſtehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie ſtattfinden. Kein moraliſches Weſen iſt in einer Wüſte; wo es lebet und webet, berührt es ein umgrenzendes All. Die Wirkung, die es leiſtet, wär es auch nur dieſe einzige, wiſſen wir, konnte nur dieſes Weſen und kein anderes leiſten, und es konnte dieſe Wirkung nur vermöge ſeiner ganzen Beſchaffenheit leiſten. Wenn unſer Virtuoſe auch nur einmal zum Spielen gelangte, ſo geſtehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieſer Künſtler ſein mußte, der er war, daß er, um dieſes zu ſein, gerade durch ſo viele Grade der Übung und Kunſtfertigkeit gegangen ſein mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß alſo ſein ganzes vorhergegangenes Künſtlerleben an dieſem Augenblick des Triumphes teilnimmt. War jener erſte Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödſinnigen ſpielte? Seine erſte Tat war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erſcheinung in der Weltgeſchichte daſteht. Und ſo wäre es denkbar, daß meine Notwendigkeit oder Ihre Vorſehung einen

Menſchen ein ganzes Menſchenalter lang ſchweigend einer Tat zubereitet hätte, die ſie ihm erſt in ſeiner letzten Stunde abfordert.

So ſcheinbar dieſes klingt — mein Herz kann ſich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Beſtrebungen des Menſchen nur für ſeinen Einfluß in dieſer Zeitlichkeit arbeiten ſollen. Der große patriotiſche erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder geſtürzt wird, trägt alle ſeine erworbenen Kenntniſſe, ſeine geübten Kräfte, ſeine zeitigenden Plane in ſein vergeßnes Privatleben hinein, worin er ſtirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu ſetzen, die hinter ihm zuſammenſtürzt, die ſeine Nachfolger ganz von dem unterſten Steine wieder anfangen müſſen. Mußte er in funfzig Lebensjahren, mußte er während ſeiner anſtrengenden Reichsverwaltung nur für die untätige Stille ſeines Privatlebens ſammeln? Daß er durch dieſe Verwaltung ſeine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in dieſe Welt die ganze Beſtimmung des Menſchen erſchöpft, ſo muß ſein Daſein zugleich mit ſeiner Wirkung aufhören.

Ich verweiſe Sie an das ſprechende Beiſpiel der phyſiſchen Natur, von der Sie mir doch einräumen müſſen, daß ſie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die ſie mit ſo viel Kunſt und Sorgfalt zum künftigen Leben zuſammenſetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöſt, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum ſetzte ſie ſie zuſammen? In jedem Menſchenpaare ſchläft, wie in dem erſten, ein ganzes Menſchengeſchlecht, warum ließ ſie aus ſo viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß ſie auch dieſe verderbenden Keime verarbeitet, ſo gewiß werden auch moraliſche Weſen, bei denen ſie einen höhern Zweck zu verlaſſen ſchien, früher oder ſpäter in denſelbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie ſie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindiſche Anmaßung verraten. Oft, ſehen wir, läßt ſie den Faden einer

Tat, einer Begebenheit plötzlich fallen, den ſie drei Jahrtauſende nachher ebenſo plötzlich wieder aufnimmt, verſenkt in Kalabrien die Küſte und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um ſie vielleicht im dreißigſten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menſchenalter lang geſunde Nomadenhorden auf den tartariſchen Steppen, um ſie einſt dem ermattenden Süden als friſches Blut zuzuſenden, wie ſie auf ihrem phyſiſchen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küſten wirft, um vielleicht eine Inſel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an ſolchen Winken nicht ganz. Wie oft tut die Mäßigkeit eines Vaters, der längſt nicht mehr iſt, an einem genievollen Sohne Wunder, wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabſchrift zu verdienen, die in die Seele eines ſpäten Nachkömmlings einen Feuerſtrahl werfen ſoll! — Weil vor Jahrhunderten ein verſcheuchter Vogel auf ſeinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüſten Eiland eine Ernte — und ein moraliſcher Keim ging in einem ſo fruchtbaren Erdreich verloren!

O beſter Prinz! Ihre Beredſamkeit begeiſtert mich zum Kampfe gegen Sie ſelber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühlloſen Notwendigkeit gönnen und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen! Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Weſen — und dieſer unendliche Genuß, dieſes Mahl von Vollkommenheit, ſollte durch die ganze Ewigkeit leer ſtehen!

Sonderbar! ſagte der Prinz nach einer tiefen Stille. Worauf Sie und andere Ihre Hoffnungen gründen, ebendas hat die meinigen umgeſtürzt — ebendieſe geahndete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles ſo in ſich beſchloſſen, ſäh ich auch nur einen einzigen verunſtaltenden Splitter aus dieſem ſchönen Kreiſe herausragen, ſo würde mir das die Unſterblichkeit beweiſen. Aber alles, alles, was ich ſehe und bemerke, fällt zu dieſem ſichtbaren

Mittelpunkt zurück, und unſre edelſte Geiſtigkeit iſt eine ſo ganz unentbehrliche Maſchine, dieſes Rad der Vergänglichkeit zu treiben.

Ich begreife Sie nicht, gnädigſter Prinz. Ihre eigne Philoſophie ſpricht Ihnen das Urteil, wahrlich, Sie ſind dem reichen Manne gleich, der bei allen ſeinen Schätzen darbet. Sie geſtehen, daß der Menſch alles in ſich ſchließe, um glücklich zu ſein, daß er ſeine Glückſeligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er beſitzet, und Sie ſelbſt wollen die Quelle Ihres Unglücks außer ſich ſuchen. Sind Ihre Schlüſſe wahr, ſo iſt es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunſche über dieſen Ring hinausſtreben, in welchem Sie den Menſchen gefangen halten.

Das iſt eben das Schlimme, daß wir nur moraliſch vollkommen, nur glückſelig ſind, um brauchbar zu ſein, daß wir unſern Fleiß, aber nicht unſre Werke genießen. Hunderttauſend arbeitſame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zuſammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was iſt man dem Arbeiter ſchuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann oder nichts mehr für ihn zu arbeiten ſein wird? Was dem Menſchen, wenn er nicht mehr zu brauchen iſt?

Man wird ihn immer brauchen.

Auch immer als ein denkendes Weſen?

Hier unterbrach uns ein Beſuch — und ſpät genug, werden Sie denken. Verzeihung, liebſter O***, für dieſen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch ſeine Moralphiloſophie rechnen. Ich weiß, der Zuſtand ſeines Geiſtes iſt Ihnen wichtig, und ſeine Handlungen, weiß ich, ſind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum ſchrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieſer Unterredung im Gedächtnis geblieben iſt. Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch wie das heutige führen dürfte. Leben Sie wohl.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unſer Abſchied von Venedig nunmehr mit ſtarken Schritten herannaht, ſo ſollte dieſe Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verſchiebt. Beſonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Kana des Paul Veroneſe geſprochen, die auf der Inſel S. Georg in einem dortigen Benediktinerkloſter zu ſehen iſt. Erwarten Sie von mir keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Kunſtwerks, das mir im ganzen zwar einen ſehr überraſchenden, aber nicht ſehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten ſo viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Kompoſition von hundertundzwanzig Figuren zu umfaſſen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menſchliche Auge kann ein ſo zuſammengeſetztes Ganze umreichen und die ganze Schönheit, die der Künſtler darin verſchwendet hat, in einem Eindruck genießen! Schade iſt es indeſſen, daß ein Werk von dieſem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von jedermann genoſſen werden ſollte, keine beſſere Beſtimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieſes Kloſters verdient nicht weniger geſehen zu werden. Sie iſt eine der ſchönſten in dieſer Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überſetzen, um dort in den reizenden Gärten einen ſchönen Abend zu verleben. Die Geſellſchaft, die nicht ſehr groß war, zerſtreute ſich bald, und mich zog Civitella, der ſchon den ganzen Tag über Gelegenheit geſucht hatte, mich zu ſprechen, mit ſich in eine Boskage. Sie ſind der Freund des Prinzen, fing er an, vor dem er keine Geheimniſſe zu haben pflegt, wie ich von ſehr guter Hand weiß. Als ich heute in ſein Hotel trat, kam ein Mann heraus, deſſen Gewerbe mir bekannt iſt — und auf des Prinzen Stirne ſtanden

Wolken, als ich zu ihm hereintrat. — Ich wollte ihn unterbrechen — Sie können es nicht leugnen, fuhr er fort, ich kannte meinen Mann, ich hab ihn ſehr gut ins Auge gefaßt. — Und wär es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet ſind, und ſollte dahin gebracht ſein, in einem dringenden Falle ſich ſolcher Kreaturen zu bedienen? Seien Sie aufrichtig, Baron! — Iſt der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen ſich umſonſt, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, iſt mir bei meinem Manne gewiß, dem jedes Geheimnis feil iſt.

Herr Marcheſe —

Verzeihen Sie. Ich muß indiskret ſcheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank ich Leben und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich ſollte den Prinzen Schritte tun ſehen, die ihm koſten, die unter ſeiner Würde ſind, es ſtünde in meiner Macht, ſie ihm zu erſparen, und ich ſollte mich leidend dabei verhalten?

Der Prinz iſt nicht in Verlegenheit, ſagte ich. Einige Wechſel, die wir über Trient erwarteten, ſind uns unvermutet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen ſeiner Abreiſe, noch eine nähere Weiſung von ihm erwartete. Dies iſt nun geſchehen, und bis dahin —

Er ſchüttelte den Kopf. Verkennen Sie meine Abſicht nicht, ſagte er. Es kann hier nicht davon die Rede ſein, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichtümer meines Onkels dazu hinreichen? die Rede iſt davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu erſparen. Mein Oheim beſitzt ein großes Vermögen, worüber ich ſo gut als über mein Eigentum disponieren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen von allem, was in meiner Gewalt ſtehet, etwas nützlich werden kann. Ich weiß, fuhr er fort, was die Delikateſſe dem Prinzen auflegt — aber ſie iſt auch gegenſeitig — und es wäre großmütig von

dem Prinzen gehandelt, mir dieſe kleine Genugtuung zu gönnen, geſchäh es auch nur zum Scheine — um mir die Laſt von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen.

Er ließ nicht nach, bis ich ihm verſprochen hatte, mein Möglichſtes dabei zu tun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wolle er ſich von dem letztern gefallen laſſen, wiewohl er geſtand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf dem Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Geſprächs weit von der übrigen Geſellſchaft verloren und waren eben auf dem Rückweg, als Z*** uns entgegen kam.

Ich ſuche den Prinzen bei Ihnen — iſt er nicht hier? —

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermuteten ihn bei der übrigen Geſellſchaft zu finden —

Die Geſellſchaft iſt beiſammen, aber er iſt nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen iſt.

Hier erinnerte ſich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen ſein könnte, die anſtoßende ***Kirche zu beſuchen, auf die er ihn kurz vorher ſehr aufmerkſam gemacht hatte. Wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn dort aufzuſuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas haſtig aus einer Seitentüre, ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſuchten Biondello, den er herbeirief. Er ſchien ihm etwas ſehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Türe richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte ſchnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte ſich an uns vorbei durch die Menge und eilte zur Geſellſchaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beſchloſſen, in einem offenen Pavillon dieſes Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marcheſe ohne unſer Wiſſen ein kleines Konzert veranſtaltet hatte, das ganz auserleſen war. Beſonders ließ ſich eine junge Sängerin dabei hören, die uns alle

durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur entzückte. Auf den Prinzen ſchien nichts Eindruck zu machen, er ſprach wenig und antwortete zerſtreut, ſeine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu ſagen. Man ſprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die ſie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde geſehen. Wir merkten, daß unſre Fragen ihn beläſtigten und ſchwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam noch immer nicht. Des Prinzen Ungeduld ſtieg aufs höchſte; er hob die Tafel frühzeitig auf und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit ſtarken Schritten auf und nieder.

Niemand begriff, was ihm begegnet ſein mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu befragen; es iſt ſchon lange, daß ich mir die vorige Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit deſto mehr Ungeduld erwartete ich Biondellos Zurückkunft, der mir dieſes Rätſel aufklären ſollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wieder kam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, dieſen geſprächiger zu machen. Mißmutig trat er zur Geſellſchaft, die Gondel wurde beſtellt, und bald darauf fuhren wir nach Hauſe.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu ſprechen; ich mußte mich alſo mit meiner unbefriedigten Neugierde ſchlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlaſſen, aber tauſend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und nieder gehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Geſicht; wie ich aufſah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtand. Er könne nicht einſchlafen, ſagte er und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu

helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir zu bleiben und ſetzte ſich zu mir vor das Bette.

Es iſt mir heute etwas vorgekommen, fing er an, davon der Eindruck aus meinem Gemüte nie mehr verlöſchen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wiſſen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die ſchon von ferne meine Augen auf ſich gezogen hatte. Weil weder Sie noch er mir gleich zur Hand waren, ſo machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine ſchaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem ſchwülen blendenden Tageslicht ſo auf einmal hineintrat. Ich ſah mich einſam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabſtille herrſchte. Ich ſtellte mich in die Mitte des Doms und überließ mich der ganzen Fülle dieſes Eindrucks; allmählich traten die großen Verhältniſſe dieſes majeſtätiſchen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernſter ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte ſanft in dieſem Gewölbe wie in meiner Seele. Einige Altarſtücke hatten von weitem meine Aufmerkſamkeit erweckt; ich trat näher, ſie zu betrachten; unvermerkt hatte ich dieſe ganze Seite der Kirche bis zum entgegenſtehenden Ende durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleine Altäre und Statuen von Heiligen in Niſchen angebracht ſtehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nah an mir ein zartes Wiſpern, wie wenn jemand leiſe ſpricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Geſtalt in die Augen — — Nein! Ich kann ſie nicht nachſchildern, dieſe Geſtalt! — Schrecken war meine erſte Empfindung, die aber bald dem ſüßeſten Hinſtaunen Platz machte.

Und dieſe Geſtalt, gnädigſter Herr — wiſſen Sie auch gewiß, daß ſie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Geſicht Ihrer Phantaſie?

Hören Sie weiter. — Es war eine Dame — nein! Ich hatte bis auf dieſen Augenblick dies Geſchlecht nie geſehen! — Alles war düſter ringsherum, nur durch ein einziges Fenſter fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr als auf dieſer Geſtalt. Mit unausſprechlicher Anmut — halb kniend, halb liegend — war ſie vor einem Altar hingegoſſen — der gewagteſte, lieblichſte, gelungenſte Umriß, einzig und unnachahmlich, die ſchönſte Linie in der Natur. In ſchwarzen Mohr war ſie gekleidet, der ſich ſpannend um den reizendſten Leib, um die niedlichſten Arme ſchloß und in weiten Falten wie eine ſpaniſche Robe um ſie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar in zwei breite Flechten geſchlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Kruzifixe und ſanft hinſinkend ruhte ſie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmliſchſchöne Angeſicht zu beſchreiben, wo eine Engelſeele, wie auf ihrem Thronenſitz, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendſonne ſpielte darauf, und ihr luftiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben. Können Sie ſich die Madonna unſers Florentiners zurückrufen? — Hier war ſie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde ſo anziehend, ſo unwiderſtehlich fand.

(Mit der Madonna, von der der Prinz hier ſpricht, verhält es ſich ſo. Kurz nachdem Sie abgereiſt waren, lernte er einen florentiniſchen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entſinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andre Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Kornariſchen Palaſte beſtimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloiſe und eine faſt ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit und bei der höchſten Verſchiedenheit am Werte einander ſo gleich, daß es beinahe unmöglich war, ſich für eines von den dreien aus-

ſchließend zu entſcheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unſchlüſſig; man hatte ſie kaum vor ihm ausgeſtellt, als das Madonnaſtück ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künſtlers bewundert, bei dieſem vergaß er den Künſtler und ſeine Kunſt, um ganz im Anſchauen ſeines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte ſich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künſtler, dem man wohl anſah, daß er das Urteil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigenſinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen und forderte 1500 Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieſes einzige an — der Künſter beſtand auf ſeine Bedingung, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn ſich nicht ein entſchloſſenerer Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben ſie nicht mehr geſehen. Dieſes Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.)

Ich ſtand, fuhr er fort, ich ſtand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, ſie ließ ſich durch meine Dazwiſchenkunft nicht ſtören, ſo ganz war ſie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — ja, ich betete ſie an — Alle dieſe Bilder der Heiligen, dieſe Altäre, dieſe brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum erſtenmal ergriff michs, als ob ich in einem Heiligtum wäre. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich glaubte in dieſem Augenblicke felſenfeſt an den, den ihre ſchöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja ſeine Antwort in ihrem Auge. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel.

Sie ſtand auf, und jetzt erſt kam ich wieder zu mir ſelbſt. Mit ſchüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite, das Geräuſch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermutete Nähe eines Mannes mußte ſie überraſchen, meine Dreiſtigkeit konnte ſie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit ſie mich anſah. Ruhe, unausſprechliche Ruhe war darin,

und ein gütiges Lächeln ſpielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erſte glückliche Geſchöpf, das ſich ihrem Wohlwollen anbot. Sie ſchwebte noch auf der letzten Sproſſe des Gebets — ſie hatte die Erde noch nicht berühret.

In einer andern Ecke der Kapelle regte es ſich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchſtuhle aufſtand. Ich hatte ſie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, ſie hatte alle meine Bewegungen geſehen. Dies beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber.

Ich ſehe ſie den langen Kirchgang hinuntergehen. Die ſchöne Geſtalt iſt aufgerichtet — Welche liebliche Majeſtät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Weſen iſt es nicht mehr, neue Grazien, eine ganz neue Erſcheinung. Langſam gehen ſie hinab; ich folge von weitem und ſchüchtern, ungewiß, ob ich es wagen ſoll, ſie einzuholen? ob ich es nicht ſoll? — Wird ſie mir keinen Blick mehr ſchenken? Schenkte ſie mir einen Blick, da ſie an mir vorüberging und ich die Augen nicht zu ihr aufſchlagen konnte? — O wie beunruhigte mich dieſer Zweifel!

Sie ſtehen ſtille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle ſetzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was ſie ihr ſonſt war, bemerkt die Unordnung in den ſchönen Haaren und iſt geſchäftig, ſie zu verbeſſern, indem ſie ihr den Paraſol zu halten gibt. O wie viel Unordnung wünſcht ich dieſen Haaren und wie viel Ungeſchicklichkeit dieſen Händen! —

Die Toilette iſt gemacht, und man nähert ſich der Türe. Ich beſchleunige meine Schritte — eine Hälfte der Geſtalt verſchwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — ſie iſt weg — nein! ſie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar, ſie bückt ſich nieder, ſie aufzuheben — ſie ſieht noch einmal zurück und nach mir — wen ſonſt kann ihr Auge in dieſen toten Mauren ſuchen? Alſo war ich ihr kein fremdes Weſen mehr — auch mich hat ſie zurück-

gelaſſen, wie ihre Blume — Lieber F***, ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, wie kindiſch ich dieſen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal mein war!

Über das letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

Sonderbar, fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillſchweigen fort, kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwei ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir ebenſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, ſeit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet — dieſes lebendige mächtige Gefühl in mir: du kannſt nichts mehr lieben als das, und in dieſer Welt wird nichts anders mehr auf dich wirken!

Denken Sie nach, gnädigſter Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als dieſe Erſcheinung Sie überraſchte, und wie vieles zuſammenkam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen. Aus dem hellen blendenden Tageslicht, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in dieſer Nähe — von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie ſich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gerne zugebe, die durch eine vorteilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantaſie ſich etwas Idealiſches, etwas überirdiſch Vollkommenes daraus zuſammenſetzte.

Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſtellen könnte. Ganz und unver-

ändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts als dieſes Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

Muß es denn notwendig ein Name ſein, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher andre hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nie vorhanden, wie kann der Name früher da ſein als die Empfindung? Es iſt ein neues einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen und für dieſes Weſen nur möglich! — Liebe! Für der Liebe bin ich ſicher!

Sie verſchickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurücke?

Biondello hat nichts entdeckt — ſoviel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchtüre. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann, der eher einem hieſigen Bürger als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorüberging, und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bei dieſer Gelegenheit, ſagt Biondello, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin ſprach ſie einiges, das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſei Griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Kanal zu gehen hatten, ſo fing ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln, das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehn. Niemand kannte ſie — aber die Schönheit iſt eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanal der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, unterſagte ihm das Gedränge.

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wiederzuerkennen?

Den Gondolier getraut er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen und immer Sonnabends hier zeige und noch allemal ein Goldſtück unter ſie verteilt habe. Es war ein holländiſcher Dukaten, den er eingewechſelt und mir überbracht hat.

Eine Griechin alſo und von Stande, wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens und wohltätig. Das wäre fürs erſte genug, gnädigſter Herr — genug und faſt zuviel! Aber eine Griechin und in einer katholiſchen Kirche!

Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Überdies — etwas Geheimnisvolles iſt hier immer. — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in dieſe Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſein ſoll, wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dies entſcheiden. Aber bis dahin, liebſter Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Die Stunden gehen ihren gelaſſenen Schritt, und meine Seele glühet!

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt? — Wer ſie iſt! Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, machte mich glücklich, alſo weiß ich ja ſchon alles, was mich glücklich machen kann!

Und unſre Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

Konnte ich im voraus wiſſen, daß Venedig noch einen ſolchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſein will.

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit dem geſchwächten Zuſtand ſeiner Kaſſe durchaus nicht beſtehen könne, und daß, im Fall er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandenen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſein. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimnis geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden *** von ***, ausſchließend vor ſeinen übrigen Brüdern und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gerne bereit ſein würde zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche ließe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wiſſen, glaubt die großen Erſparniſſe, die ſie bei einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bei einem Bruder, deſſen weiſe Wohltätigkeit ſie kennt und den ſie enthuſiaſtiſch verehret. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen beiden ein ſehr genaues Verhältnis ſtattfindet, auch viele Briefe gewechſelt werden, aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf dieſe verborgene Hilfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimnis waren und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andre, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich nach dieſer Entdeckung anſtehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marcheſe zu offenbaren — welches zu meiner nicht geringen Verwunderung ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, dieſe Sache mit dem Marcheſe auf die Art, welche ich vor die beſte hielt, abzutun und dann ſogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An ſeine Schweſter ſollte unverzüglich geſchrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieſer Vorfall aus mehr als einer Urſache iſt und ſein muß,

ſo iſt doch das Allerverdrießlichſte daran, daß er unſern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieſer anfangenden Leidenſchaft erwarte ich viel mehr Gutes als Schlimmes. Sie iſt vielleicht das kräftigſte Mittel, den Prinzen von ſeinen metaphyſiſchen Träumereien wieder zur ordinären Menſchheit herabzuziehen. Sie wird die gewöhnliche Kriſe haben und, wie eine künſtliche Krankheit, auch die alte mit ſich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich habe Ihnen alles dies nach friſcher Tat hingeſchrieben. Die Poſt geht ſogleich; Sie werden dieſen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechſter Brief.

20. Julius.

Dieſer Civitella iſt doch der dienſtfertigſte Menſch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlaſſen, als ſchon ein Billett von dem Marcheſe erſchien, worin mir die bewußte Sache aufs dringendſte empfohlen wurde. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Verſchreibung in des Prinzen Namen auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte ſie zurück, nebſt der doppelten Summe in Wechſeln ſowohl als barem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verſchreibung aber, die nur auf ſechs Wochen geſtellt war, mußte angenommen werden.

Dieſe ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnisvollen Griechin hin. Biondello ſetzte alle ſeine Maſchinen in Bewegung, bis jetzt aber war alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig, aus dieſem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Inſel Murano ausgeſetzt habe, wo zwei Sänften auf ſie gewartet hätten, in die ſie geſtiegen ſeien. Er machte ſie zu Engländerinnen, weil ſie eine fremde

Sprache geſprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht, er komme ihm vor wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigſtens, daß wir ſie nicht in der Giudecca zu ſuchen hätten, und daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach auf der Inſel Murano zu Hauſe ſei; aber das Unglück war, daß die Beſchreibung, welche der Prinz von ihr machte, ſchlechterdings nicht dazu taugte, ſie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit, womit er ihren Anblick gleichſam verſchlang, hatte ihn gehindert, ſie zu ſehen; für alles das, worauf andre Menſchen ihr Augenmerk zuerſt und vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz und gar blind geweſen; nach ſeiner Schilderung war man eher verſucht, ſie im Petrarch oder Taſſo als auf einer venezianiſchen Inſel zu ſuchen. Außerdem mußte dieſe Nachfrage ſelbſt mit größter Vorſicht geſchehen, um weder die Dame auszuſetzen, noch ſonſt ein anſtößiges Aufſehen zu erregen. Weil Biondello außer dem Prinzen der einzige war, der ſie, durch den Schleier wenigſtens, geſehen hatte und alſo wiedererkennen konnte, ſo ſuchte er wo möglich an allen Orten, wo ſie vermutet werden konnte, zu gleicher Zeit zu ſein, das Leben des armen Menſchen war dieſe ganze Woche über nichts als ein ewiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechiſchen Kirche beſonders wurde keine Nachforſchung geſpart, aber alles mit gleich ſchlechtem Erfolge; und der Prinz, deſſen Ungeduld mit jeder fehlgeſchlagenen Erwartung ſtieg, mußte ſich endlich doch auf den nächſten Sonnabend vertröſten.

Seine Unruhe war ſchrecklich. Nichts zerſtreute ihn, nichts vermochte ihn zu feſſeln. Sein ganzes Weſen war in fibriſcher Bewegung, für alle Geſellſchaft war er verloren, und das Übel wuchs in der Einſamkeit. Nun wurde er nie mehr von Beſuchen belagert als eben in dieſer Woche. Sein naher Abſchied war angekündigt, alles drängte ſich herbei. Man mußte dieſe Menſchen beſchäftigen, um ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit von ihm ſelbſt

abzuziehen; man mußte ihn beſchäftigen, um ſeinen Geiſt zu zerſtreuen. In dieſem Bedrängnis verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigſtens zu entfernen, ſollte hoch geſpielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geſchmack an dem Spiel zu erwecken, der dieſen romanhaften Schwung ſeiner Leidenſchaft bald erſticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. Die Karten, ſagte Civitella, haben mich vor mancher Torheit bewahrt, die ich im Begriff war zu begehen, und manche wieder gut gemacht, die ſchon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein paar ſchöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotiſch wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mirs an Geld gebrach, um zu ſpielen.

Ich laſſe dahingeſtellt ſein, inwieweit Civitella recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Übel, dem es abhelfen ſollte. Der Prinz, der dem Spiel nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus ſeiner Achſe. Alles, was er tat, nahm eine leidenſchaftliche Geſtalt an; alles geſchah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrſchte. Sie kennen ſeine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde ſie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldſtücke zerrannen wie Waſſertropfen in ſeinen Händen. Er verlor faſt ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerkſamkeit ſpielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebſter O***, mit Herzklopfen ſchreib ich es nieder — in vier Tagen waren die 12 000 Zechinen — und noch drüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich ſelbſt genug an. Aber konnt ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnt ich etwas anders als ihm Vorſtellungen tun? Ich tat, was in meinem Vermögen ſtand. Ich kann mich nicht ſchuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich, ich gewann gegen 600 Zechinen. Das beiſpielloſe Unglück des Prinzen machte Aufſehen; um ſo weniger konnte er jetzt das Spiel verlaſſen. Civitella, dem man die Freude anſieht, ihn zu verbinden, ſtreckte ihm ſogleich die nämliche Summe vor. Die Lücke iſt zugeſtopft, aber der Prinz iſt dem Marcheſe 24 000 Zechinen ſchuldig. O wie ſehne ich mich nach dem Spargeld der frommen Schweſter! — Sind alle Fürſten ſo, liebſter Freund? Der Prinz beträgt ſich nicht anders, als wenn er dem Marcheſe noch eine große Ehre erwieſen hätte, und dieſer — ſpielt ſeine Rolle wenigſtens gut.

Civitella ſuchte mich damit zu beruhigen, daß gerade dieſe Übertreibung, dieſes außerordentliche Unglück das kräftigſte Mittel ſei, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Not. Er ſelbſt fühle dieſe Lücke gar nicht und ſtehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal ſoviel zu Dienſten. Auch der Kardinal gab mir die Verſicherung, daß die Geſinnungen ſeines Neffen aufrichtig ſeien, und daß er ſelbſt bereit ſtehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigſte war, daß dieſe ungeheuren Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man ſollte meinen, der Prinz habe wenigſtens mit Teilnehmung geſpielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenſchaft, die wir unterdrücken wollten, ſchien von ſeinem Unglück im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entſcheidender Streich geſchehen ſollte und alles ſich voll Erwartung um ſeinen Spieltiſch herumdrängte, ſuchten ſeine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angeſicht zu ſtehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in ſehr bedürftige Hände. Einige Exzellenza, die, wie die böſe Welt ihnen nachſagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze ſelbſt von dem Markte nach Hauſe tragen, traten als Bettler in unſer Haus und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte ſie mir. Sehen Sie, ſagte

er, wievielen armen Teufeln es zugute kommt, daß es einem geſcheuten Kopf einfällt, nicht bei ſich ſelbſt zu ſein! Aber das gefällt mir. Das iſt fürſtlich und königlich! Ein großer Menſch muß auch in ſeinen Verirrungen noch Glückliche machen und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befruchten!

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz iſt ihm 24000 Zechinen ſchuldig!

Der ſo ſehnlich erwartete Sonnabend erſchien endlich, und mein Herr ließ ſich nicht abhalten, ſich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in ebender Kapelle genommen, wo er ſeine Unbekannte das erſtemal geſehen hatte, doch ſo, daß er ihr nicht ſogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchtüre Wache zu ſtehn und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derſelben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das übrige mißlingen ſollte. An demſelben Orte, wo ſie ſich nach des Gondoliers Ausſage das vorigemal hatte ausſetzen laſſen, wurden zwei Sänften gemietet; zum Überfluß hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer beſondern Gondel nachfolgen. Der Prinz ſelbſt wollte ganz ihrem Anblick leben, und wenn es anginge, ſein Glück in der Kirche verſuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe ſtand, um durch ſeine Einmiſchung die Dame nicht mißtrauiſch zu machen. Sie ſehen, liebſter Graf, daß es an unſern Anſtalten nicht lag, wenn die ſchöne Unbekannte uns entging.

Nie ſind wohl in einer Kirche wärmere Wünſche getan worden als in dieſer, und nie wurden ſie grauſamer getäuſcht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräuſche, das ſeiner Kapelle nahekam, von jedem Knarren der Kirchtüre in Erwartung geſetzt — ſieben volle Stunden — und keine Griechin. Ich ſage Ihnen nichts von ſeiner Gemütslage. Sie wiſſen, was

eine fehlgeſchlagene Hoffnung iſt — und eine Hoffnung, von der man ſieben Tage und ſieben Nächte faſt einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

Auguſt.

Nein, liebſter Freund. Sie tun dem guten Biondello unrecht. Gewiß. Sie hegen einen falſchen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener preis, aber dieſer iſt ehrlich.

Sie finden es ſonderbar, daß ein Menſch von ſo glänzenden Talenten und einer ſo exemplariſchen Aufführung ſich zum Dienen herabſetze, wenn er nicht geheime Abſichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß dieſe Abſichten verdächtig ſeien? Wie? Iſt es denn ſo etwas Neues, daß ein Menſch von Kopf und Verdienſten ſich einem Fürſten gefällig zu machen ſucht, der es in der Gewalt hat, ſein Glück zu machen? Iſt es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen perſönlich ſei? Er hat ihm ja geſtanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Dieſe Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimnis aufklären. Geheime Abſichten mag er immer haben, aber können dieſe nicht unſchuldig ſein?

Es befremdet Sie, daß dieſer Biondello in den erſten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch ſchenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen laſſe, verborgen gehalten und durch gar nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Das iſt wahr, aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte ſeiner ja noch nicht, und ſeine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis ſeiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden ſchlagen

wird. Man beobachtet den Prinzen. Man ſucht geheime Erkundigungen von ſeiner Lebensart, von ſeinen Bekanntſchaften und Verhältniſſen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer dieſe Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es iſt hier in S. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus und eingeht, er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen iſt er auch da, er findet eine Geſellſchaft beiſammen, Advokaten und Offizianten der Regierung, luſtige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert ſich, man iſt erfreut ihn wiederzuſehen. Die alte Bekanntſchaft wird erneuert; jeder erzählt ſeine Geſchichte bis auf dieſen Augenblick, Biondello ſoll auch die ſeinige zum beſten geben. Er tut es in wenig Worten. Man wünſcht ihm Glück zu ſeinem neuen Etabliſſement, man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** ſchon erzählen hören, von ſeiner Freigebigkeit gegen Leute beſonders, die ein Geheimnis zu bewahren wiſſen; ſeine Verbindung mit dem Kardinal A***i iſt weltbekannt, er liebt das Spiel u. ſ. f. Biondello ſtutzt. — Man ſcherzt mit ihm, daß er den Geheimnisvollen mache, man wiſſe doch, daß er der Geſchäftsträger des Prinzen von *** ſei. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flaſche leert ſich fleißig — man nötigt ihn zu trinken, er entſchuldigt ſich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um ſich zum Schein zu betrinken.

Ja, ſagte endlich der eine Advokat, Biondello verſteht ſein Handwerk, aber ausgelernt hat er es noch nicht. Er iſt nur ein Halber.

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

Er verſteht die Kunſt, ſagte der andre, ein Geheimnis bei ſich zu behalten, aber die andre noch nicht, es mit Vorteil wieder loszuwerden.

Sollte ſich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäſte zogen ſich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete-a-Tete mit ſeinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache

weiter herausgingen. Daß ich es kurz mache, er ſollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und ſeinem Neffen Aufſchlüſſe verſchaffen, ihnen die Quellen angeben, woraus der Prinz Geld ſchöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geſchrieben würden, in die Hände ſpielen. Biondello beſchied ſie auf ein andermal, aber wer ſie angeſtellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm getan wurden, zu ſchließen, mußte die Nachfrage von einem ſehr reichen Mann herrühren.

Geſtern abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieſer war anfangs willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu laſſen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man ſie doch wieder ſtellen müſſen, und dann habe er ſeinen ganzen Kredit unter dieſer Klaſſe, vielleicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr geſetzt. Alle dieſes Volk hange unter ſich zuſammen, alle ſtehen für einen, er wolle lieber den hohen Rat in Venedig zum Feind haben, als unter ihnen für einen Verräter verſchrien werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich ſein können, wenn er das Vertrauen dieſer Volksklaſſe verloren hätte.

Wir haben hin und her geraten, von wem dies wohl kommen möchte. Wer iſt in Venedig, dem daran liegen kann, zu wiſſen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A***i zu tun hat und was ich Ihnen ſchreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtnis von dem Prinzen von ***o*** ſein? Oder regt ſich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

Auguſt.

Der Prinz ſchwimmt in Wonne und Liebe. Er hat ſeine Griechin wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen iſt.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war und von der ſchönen Lage dieſer Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, ſie zu ſehen. Geſtern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, ſollte niemand ihn begleiten als Z*** und ich nebſt Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mieteten uns darauf ein. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht, aber unbedeutend, und die Hinreiſe hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza iſt auf eingerammten Pfählen erbaut, wie Venedig und ſoll gegen 40000 Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte ſtößt man auf Fiſcher oder Matroſen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Überſchlag ſind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt iſt ſchön, doch darf man Venedig nicht geſehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Paſſagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig ſein, und den Prinzen feſſelte nichts in Chiozza. Alles hatte ſeinen Platz ſchon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil ſich die Geſellſchaft auf der Herfahrt ſo beſchwerlich gemacht hatte, ſo nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte ſich, wer noch mehr da ſei? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, ſie zu ſehen und nahm ſogleich ſein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf der Herfahrt geweſen, und ſie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte ſich ihre Erſcheinung in der Kirche mit Feuer, Plane wurden gemacht und verworfen, die Zeit verſtrich wie ein Augenblick, ehe wir es uns verſahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Paſſagiers ſtiegen aus; der Dominikaner war unter dieſen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erſt erfuhren, nur durch ein dünnes Brett von uns geſchieden waren, und fragte

ſie, wo er anlegen ſollte. Auf der Inſel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Inſel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahndung ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. Eh ich ihm antworten konnte, ſtürzte Biondello herein. Wiſſen Sie auch, in welcher Geſellſchaft wir reiſen? — Der Prinz ſprang auf — Sie iſt hier! Sie ſelbſt! fuhr Biondello fort. Ich komme eben von ihrem Begleiter.

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär es ihm in dieſem Augenblick geweſen. Tauſend Empfindungen ſtürmten in ihm, ſeine Knie zitterten, Röte und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen dieſen Zuſtand nicht beſchreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz ſprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Geſicht des Prinzen, daß ſies war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine ſchönere Geſtalt hab ich nie geſehen, alle Beſchreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röte überzog ihr Geſicht, als ſie den Prinzen anſichtig wurde. Sie hatte unſer ganzes Geſpräch hören müſſen, ſie konnte auch nicht zweifeln, daß ſie der Gegenſtand desſelben geweſen ſei. Mit einem bedeutenden Blicke ſah ſie ihre Begleiterin an, als wollte ſie ſagen: das iſt er! und mit Verwirrung ſchlug ſie die Augen nieder. Ein ſchmales Brett ward vom Schiff an das Ufer gelegt, über welches ſie zu gehen hatte. Sie ſchien ängſtlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil ſie auszugleiten fürchtete, als weil ſie es ohne fremde Hilfe nicht konnte, und der Prinz ſchon den Arm ausſtreckte, ihr beizuſtehen. Die Not ſiegte über ihre Bedenklichkeit. Sie nahm ſeine Hand an und war am Ufer. Die heftige Gemütsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienſt wartete, vergaß er — was hätte er in dieſem Augenblick nicht vergeſſen? Ich erwies ihr endlich dieſen Dienſt, und dies brachte mich um das Vorſpiel einer Unterredung, die ſich zwiſchen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Zerstreuung, denke ich, und ohne daß er es selbst wußte.

Es ist nicht das erste Mal, Signora, daß — — daß — — Er konnte es nicht herausſagen.

Ich ſollte mich erinnern, liſpelte ſie — —

In der ***Kirche, ſagte er —

In der ***Kirche war es, ſagte ſie —

Und konnte ich mir heute vermuten — — Ihnen ſo nahe — Hier zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen. — Er verwirrte ſich augenſcheinlich. Biondello, der indeſſen mit den Bedienten geſprochen hatte, kam ihm zu Hilfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hierher beſtellt, aber wir ſind früher zurückgekommen, als ſie ſichs vermuteten. Es iſt hier ein Garten in der Nähe, wo ſie ſo lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorſchlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit von ſeiten des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beſchäftigen, daß der Prinz ſich mit der jungen Dame ungeſtört unterhalten konnte. Daß er dieſe Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubnis empfangen hat, ſie zu beſuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen ſchreibe, iſt er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Geſtern, als wir nach Hauſe kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechſel von unſerm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn ſehr in Flammen ſetzte. Man ruft ihn zurück und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt iſt. Er hat ſogleich in einem ähnlichen geantwortet und wird bleiben. Die Wechſel ſind eben hinreichend, um die Zinſen von dem Kapitale zu bezahlen, das er ſchuldig iſt. Einer Antwort von ſeiner Schweſter ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Voriges Frühjahr, fing Civitella ſeine Erzählung an, hatte ich das Unglück, den ſpaniſchen Ambaſſadeur gegen mich aufzubringen, der in ſeinem ſiebenzigſten Jahre die Torheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für ſich allein heiraten zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde rieten mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derſelben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von dieſem gefährlichen Feind befreit haben würden. Weil es mir aber doch zu ſchwer fiel, Venedig ganz zu entſagen, ſo nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einſames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.

Meine Fenſter wieſen auf einen Garten, der von der Abendſeite an die Ringmauer eines Kloſters ſtieß, gegen Morgen aber, wie eine kleine Halbinſel, in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendſte Anlage, ward aber wenig beſucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich ſchlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenſter zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufſteigen zu ſehen und ihr dann gute Nacht zu ſagen. Wenn Sie ſich dieſe Luſt noch nicht gemacht haben, gnädigſter Prinz, ſo empfehle ich Ihnen dieſen Standort, den ausgeſuchteſten vielleicht in ganz Venedig, dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — es iſt ein entzückendes Schauſpiel!

Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige

Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervorkommen und mit langſamen Schritten, Spazierengehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger bei ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden.

Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr, und alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien mir neu und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.

In den Laubgewölben des Gartens verlier ich ſie bald aus dem Geſicht, und es wird lange, bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte und dem von einem Kameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.

Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände ließen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuche meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchließen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jetzt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Anteil zu nehmen.

Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir dieſe

ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu bringen als möglich, verſchwinden ſie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich ſie wieder erblicke. Die Sonne iſt nun ganz aufgegangen, ſie kommen dicht unter mir vor und ſehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmliſche Geſtalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdiſches Weſen zu ſehen, und mein Auge floh zurücke, geſchlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmut bei ſo viel Majeſtät! So viel Geiſt und Adel bei ſo viel blühender Jugend! — Umſonſt verſuch ich, es Ihnen zu beſchreiben. Ich kannte keine Schönheit vor dieſem Augenbick.

Das Intereſſe des Geſprächs verweilt ſie in meiner Nähe, und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber ſind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, ſo iſt ſelbſt dieſe Schönheit nicht mehr imſtande, ſie zurückzurufen. Er ſchien mir ein Mann zu ſein in ſeinen beſten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menſchenſtirne ſtrahlte mir noch ſo viel Geiſt, ſo viel Hohes, ſo viel Göttliches entgegen. Ich ſelbſt, obgleich vor aller Entdeckung geſichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finſtern Augenbrauen blitzewerfend hervorſchoß. Um ſeine Augen lag eine ſtille, rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattet. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuten laſſen, aber Gebärden und äußrer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.

Z***, der, wie Sie wiſſen, alles herausſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für Ihren Mann zu intereſſieren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie wegſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt ich ſtehen und nichts anders betrachten.

Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich erwartete lange, lange, ſie wieder hervorkommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeck ich ſie aufs neue.

Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung voneinander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offnes ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirne zu nehmen. Er, als ob er nicht Mut genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen ihr Bild in der ſpiegelnden Flut oder blickte ſtarr auf den Delphin, der Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lang dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwidert.

Aber es war etwas an dieſem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten, eine unwiderſtehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurückzureißen. Still aber

ſchmerzhaft war dieſer Kampf, und die Gefahr ſo ſchön an ſeiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zuviel. Er wird, er muß unterliegen.

Auf einen heimlichen Wink von ihm verſchwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindſamer Art, eine kniende Abbitte, eine mit tauſend Küſſen beſiegelte Verſöhnung. Nichts von dem allen. Der unbegreifliche Menſch nimmt aus einem Portefeuille ein verſiegeltes Paket und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Geſicht, da ſie es anſieht, und eine Träne ſchimmert in ihrem Auge.

Nach einem kurzen Stillſchweigen brechen ſie auf. Aus einer Seitenallee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die ſich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte und die ich jetzt erſt entdecke. Langſam gehen ſie hinab, beide Frauenzimmer im Geſpräch miteinander, während deſſen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unſchlüſſig und mit ſtarrem Blick nach ihr hingewendet, ſteht er und geht und ſteht wieder. Auf einmal iſt er weg im Gebüſche.

Voran ſieht man ſich endlich um. Man ſcheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und ſteht ſtille, wie es ſcheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht. Die Blicke irren ängſtlich umher, die Schritte verdoppeln ſich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchſuchen. Er bleibt aus. Er iſt nirgends.

Auf einmal hör ich am Kanal etwas rauſchen, und eine Gondel ſtößt vom Ufer. Er iſts, und mit Mühe enthalt ich mich, es ihr zuzuſchreien. Jetzt alſo wars am Tage — Es war eine Abſchiedsſzene.

Sie ſchien zu ahnden, was ich wußte. Schneller, als die andre ihr folgen kann, eilt ſie nach dem Ufer. Zu ſpät. Pfeilſchnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf ſeh ich auch die Frauenzimmer überfahren.

Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über

meine Verblendung lachen. Meine Phantaſie hatte dieſe Begebenheit im Traum fortgeſetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Huri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenſter mit ihrem Liebhaber luſtwandelt, ein Liebhaber, der von einer ſolchen Stunde keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, dies ſchien mir eine Kompoſition zu ſein, welche höchſtens die Phantaſie eines Träumenden wagen und entſchuldigen konnte. Aber der Traum war zu ſchön geweſen, um ihn nicht ſo oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, ſeitdem ihn meine Phantaſie mit ſo reizenden Geſtalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf dieſen Morgen folgten, verſcheuchten mich von dem Fenſter, aber der erſte heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urteilen Sie von meinem Erſtaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegenſchimmerte. Sie war es ſelbſt. Sie war wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt.

Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben an der Hand führte; ſie ſelbſt aber ging in ſich gekehrt und ſeitwärts. Alle Plätze wurden beſucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Beſonders lange verweilte ſie an dem Baſſin, und ihr ſtarr hingeheftetes Auge ſchien das geliebte Bild vergebens zu ſuchen.

Hatte mich dieſe hohe Schönheit das erſtemal hingeriſſen, ſo wirkte ſie heute mit einer ſanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger ſtark war. Ich hatte jetzt vollkommene Freiheit, das himmliſche Bild zu betrachten; das Erſtaunen des erſten Anblicks machte unvermerkt einer ſüßen Empfindung Platz. Die Glorie um ſie verſchwindet, und ich ſehe in ihr nichts mehr, als das ſchönſte aller Weiber, das meine Sinne in Glut ſetzt. In dieſem Augenblick iſt es beſchloſſen. Sie muß mein ſein.

Indem ich bei mir ſelbſt überlege, ob ich hinuntergehe und mich ihr nähere, oder, eh ich dieſes wage, erſt Erkundigungen von ihr

einziehe, öffnet ſich eine kleine Pforte an der Kloſtermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derſelben. Auf das Geräuſch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz, und ich ſehe ſie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Buſen, wornach ſie begierig haſcht, und eine lebhafte Freude ſcheint in ihr Angeſicht zu fliegen.

In ebendieſem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbeſuch von dem Fenſter. Ich vermeide es ſorgfältig, weil ich keinem andern dieſe Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieſer peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, dieſe Überläſtigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenſter zurück, aber verſchwunden iſt alles!

Der Garten iſt ganz leer, als ich hinuntergehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menſchen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend ſie kam, noch wohin ſie gegangen iſt. Indem ich, die Augen allerorten herumgewandt, vor mich hinwandle, ſchimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, iſt es ein Papier, in Form eines Briefs geſchlagen. Was konnte es anders ſein, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund, ruf ich aus. Dieſer Brief wird mir das ganze Geheimnis aufſchließen, er wird mich zum Herrn ihres Schickſals machen!

Der Brief war mit einer Sphinx geſiegelt, ohne Überſchrift, und in Chiffern verfaßt; dies ſchreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffrieren verſtehe. Ich kopiere ihn geſchwind, denn es war zu erwarten, daß ſie ihn bald vermiſſen und zurückkommen würde, ihn zu ſuchen. Fand ſie ihn nicht mehr, ſo mußte ihr dies ein Beweis ſein, daß der Garten von mehrern Menſchen beſucht würde, und dieſe Entdeckung konnte ſie leicht auf immer daraus verſcheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmers begegnen?

Was ich vermutet hatte, geſchah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, ſo erſchien ſie wieder mit ihrer vorigen Beglei-

terin, beide ängſtlich ſuchend. Ich befeſtige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache losmache, und laſſe ihn an einen Ort herabfallen, an dem ſie vorbei muß. Ihre ſchöne Freude, als ſie ihn findet, belohnt mich für meine Großmut. Mit ſcharfem prüfenden Blick, als wollte ſie die unheilige Hand daran ausſpähen, die ihn berührt haben konnte, muſterte ſie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der ſie ihn zu ſich ſteckte, bewies, daß ſie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abſchied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimnis ihres Herzens ſo treu gehütet hatten.

Jetzt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich verſuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der engliſchen. Sein Inhalt war mir ſo merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.

Baron von F*** an den Grafen von O***. *

September.

Der Prinz iſt mit ſeinem Hofe zerfallen, alle unſre Reſſourcen von daher abgeſchnitten.

Die ſechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marcheſe bezahlen ſollte, waren ſchon um einige Tage verſtrichen, und noch keine Wechſel weder von ſeinem Couſin, von dem er aufs neue und aufs dringendſte Vorſchuß verlangt hatte, noch von ſeiner Schweſter. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte, ein deſto treueres Gedächtnis aber hatte der Prinz. Geſtern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt unſers Hotels wegen abgeſchloſſen, und der Prinz hatte ſein längeres Bleiben ſchon öffentlich deklariert. Ohne ein Wort zu ſagen, gab mein Herr

* Von hier ab bis zum Schluß nach der erſten ſelbſtändigen Ausgabe des Romans, Leipzig 1789.

mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt ſchon auf ſeiner Stirne.

Können Sie ſich vorſtellen, lieber O***? Man iſt in *** von allen hieſigen Verhältniſſen meines Herrn unterrichtet, und die Verleumdung hat ein abſcheuliches Gewebe von Lügen daraus geſponnen. Man habe mißfällig vernommen, heißt es unter andern, daß der Prinz ſeit einiger Zeit angefangen habe, ſeinen vorigen Charakter zu verleugnen und ein Betragen anzunehmen, das ſeiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengeſetzt ſei. Man wiſſe, daß er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiel aufs ausſchweifendſte ergebe, ſich in Schulden ſtürze, Viſionärs und Geiſterbannern ſein Ohr leihe, mit katholiſchen Prälaten in verdächtigen Verhältniſſen ſtehe und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang ſowohl als ſeine Einkünfte überſchreite. Es heiße ſogar, daß er im Begriff ſtehe, dieſes höchſt anſtößige Betragen durch eine Apoſtaſie zur römiſchen Kirche vollkommen zu machen. Um ſich von der letztern Beſchuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungeſäumte Zurückkunft. Ein Bankier in Venedig, dem er den Etat ſeiner Schulden übergeben ſolle, habe Anweiſung, ſogleich nach ſeiner Abreiſe, ſeine Gläubiger zu befriedigen, denn unter dieſen Umſtänden finde man nicht für gut, das Geld in ſeine Hände zu geben.

Was für Beſchuldigungen und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufſuchen, das ihn mildern könnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umſtände kamen überein. Wir hatten ſie fälſchlich dem Armenier zugeſchrieben. Jetzt wars am Tage, von wem ſie herrührte. Apoſtaſie! — Aber weſſen Intereſſe kann es ſein, meinen Herrn ſo abſcheulich und ſo platt zu verleumden? Ich fürchte, es iſt ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchſetzen will, unſern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieſer ſchwieg noch immer, die Augen ſtarr vor ſich hingeworfen. Sein Stillſchweigen ängſtigte mich. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. Um Gottes willen, gnädigſter Prinz, rief ich aus, beſchließen Sie nichts Gewaltſames. Sie ſollen, Sie werden die vollſtändigſte Genugtuung haben. Überlaſſen Sie mir dieſe Sache. Senden Sie mich hin. Es iſt unter Ihrer Würde, ſich gegen ſolche Beſchuldigungen zu verantworten, aber mir erlauben Sie, es zu tun. Der Verleumder muß genannt und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieſer Lage fand uns Civitella, der ſich mit Erſtaunen nach der Urſache unſrer Beſtürzung erkundigte. Z*** und ich ſchwiegen. Der Prinz aber, der zwiſchen ihm und uns ſchon lange keinen Unterſchied mehr zu machen gewohnt iſt, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in dieſem Augenblick der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzuteilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn ſelbſt dem Marcheſe.

Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marcheſe, fing der Prinz an, nachdem dieſer den Brief mit Erſtaunen durchleſen hatte, aber laſſen Sie ſich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Friſt, und Sie ſollen befriedigt werden.

Gnädigſter Prinz, rief Civitella heftig bewegt, verdien ich dieſes?

Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikateſſe nnd danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie geſagt, ſollen Sie völlig befriedigt werden.

Was iſt das? fragte Civitella mich voll Beſtürzung. Wie hängt dies zuſammen? Ich faß es nicht.

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer ſich. Der Prinz, ſagte er, müſſe auf Genugtuung dringen, die Beleidigung ſei unerhört. Unterdeſſen beſchwöre er ihn, ſich ſeines ganzen Vermögens und Kredits unumſchränkt zu bedienen.

Der Marcheſe hatte uns verlaſſen und der Prinz noch immer kein Wort geſprochen. Er ging mit ſtarken Schritten im Zimmer

auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich ſtand er ſtill und murmelte vor ſich zwiſchen den Zähnen. Wünſchen Sie ſich Glück — ſagte er — um neun Uhr iſt er geſtorben.

Wir ſahen ihn erſchrocken an.

Wünſchen Sie ſich Glück, fuhr er fort; Glück — ich ſoll mir Glück wünſchen — ſagte er nicht ſo? Was wollte er damit ſagen?

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was ſoll das hier?

Ich habe damals nicht verſtanden, was der Menſch wollte. Jetzt verſtehe ich ihn. — O, es iſt unerträglich hart, einen Herrn über ſich haben!

Mein teuerſter Prinz!

Der es uns fühlen laſſen kann! — Ha! Es muß ſüß ſein!

Er hielt wieder inne. Seine Miene erſchreckte mich. Ich hatte ſie nie an ihm geſehen.

Der Elendeſte unter dem Volk, fing er wieder an, oder der nächſte Prinz am Throne! Das iſt ganz dasſelbe. Es gibt nur einen Unterſchied unter den Menſchen — Gehorchen und Herrſchen!

Er ſah noch einmal in den Brief.

Sie haben den Menſchen geſehen, fuhr er fort, der ſich unterſtehen darf, mir dieſes zu ſchreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schickſal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es iſt etwas Großes um eine Krone?

In dieſem Ton ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Brief anvertrauen darf. Aber bei dieſer Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umſtand, der mich in nicht geringes Erſtaunen und Schrecken ſetzte und der die gefährlichſten Folgen haben kann. Über die Familienverhältniſſe am *** Hofe ſind wir bisher in einem großen Irrtum geweſen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, ſo ſehr ich mich dagegen ſetzte, und die Art, wie er es getan hat, läßt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig ſein, liebſter O***, von der Griechin endlich etwas Poſitives zu erfahren, aber ebendies iſt es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufſchluß geben kann. Aus dem Prinzen iſt nichts herauszubringen, weil er in das Geheimnis gezogen iſt, und ſich, wie ich vermute, hat verpflichten müſſen, es zu bewahren. Daß ſie aber die Griechin nicht iſt, für die wir ſie hielten, iſt heraus. Sie iſt eine Deutſche, und von der edelſten Abkunft. Ein gewiſſes Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine ſehr hohe Mutter und macht ſie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel geſprochen worden iſt. Heimliche Nachſtellungen von mächtiger Hand haben ſie, laut dieſer Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu ſuchen, und ebendieſe ſind auch die Urſache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforſchen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr ſpricht, und gewiſſe Rückſichten, die er gegen ſie beobachtet, ſcheinen dieſer Vermutung Kraft zu geben.

Er iſt mit einer fürchterlichen Leidenſchaft an ſie gebunden, die mit jedem Tage wächſt. In der erſten Zeit wurden die Beſuche ſparſam zugeſtanden; doch ſchon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verſchwinden, ohne daß wir ihn zu Geſicht bekommen; und iſt er auch nicht in ihrer Geſellſchaft, ſo iſt ſie es doch allein, was ihn beſchäftigt. Sein ganzes Weſen ſcheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von allem, was ihn ſonſt intereſſiert hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebſter Freund? Ich zittre für die Zukunft. Der Bruch mit ſeinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menſchen, von dem Marcheſe Civitella, geſetzt. Dieſer iſt jetzt Herr unſrer Geheimniſſe, unſers ganzen Schickſals. Wird er immer ſo edel denken, als er ſich uns jetzo noch zeigt? Wird dieſes gute Ver-

nehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgetan, einem Menschen, auch dem Vortrefflichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Brief melden zu können.

Der Graf von O*** zur Fortsetzung.

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urteile von meiner Bestürzung, als ich endlich im Dezember dieses Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht. — Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln der Freundschaft. Unsre Hoffnung ist dahin. Lesen Sie diesen Einschluß. Alle unsre Hoffnung ist dahin!

Die Wunde des Marchese soll tödlich sein. Der Kardinal brütet Rache, und seine Meuchelmörder suchen den Prinzen. Mein Herr — o mein unglücklicher Herr! — Ist es dahin gekommen? Unwürdiges, entsetzliches Schicksal! Wie Nichtswürdige müssen wir uns vor Mördern und Gläubigern verbergen.

Ich schreibe Ihnen aus dem *** Kloster, wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben ruht er auf einem harten Lager neben mir und schläft — ach! den Schlummer der tödlichsten Erschöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühl seiner Leiden stärken wird. Die zehen Tage, daß sie krank war, kam kein Schlaf in seine Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man sie begraben.

Ach, liebster O***, mein Herz ist zerrissen. Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus meinem Gedächtnis verlöschen wird.

Ich ſtand vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige ſchied ſie dahin, und ihre letzte ſterbende Beredſamkeit erſchöpfte ſich, ihren Geliebten auf den Weg zu leiten, den ſie zum Himmel wandelte. — Alle unſere Standhaftigkeit war erſchüttert, der Prinz allein ſtand feſt, und ob er gleich ihren Tod dreifach mit erlitt, ſo behielt er doch Stärke des Geiſtes genug, der frommen Schwärmerin ihre letzte Bitte zu verweigern.

In dieſem Brief lag folgender Einſchluß:

An den Prinzen von *** von ſeiner Schweſter.

Die alleinſeligmachende Kirche, die an dem Prinzen von *** eine ſo glänzende Eroberung gemacht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen laſſen, die Lebensart fortzuſetzen, der ſie dieſe Eroberung verdankt. Ich habe Tränen und Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohltaten mehr für einen Unwürdigen!

Henriette ***.

Ich nahm ſogleich Poſt, reiſte Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Troſt und Hilfe zu bringen: ich fand einen Glücklichen, der meines ſchwachen Beiſtandes nicht mehr benötigt war. F*** lag krank und war nicht zu ſprechen, als ich anlangte; folgendes Billett überbrachte man mir von ſeiner Hand. Reiſen Sie zurück, liebſter O***, wo Sie hergekommen ſind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden ſind bezahlt, der Kardinal verſöhnt, der Marcheſe wiederhergeſtellt. Erinnern Sie ſich des Armeniers, der uns voriges Jahr ſo zu verwirren wußte? In ſeinen Armen finden Sie den Prinzen, der ſeit fünf Tagen — — die erſte Meſſe hörte.

Ich drängte mich nichtsdeſtoweniger zum Prinzen, ward aber abgewieſen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geſchichte.

Dom Karlos

Infant von Spanien.

[Bruchstück aus der Thalia, 1785—1787.]

Widmung.

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,
Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc.,
regierenden Herzog zu Weimar und Eisenach
untertänigst gewidmet
von dem Herausgeber.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des Dom Karlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Teilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu unterwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzu tief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden — ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Mut genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie teuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.

Ich ersterbe mit unbegrenzter Verehrung

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

untertänigst gehorsamster

Friedrich Schiller.

Mannheim, den 14. des Lenzmonats 1785.

Vorwort.

Die Ursache, warum das Publikum die Tragödie Dom Karlos in Bruchstücken voraus empfängt, ist keine andre, als der Wunsch des Verfassers, Wahrheit darüber zu hören, eh er sie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden starren Hinsehn auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen auch des schärfsten Beobachters anfangen trübe zu werden und die Objekte verwirrt durcheinander zu schwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, sich in seinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängstlichen Farbenmischung des Details die Perspektive des Ganzen zu verlieren, so ist es nötig, daß er zuweilen aus seinen Illusionen heraustrete, daß seine Phantasie von ihrem Gegenstand erkalte und fremde Empfindung seine eigne zurechtweise. Mit den Lieblingswerken unsres Geistes ergeht es uns beinahe wie mit unsern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken und stumpf durch Genuß. Dort wie hier sind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilsam, die erlöschende Glut des Affekts wieder anzublasen. Die Flamme der Begeisterung ist keine ewige Flamme. Oft ist es nötig, daß sie von außen-

her borge und ſich durch ſympathetiſche Reibung erneure. Wie ſchätzbar ſind einem Dichter hier geſchmackvolle fühlende Freunde, die über ſeine Schöpfungen wachen und das neugeborene Kind ſeines Genius mit liebevoller Sorgſamkeit warten und pflegen!

Dieſer Dienſt iſt es, den ich bei Vorlegung dieſer Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leſer und jede Leſerin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihrem Buſen fühlen, um für die klaſſiſche Vollkommenheit ſeines Werks bekümmert zu ſein — euch aber insbeſondere, Schriftſteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits ſchon unter den Sternen aufſtellte, die ihr jetzt keine ſchönere Beſchäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen und ihn zu eurer Gemeinſchaft emporzuziehn — euch alle fodre ich auf, dieſen Verſuch eurer Aufmerkſamkeit wert zu achten und mir den Ausſpruch eures Gefühls mit der ſtrengſten Offenherzigkeit mitzuteilen. Ich erſchrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urteil der Welt über dieſe Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit ſetzen, denn es iſt meine letzte Inſtanz nicht. Ich nehme es für nichts anders, als den belehrenden Wink meines kritiſchen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt iſt meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenoſſen verderbe, ſteht noch immer in meiner Macht wieder gutzumachen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Mann nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und ſein Schöpfer iſt nicht mehr. Die Friſt zur Verantwortung iſt vorbei; was einmal verloren iſt, läßt ſich nicht mehr hereinbringen. Von dieſem Gerichtshof läßt ſich an keinen dritten mehr appellieren. Wie willkommen ſoll mir alſo die Zurechtweiſung ſein, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet und mir vielleicht dazu dienen kann, ſie deſto fleckenfreier der ſtrengeren Zukunft zu übergeben — findet der Kenner

ſchon dieſe erſte Anlage krank, vermißt er hier ſchon die Geſundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer verſicherte, ſo wandre die ganze Skizze zum Feuer.

Die Geſchichte des unglücklichen Dom Karlos und ſeiner Stiefmutter, der Königin, iſt von den intereſſanteſten, die ich kenne, aber ich zweifle ſehr, ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glaube ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leidenſchaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiſeſte Äußerung Verbrechen iſt, die mit einem unwiderruflichen Religionsgeſetz ſtreitet und ſich ohne Aufhören an der Grenzmauer der Natur zerſchlägt, kann mich ſchaudern, aber ſchwerlich weinen machen. Eine Fürſtin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückſeligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeſchlachtet worden, die durch die Leidenſchaft des Sohns und des Vaters gleich unmenſchlich gemißhandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorſicht und Schickſal, Zähneknirſchen gegen weltliche Konventionen abnötigen, aber wird ſie mir auch wohl Tränen ablocken? — Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen ſoll, ſo muß es — wie mich deucht — durch die Situation und den Charakter König Philipps geſchehen. Auf der Wendung, die man dieſem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan iſt auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps Darſtellung den franzöſiſchen Skribenten folge, als wenn ich bei Karlos Schilderung den Ferreras zum Grund legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, ſobald von Philipp dem Zweiten die Rede iſt — mein Stück fällt zuſammen, ſobald man ein ſolches darin findet, und doch hoffe ich der Geſchichte — das heißt der Kette von Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gotiſches Anſehen haben, wenn ſich in den Gemälden Philipps und ſeines Sohns zwei höchſt verſchiedne Jahrhunderte anſtoßen, aber mir lag daran, den Menſchen zu rechtfertigen,

und konnt ich das wohl anders und beſſer als durch den herrſchenden Genius ſeiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrige wird, wie ich mir einbilde, ſchon in dieſem erſten Aufzug verraten ſein. Wenigſtens war das meine Abſicht, und ich halte es für das erſte Requiſit der Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer erraten läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge widereinander ſchlagen.

Ein vollkommenes Drama ſoll, wie uns Wieland ſagt, in Verſen geſchrieben ſein, oder es iſt kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurrieren. — Nicht, als ob ich auf das letztere Anſpruch machte, ſondern weil ich die Wahrheit jenes Ausſpruchs überzeugend erkannte, habe ich dieſen Karlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterſchreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Weſen des guten Dramas gehöre, ſo wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des franzöſiſchen Trauerſpiels, für einen troſtloſen Behelf jener Sprache, für einen armſeligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre — in der Epopee verſteht ſichs und in der Tragödie. Sobald uns die Franzoſen ein Meiſterſtück dieſer Gattung in reimfreien Verſen zeigen, ſo geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leſer wird ſich ſelbſt und dem Dichter nützen, wenn er vor Leſung dieſer Fragmente die Geſchichte des Dom Karlos, Prinzen von Spanien, vom Abbé S. Real, welche kürzlich zu Eiſenach in der Überſetzung erſchienen iſt, nur flüchtig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geſchehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in ſolchen Fragmenten erſcheint und ich ohne dieſe Vorſicht alſo leicht der Indiskretion und Gewinnſucht eines Buchhändlers oder Schauſpieldirektors anheimfallen könnte, die meinen Karlos zuſammen druckten oder vor der Zeit auf ihr Theaterſchafott ſchleppten.

Personen des ersten Akts:

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Königin Elisabeth, Prinzessin von Frankreich, seine Gemahlin.
Dom Karlos, der Kronprinz.
Herzog von Alba, } Grandes von Spanien.
Graf von Lerma, }
Pater Domingo, Beichtvater des Königs, gewesener Inquisitor.
Dom Rodrigo, Marquis von Posa, Kammerjunker des Prinzen.
Fürstin von Eboli, } Damen der Königin.
Marquisin von Mondekar, }
Mehrere Damen und Grandes.

Die königlichen Gärten zu Aranjuez.

Erste Verwandlung.

Ein angenehmer Prospekt von Orangenalleen, Boskagen, Statuen, Urnen und springenden Wassern. Die Beleuchtung wird so eingerichtet, daß die vordere Bühne dunkel bleibt, die hintere aber munter und hell ist.

Erster Auftritt.

Karlos kommt langsam und in Gedanken versenkt aus dunkeln Boskagen, seine zerstörte Gestalt verrät den Kampf seiner Seele; einigemal steht er schüchtern still, als wenn er auf etwas horchte. Der Zufall führt ihn vor die Statue der Biblis und des Kaunus, er bleibt nachdenkend davor stehen — indem hört man hinter der Szene eine ländliche Musik von Flöten und Hoboen, die sich allmählich in der Entfernung verliert. Der Prinz verläßt die Statue in großer Bewegung, man sieht Traurigkeit und Wut in seinen Gebärden abwechseln, er rennt heftig auf und nieder und fällt zuletzt matt auf ein Kanapee. Unterdessen zeigt sich im Hintergrund der Pater Domingo und bleibt eine Zeitlang stehen, ihn zu beobachten. Endlich nähert er sich, auf das Geräusch ermuntert sich Karlos, und fährt unwillig auf.

Karlos.

Der Erzspion verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes — — was verlangt Ihr?

Wen ſucht Ihr hier? — Dorthin, ſoviel ich weiß,
Hat ſich der König mit dem Hof gezogen.

Domingo.

Der König, Prinz, und alle Grandes ſtehn
Verſammelt im Zitronenwald. Die Freude
Herrſcht allgemein, ſie zu vollenden, fehlt
Nur Karlos noch.

Karlos.

Sie plötzlich zu vergiften?
Iſt König Philipp ſeiner guten Laune
Schon ſatt, daß er die Nattern ſeines Sohns
Zu Gaſte ruft?

Domingo.

Mir unbegreiflich, Prinz.
Der ſchönſte Frühlingstag — die muntern Gärten —
Und ringsherum die blumenvolle Flur —
Der Himmel ſelbſt wetteifert mit der Gegend,
Die Kunſt mit der Natur — ſie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
Das prächtige Aranjuez, und doch
In ihrem Aug nicht eine Spur der Freude?

Karlos.

In dieſem lachenden Aranjuez
Sieht Karlos nichts — als ſeine finſtre Seele.

Domingo.

Doch eben dieſer rätſelhafte Gram,
Den wir ſchon lang in ihren Blicken leſen,
Der Schrecken ihres Reichs und das Geheimnis
Des ganzen Hofs, hat manche Träne ſchon
Dem König, ihrem Vater, ausgepreßt.

Karlos.

Fließt mir deswegen eine einzge minder?
Heilt dieſes Herz vielleicht, wenn ſeines blutet?

Nur Tränen hat er für den einzgen Sohn? —
Die gibt auch wohl ein Bettler ſeinem Kinde.
Er preſſe doch nur einen Tropfen Mohn
Aus ſeines Perus unerſchöpften Schachten,
Den Schmerz in dieſem Buſen einzuſchläfern; —
Er biete doch den prahlenden Tribut,
Den ihm ſein furchtbarer Vaſall, das Meer,
Aus beiden Indien herüberfront,
Ob er vielleicht den Henker ſeines Karls
Damit beſtechen kann? — Seht ringsherum —
Dies Paradies rief euer großer König
In eine fürchterliche Wildnis her —
Er rufe doch — ſein Karlos läßt ihn bitten —
Ein Lächeln auf mein Angeſicht.

Domingo.

Er wirds.
Nur brechen ſie dies grauenvolle Schweigen,
Nur öffnen ſie ihr Herz dem Vaterherzen.
Was Karl dem Philipp anvertraut, wird ja
Der König ihm gewähren.

Karlos.

Wird er das? —
Weh mir, und wenn er wollte — kann er das?
Und wenn ich mit des Todes letztem Lechzen
Es foderte? wenn der erhörte Wunſch
Den ſchon entwichnen Geiſt aus der Behauſung
Des Grabs zurücke holte? — Nimmermehr.

Domingo.

Ich zittre, Prinz — Was ſagt mir dieſes Rätſel?

Karlos.

Bin ich nicht eines großen Königs Sohn?
Mit halben Welten teil ich meinen Vater,
Und dennoch ſoll an einem einzgen Wunſch

Der große Königsſohn zu Tode ſchmachten?
O welch ein Wunſch — — und doch — ich will ja wenig —
Will ja nicht mehr, als ich mit ſoviel Armen
Umreichen kann — —

Domingo.

Wie! Wär es möglich Prinz?
Wär noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
Dem liebſten ſeiner Söhne weigerte? —
Ich ſtand dabei, als in Toledos Mauren
Der ſtolze Karl die Huldigung empfing,
Als graue Fürſten zu dem Handkuß wankten,
Und jetzt in einem — einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich ſtand und ſah das junge ſtolze Blut
In ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
Von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
Sein trunknes Aug durch die Verſammlung fliegen,
In Wolluſt brechen — Prinz — und dieſes Aug
Sprach laut: Ich bin geſättigt!

Karlos nach einem tiefen Nachdenken.

Jener Stunde
Vergeß ich nie — mit jener Stunde fing
Mein Leben an — ſie floh — es war vollendet.

Domingo.

Vollendet, Prinz? — ein mattes Vorgefühl
Der königlichen Zukunft — —

Karlos.

Es iſt aus.
Wenn ſchon das Kind von Diademen träumte,
Was kann der Jüngling wünſchen?

Domingo der ihn laurend anſieht.

Sie zu tragen?

Karlos.

Verwegner Menſch — Ihr ſprecht mit Philipps Sohn,
Nichts mehr davon — mir ſchauert vor dem Morgen,
Der hinter meines Vaters Sarge nur
Mir ſcheinen kann.

Domingo.

Und dennoch, edler Prinz.
Wenn Karlos ohne Hoffnung wünſcht, was ſonſt,
Was ſonſt als eine Krone kann er wünſchen?
Groß iſt die Welt — der Arm der Könige
Reicht weit —

Karlos.

Hier bricht er.

Domingo.

Auch der Arm der Kirche?
O reden Sie — Die Ruhe ſeines Sohns
Kann Philipp nicht zu teuer kaufen.

Karlos.

Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein raſender Geluſt
Geradenwegs nach ſeinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durſt
Nur das abſcheulichſte Verbrechen löſchte,
Worüber die beſudelte Natur
Erſchrocken beben und in Fieberſchauern
Sich werfen würde.

Domingo.

Das iſt ſchrecklich, Prinz.

Karlos.

Jetzt wißt Ihr alles — Geht, und denkt auch nie
Darüber nach — Hier endet Philipps Größe,
Kann ſein Befehl die Sterne rückwärts drehn
Und machen, daß ſich Nord und Süd umarmen? —

Ein ewiges, ein ſchreckliches Geſetz
Mit Blut in unſre Bruſt geätzt — die ſtarre
Unwandelbare Regel der Natur
Steht gegen mich, ein aufgetürmter Pfeiler,
Und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

Domingo.

Ich ſteh erſtaunt — Was für ein Ungeheuer
Liegt hier im Hinterhalt, wenn ſelbſt die Hoffnung
So vieler Throne keinen Reiz mehr hat?

Karlos.

Vergebens grübelt Ihr ihm nach. Ihr müßtet,
Monarch wie ich, in Mutterleib gekrönt,
Ihr müßtet in dem Himmelſtrich des Thrones
Erzogen worden ſein und an den Brüſten
Des Glücks gelegen haben, wenn Ihrs faßtet,
Was einen Fürſten foltert.

Domingo.

Wunderbar —
Noch wunderbarer — — — daß auch Ihre Mutter,
Die Königin, dasſelbe ſpricht — —

Karlos heftig auffahrend.

Was? Mutter? —
Das Wort auf deiner Zunge ſei verflucht,
Verflucht der Name aus der Schöpfung.

Domingo.

Prinz?

Karlos in großer Aufwallung herumgehend.

Sie meine Mutter? — Geh, Unglücklicher,
An eine Mauer haſt du mich geſchleudert —
Sie meine Mutter — Mutter ſagteſt du?
O Himmel, gib, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte.

Domingo.

Prinz,
Es ſind die heiligſte von allen Banden,
Die ſie hier läſtern.

Karlos.

Ketten wollt Ihr ſagen,
Furchtbarer, merkts Euch, raſſeln ſie im Abgrund
Der Hölle nicht — Galeeren laſſen los —
Das Grab gibt frei — die Ketten der Verdammnis
Zerbrechen endlich — dieſe Bande nicht.
Die Zärtlichkeit von allen Müttern, die
Geweſen ſind und die noch kommen werden,
Macht ewig nimmer wieder gut, was mir
Die einzige verdorben hat.

Domingo.

Was hör ich?
Täuſcht mich mein Ohr? Hat mich ein Traum betrogen?
Ganz Spanien liebt ſeine Königin
Bis zur Anbetung — Prinz — und Sie allein,
Sie ſollten ſie mit ſolchem Haß verfolgen?

Karlos hat ſich geſammelt, und wird betroffen.

Domingo.

Unmöglich, Prinz — ſo plötzlich werden Sie
Die Stimme Spaniens nicht Lügen ſtrafen,
So unnatürlich kann der feurige,
Für jede Schönheit ſo begeiſterte,
So offne Jüngling nimmermehr entarten.
Was, Prinz? — Das ſchönſte Weib auf dieſer Welt,
Beim erſten Blick Monarchin ohne Thron,
Kaum zweiundzwanzig Frühlingen entflogen,
Und eines Greiſen Frau — von der Natur
Zur Zärtlichkeit, zur Wolluſt ausgeſtattet —
An eines freudenloſen Eheſtands

Tyranniſche Galeere angeſchloſſen —
Franzöſin von Geburt — und Königin —
Und ehmals Ihre laut erklärte Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo ohne Hoffnung Greis und Jüngling lodern,
Friert Karlos nicht mit allen Hoffnungen.
Wo alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen,
So ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Nein, Prinz, — ich ſchwörs in Ihrer Mutter Seele —
Das wunderbare Rätſel Ihres Grams,
Die Königin — ich wette — kann es löſen.
Verwahren Sie ſich, Prinz, daß ſie es nie,
Wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre,
Die Zeitung würde ſchrecklich ſein.

Karlos, welcher dieſe ganze Rede durch die Augen tückiſch auf ihn gerichtet hat.

Meint Ihr?

Domingo.

Und äußerſt unerwartet — Wahrlich, Prinz,
Auf ihre Rechnung flüſtert ſich ſchon längſt
Von Ohr zu Ohr die luſtigſte Geſchichte.
Wenn Sie noch auf das letztere Turnier
Zu Saragoſſa ſich beſinnen mögen,
Wo unſern König ein Lanze ſtreifte —
Die Königin mit ihren Damen ſaß
Auf des Palaſtes oberſter Altane
Und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal riefs:
„Der König blutet!“ — Man rennt durcheinander,
Ein unvernehmlich Murmeln dringt zum Ohr
Der Königin: „Der Prinz?“ ruft ſie und will
Und will ſich von der höchſten Galerie
Herunterwerfen. „Nein! Der König ſelbſt“,

Gibt man zur Antwort „So laßt Ärzte holen",
Erwidert ſie, indem ſie Atem ſchöpfte.

Karlos nach einigem lebhaften Auf- und Niedergehen, mit erkünſtelter Gleichgültigkeit.

Ihr ſagt mir Wunderdinge, Freund.

Domingo.

Doch wohl
Nichts Überraſchendes?

Indem er ſich dem Prinzen vertraulich nähert.

Wie glücklich, Prinz,
Dürft ich dafür in Ihrer Seele leſen?

Karlos.

Ihr ſollts, hochwürdger Vater — Eurem Amte
Verſchweigt man nichts — Ihr klebt ja Eure Tugend
Auf Euren Rock — Umſonſt führt Ihr doch wohl
Den Schlüſſel nicht zu jedermanns Gewiſſen,
Umſonſt, denk ich, hat König Philipp Euch
Das Rechnungsweſen über alle Sünden
Der Prinzen vom Geblüt nicht übertragen.

Domingo.

Es gibt auch Lieblingswünſche, Prinz, wobei
Man das Gewiſſen nicht zum Richter nimmt.

Karlos.

Dergleichen Wünſche gibt es allerdings,
Doch das ſind Heimlichkeiten, die das Plaudern
Durchaus nicht leiden können.

Domingo.

Plaudern, Prinz,
Iſt meines Amtes ſtrafbarſte Verletzung.

Karlos.

Ich weiß, hochwürdger Vater, weiß ja wohl,
Wie treulich Ihr der Welt verſchweigt, was Euch
Gott im Vertrauen ſagen mag.

Domingo.

Auch, was
Mir meine anvertrauten Lämmer beichten.

Karlos nachdem er ſich eine Zeitlang bedacht hat.

Nur noch ein Wörtchen — eh mein ganzes Herz
Sich Euch auf Treu und Glauben überliefert —
Mißtrauen, Herr, vergibt man Philipps Blut,
Und keinen Freund entlaß ich ohne Probe.

Domingo.

Ich fürchte keine, Prinz.

Karlos.

Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — doch ſie beweiſt für Eure
Verſchwiegenheit mir alles. Hört mich an.

Domingo.

Mit Ungeduld.

Karlos.

Tief drinn in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen Euch,
Der jetzt vertrocknet iſt, wohin ein alter
Kaſtilianſcher König ſeine Schätze
Geflüchtet hat, als über Spanien
Die Furcht der Mauren kam. — Tief unten liegt
Ein großer ſchwarzer Quaderſtein, worunter,
Der Sage nach, drei Nächte vor dem Feſt
Der Auferſtehung, ſich der dumpfe Klang
Des Goldes hören laſſen ſoll, das jetzt
Gehoben werden kann. Wer reines Herzens
In dieſen Brunnen ſich hinunterläßt,
Rückt, wie ein Sandkorn, dieſen Felſen weg;
Doch kaum (fährt das Orakel fort), daß ihn
Ein Schalk berührt, bedecken ſchwarze Beulen
Des Frevlers Hand, und der erzürnte Schatz
Verſinkt um eines Turmes Höhe tiefer.

Domingo.

Im Ernſt, mein Prinz, ſagt man das wirklich ſo?

Karlos.

So wahr Ihr ehrlich ſeid — Man will ſogar
Waghälſe nennen, die, mit dem Geſpenſt
Es aufzunehmen, ſchon im Eimer hingen — —
Doch jählings kam die Angſt an ſie, ſie prieſen
Sich glücklich, daß ſie lebend wiederkamen.
Was dünkt Euch, frommer Vater? — Ihr und ich —
Wir könntens wohl auf gut Gewiſſen wagen?

Domingo.

Wir? — Nimmermehr! Dafür behüt uns beide
Der Himmel, Prinz — Der ſchwache Menſch verſuche
Den Teufel nicht — Mir liegt der Mammon gut,
Verzeihung, Prinz. Auch möcht ich in den Karten
Der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Karlos unwillig zurücktretend.

So, Böſewicht? — und an mein Herz willſt du
Die Wünſchelrute halten, daß ſie dir
Anſchlage, wo der Zauber liegt? — Du zitterſt
Vor Schrecken, die des Fiebers Phantaſie
Zuſammenflickte — und biſt frech genug
In meines Herzens Abſturz dich hinunter
Zu winden und Gedanken zu behorchen,
Ehrwürdiger, als die Myſterien
Der Unterwelt? — Elender! Weh dir ſelbſt!
Wohin — wenn dir dein Bubenſtück gelänge —
Wohin verkröchſt du dich? In einer Auſter
Gehirne krümmte deine Seele ſich,
Wenn ihr die meinige begegnen ſollte.

Domingo.

Prinz! Sie verkennen mich.

Karlos.

Ich kenne dich.
Biſt du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menſchenmäkler machte? Bin ich irre?
Biſt du es nicht, der die Geheimniſſe
Der Ohrenbeicht um bares Geld verkaufte?
Biſt du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunſt in fremdem Ehbett löſchte,
Den heißen Durſt nach fremdem Golde kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen ſaugte?
Biſt du es nicht, der ohne Menſchlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Meſſer hetzte?
Biſt du der Henker nicht, der übermorgen
Zum Schimpf des Chriſtentums das Flammenfeſt
Des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gaſtung gibt?
Betrüg ich mich? Biſt du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geſchrei des Volkes,
Des Volks, das ſonſt an Henkerbühnen ſich
Beluſtigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menſchheit
Aus dem entweihten Orden ſtieß —

Domingo.

Iſts möglich?
Prinz, überlegen Sie, wer ich — — —

Karlos.

O Gott,
Ich fühle, daß mich mein erhitztes Blut
An meinen fürchterlichſten Feind verraten,
Daß ich für eine Gotteslästerung
An jenem Tag Barmherzigkeit vom Himmel

Erlangen kann, Barmherzigkeit von dir
Für dieſe Wahrheit nicht! — Ich weiß voraus,
Daß König Philipp dir, den du am Seile
Zum Himmel und zur Hölle lenkſt, den Arm
Zu deiner Rache borgen wird — daß ich
Das Schröcklichſte zu fürchten hätte, wenn
Das Schröcklichſte nicht hier verborgen läge.

Domingo.

Wie ſehr beklag ich Sie, mein armer Prinz!
Sie ſelbſt, Sie peinigen Ihr Herz mit leeren
Grundloſen Phantaſien.

Karlos.

O zu gut,
Zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
Verraten bin — ich weiß, daß tauſend Augen
Beſoldet ſind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp ſeinen einzgen Sohn
An ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Silbe
Dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
Als er noch keine gute Tat bezahlte.
Ich weiß, daß er vielleicht die edelſte
Provinz des Reichs um mein Geheimnis gäbe,
Weiß, daß er dieſen ſchwachen Knaben mehr
Als das vereinigte Europa fürchtet,
Und ich geſtehe, daß er Urſach hat.
Er will gehen.

Domingo.

Wohin, mein Prinz? Mit dieſem rätſelhaften
Bericht ſoll ich zum König?

Karlos.

Geht nach Hauſe,
Und hinterbringet dem, der Euch geſandt:

Nicht ganz umſonſt — das laß ihm Karlos melden —
Warf er den Angel aus, doch könnt es leicht
Geſchehen, daß er mehr ans Ufer zöge,
Als er zu finden willens war. Man ſpricht
Von Baſilisken, deren bloßer Anblick
Vergiften ſoll — — er laſſe mein Geheimnis
In Frieden gehn. Der Tag, ſo es enthüllt,
Wird ſeiner Ruhe letzter ſein.

Domingo.

Der letzte?

Karlos.

Beweinenswerter Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswert! — Schon ſeh ich in die Zukunft —
Schon ſeh ich ſie, zwo ungeheure Schlangen,
Furcht und Verdacht, an deiner Seele ſaugen,
Dein unglückſelger Fürwitz übereilt
Die fürchterlichſte der Entdeckungen,
Und weinen wirſt du, wenn du ſie gemacht.
Dein Gold kann ſich erſchöpfen — deine Heere
In wilden Schlachten fallen — deine Flotten
In Stürmen untergehen — ihren Zügel
Zerreißen deine Völker — unter dir
Zuſammenbrechen deine Throne. Nichts
Haſt du verloren, wenn dein Herz dir bleibt.
Doch hier, ach hier bedroht dich eine Wunde,
An welcher ſich auch Könige verbluten,
Die ewig ohne Löſchung brennt, für die
Kein Balſam wächſt in deinen Reichen allen —
Noch ſchmerzt die Wunde nicht; kennſt du ſie nie,
Wird ſie dich niemals ſchmerzen!

Raſch gegen Domingo und höchſt bedeutend

Mein Geheimnis

Möcht er in Frieden laſſen. Ich hab ihn
Gewarnt.

Der Dominikaner entfernt ſich. Karlos begleitet ihn mit den Augen, bis er verſchwunden iſt, dann verfällt er in grübelndes Nachdenken und macht ſich Vorwürfe, daß er dem argliſtigen Prieſter zuviel Blößen gegeben. Wie er im Begriff iſt, hinwegzugehen, ſieht er ſeinen alten akademiſchen Freund, Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, der eben jetzt von Brüſſel in Aranjuez anlangte, durch die Allee herabkommen.

Zweiter Auftritt.

Karlos. Der Marquis.

Karlos.

— — — Was ſeh ich? O, ihr guten Geiſter!
Mein Rodrigo!

Marquis dem Prinzen um den Hals fallend.

Mein Karlos!

Karlos.

Iſt es möglich?
Iſts wahr? iſts wirklich? biſt dus? — O, du biſts!
Ich drück an meine Seele dich. Ich fühle
Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O, jetzt iſt alles wieder gut. In dieſer
Umarmung iſt mein krankes Herz geneſen.
In meinem Mark iſt Ewigkeit. Ich liege
Am Herzen meines Rodrigo.

Marquis.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? — Und was iſt wieder gut?
Was iſts, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtutzen macht.

Karlos.

Und was
Bringt dich ſo unverhofft aus Brüſſel wieder?

Wem dank ich dieſe Überraſchung? — Wem?
Ich frage noch? — — Verzeih dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung — —
Wem ſonſt, als dir, Allgütigſte? Du wußteſt,
Daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
Mir dieſen, dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung, Prinz, wenn ich dies ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwidre.
So war es nicht, wie Poſa Philipps Sohn
Erwartete — ſo fürchterlich umarmte
Mich Karl noch nie. Ein unnatürlich Rot
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und Ihre Lippen brennen fieberhaft.
Was muß ich glauben, teurer Prinz? — Das iſt
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet.
Jetzt, Prinz, ſteh ich als Rodrigo nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle,
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm ich Sie — es ſind die flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Hals jetzt weinen
Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.
Der Tag iſt da, der ſchreckenvolle Tag,
Der ohne Hoffnung ihre Freiheit endigt.
Tyranniſch wühlt Dom Philipp in dem Herzen
Des freigeborenen Brabants. Verderben
Droht ihrem Haupt, der Einſturz ihren Kirchen,
Wenn Herzog Alba, Gottes Strafgericht,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüſſel rückt und ihren Glauben muſtert.
Auf Kaiſer Karls glorwürdgem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieſer edlen Lande.

Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
Vergeſſen hat, für Menſchlichkeit zu ſchlagen.

Karlos nach einigem Stillſchweigen.
So ſtürzt ſie denn dahin.

Marquis.
Iſt das die Antwort,
Die Karlos der Verzweiflung gibt?

Karlos.
Was ſoll ich?
Was will man denn? Nur Tränen kann ich geben,
Und Tränen brauch ich für mich ſelbſt. Verließ
Der Himmel mich — was liegt an Nationen?

Marquis.
Hier kenn ich meinen Karl nicht mehr. Spricht ſo
Der große Menſch — vielleicht der einzge, den
Die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht ſtand — den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffentums, von welchem ſchon das zweite
Jahrtauſend ſich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde ſtieß — der gegen Prieſterblitze
Und eines Königs ſchlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rauſch die Rechte
Der unterdrückten Menſchheit gelten machte,
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Turme
Der Santa Kaſa für die Duldung ſtimmte? — —
So fliehe dann aus dem Gebiet der Chriſten,
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
Bekehre dich zu frommer Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh unter, freies Flandern! — Dein Erretter
Verlor den Mut, den Wahnwitz zu bekriegen.

Karlos aus einer Zerſtreuung erwachend und den Marquis bei der Hand faſſend mit ſanfter Wehmut.

Sprichſt du von mir? — Du irrſt dich, guter Menſch —
Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
Dems feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit ſprach — doch der iſt lang begraben;
Den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
Der zu Alkala von dir Abſchied nahm,
Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
Das Paradies dem Schöpfer abzuſehn
Und dermaleins als unumſchränkter Fürſt
In Spanien zu pflanzen — O der Einfall
War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbei
Sind dieſe Träume — ein verborgner Wurm
Frißt an dem Herzen dieſer ſtolzen Staude,
Auf ewig iſt ihr Wuchs dahin.

Marquis.

O Gott,
Was iſt geſchehen, teurer Prinz? — Mir ahndet
Die ſchrecklichſte Geſchichte.

Karlos an Rodrigos Buſen ſich lehnend.

Laß mich weinen,
An deinem Herzen blut'ge Tränen weinen,
Du einz'ger Freund — — Ich habe niemand, niemand,
Auf dieſer großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle, keine, keine, wo
Ich meiner Tränen mich entlaſten darf,
Als dieſe!

Mit einer feierlichen Heftigkeit.

O! bei allem, Rodrigo,
Was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,

Von dieſer Stelle, Rodrigo, verjage,
Verjage mich von dieſer Stelle nicht.

Marquis neigt ſich gegen ihn in ſprachloſer Rührung.

Karlos.

Sieh, meine Lippen brennen heiß auf dir,
Heiß fällt der Tränenſtrom auf deine Seele;
Dein künft'ger Fürſt geht betteln um dein Herz,
Arm ohne dich bei ſieben Diademen;
Berede dich, ich wär ein Waiſenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Fürſtenknabe —

Marquis.

Schrecklicher Gedanke,
Doch allzuwahr! —

Karlos.

O, wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden biſt, mich zu verſtehn —
Wenns wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
Den Rodrigo im Karlos wiederholte,
Und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
Am Morgen unſers Lebens gleich bezog,
Wenn eine Träne, die mir Lindrung gibt,
Dir teurer iſt als meines Vaters Gnade — —

Marquis.

O gern will ich ſie weinen.

Karlos.

Sieh! So tief
Bin ich geſunken — bin ſo arm geworden,
Daß ich an unſre frühen Kinderſzenen
Dich mahnen muß, daß ich dich bitten muß,
Die längſt geſtrichne Schulden heimzuzahlen,

Die du noch in der Ammenſtube machteſt.
Als du und ich, zween Knaben wilder Art,
So brüderlich zuſammen aufgewachſen,
Als mein Gewiſſenswurm kein andrer war,
Als mich von dir beſchämt zu ſehn, ich endlich
Mich kühn entſchloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu ſein,
Da fing ich an, mit tauſend Zärtlichkeiten
Und warmer Bruderliebe dich zu quälen;
Du ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück.
Ich ſtand und ſah den Kuß, wornach ich geizte,
Vorbei an mir auf fremde Wangen fallen,
Oft ſtand ich da, und — doch das ſahſt du nie —
Und heiße ſchwere Tränentropfen hingen
In meinem Aug, wenn du, mich überhüpfend,
Vaſallenkinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich weinend aus,
Bin ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du ſchielteſt mich bedaurend an: Nimm du
Mit deinem Thron vorlieb — — Monarchenknabe!

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamrot machen.

Karlos.

Ich hat es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
Zerreißen konnteſt du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen — dreimal wieſeſt du
Den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn
Und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall tat, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geſchahs bei unſern Kinderſpielen,
Daß meines Vaters zahmer Pavian

Dich ärgerte, der Pavian, ſein Liebling,
Den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.
Ein Meſſer warfeſt du nach ihm, das Tier
Lief heulend zu dem König und blieb tot
Zu ſeinen Füßen liegen. Raſend ſprang
Der König auf, ein ſchrecklicher Befehl
Beruft die ganze Dienerſchaft des Hofes,
Den Täter zu erfragen. Der Monarch
Schwört einen fürchterlichen Schwur, den Mord
Des Tiers, und wärs an ſeinem eignen Kinde,
Barbariſch zu beſtrafen. — Damals ſah ich
Dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füßen
Des Königs hin. Ich tat es, rief ich aus,
An deinem Sohn erfülle deine Rache.

Marquis.

Nichts mehr, um Gottes willen, Prinz —

Karlos.

Sie wards.

Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
Das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Mein Blut,
Das Blut von dreißig königlichen Ahnen
Floß ſchändlich unter unbarmherzgen Streichen,
Ich weinte nicht — des Schmerzens Übermaß
Schlug meine Zähne knirſchend aneinander,
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Mein Stolz
Empörte ſich, ich ſagte zu mir ſelbſt:
Bin ich nicht ein geborner Fürſt? Iſts nicht
Der Boden meines Erbreichs, wo ich jetzt
Gleich einem Wurm mich winden muß? Wer ſind ſie,
Die dieſe knechtiſche Begegnung ſehn?

Wie heißen ſie, wenn ich ein Mann ſein werde?
Jetzt fühlt ich keine Rute mehr, nur dieſe
Zermalmende Erinnerung — ein Blick —
Ein Blick auf dich, ich war vergnügt. Den König
Erbitterte des Knaben Heldenmut.
Drei fürchterliche Stunden zwang er mich
Auf hartem Holz ihn kniend abzubüßen.
So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
Von Rodrigo geliebt zu ſein — du kamſt,
Lautweinend ſankſt du mir zu Füßen: Ja,
Ja! — riefſt du aus — mein Stolz iſt überwunden —
Ich will bezahlen, wenn du König biſt.

Marquis in der heftigſten Aufwallung.

Und mich verleugne zwiſchen Tod und Leben
Die himmliſche Barmherzigkeit — das Tor
Des Paradieſes ſchlage eilend zu,
Wenn einſt mein abgeſchiedner Geiſt dort landet,
Die Auferſtehung miſſe mein Gebein,
Gott meine Seele, wenn ich je — —

Karlos.

Halt ein,
Du ſollſt nicht ſchwören —

Marquis.

Wenn ich je vergeſſe,
Was Karl für ſeinen Rodrigo getan,
Was Rodrigo dem Karlos zugeſchworen —
Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jetzt, jetzt,
O zögre nicht — jetzt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo du vergelten kannſt,
Ich brauche Liebe.

Marquis.

Liebe, beſter Prinz,

Iſts ja allein, woran Dom Rodrigo
Nicht ärmer iſt als ſeines Königs Sohn.

Karlos.

Ein unerträgliches Geheimnis brennt
Auf meiner Bruſt — es ſoll — es ſoll heraus,
Ich will und muß das Urteil meines Todes
In deinen totenbleichen Mienen leſen.
Hör an — erſtarre — doch erwidre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprichs aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Rund der Welt
Kein Elend an das meine grenze — ſprich,
Geſteh, daß eines Raſenden Gelüſte,
Der ſich an ſeiner Kette Klang ergötzt,
Beſcheidener als meine Wünſche lauten.
Was du mir ſagen kannſt, errat ich ſchon —
Der Sohn liebt ſeine Mutter — Weltgebräuche,
Die Tafeln der Natur und Roms Geſetze
verklagen dieſe Leidenſchaft. Mein Wunſch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Liebe,
Ich fühls, und dennoch lieb ich. Dieſer Weg
Führt nur zu Wahnſinn oder — Blutgerüſte,
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens,
Das ſeh ich ja, und dennoch lieb ich.

Marquis.

Weiß
Die Königin um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt ich
Mich ihr entdecken? — Sie iſt Philipps Frau

Und Königin, und das iſt ſpanſcher Boden —
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
Wie konnt ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
Daß von der hohen Schule mich der König
An ſeinen Hof zurückberief — daß ich
Sie täglich anzuſchauen, anzuhören
Verurteilt bin, und — wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Rodrigo,
Daß dieſer Brand in meinem Buſen wütet,
Daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändnis ſchon auf meinen Lippen meldet,
Doch ſcheu und feig zurück zum Herzen kriecht.
O Rodrigo — nur wen'ge Augenblicke,
Nur ſoviel Zeit als Menſchen nötig haben,
Mit Gott ſich zu vergleichen, ſchenke mir
Allein mit ihr — und nimm dafür die ganze
Unſterblichkeit des Karlos zur Verſchreibung.

Marquis.

Prinz — Prinz — was Sie auch willens ſind zu tun,
Bei dem Allmächtgen bitt ich — ſchonen Sie
Der Ruhe Ihres Vaters —

Karlos.

Meines Vaters?
Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens,
Von meinem Vater ſprich mir nicht — unheilbar
Auf ewig ſprangen zwiſchen mir und ihm
Die demantſtarken Bande der Natur.

Marquis.

Sie haſſen Ihren Vater!

Karlos.

Nein! O Gott!

Ich haſſe meinen Vater nicht — doch Schauder
(Kann ich dafür?) und Höllenangſt ergreifen
Bei den zwo fürchterlichen Silben mich,
Als hört ich alle Sünden meines Lebens
Am Tag des Weltgerichts herunterleſen.
Kann ich dafür, wenn eine viehiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
Der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein Vater, ſagſt du? Recht! Mit dieſem Namen
Erſchreckten meine Ammen mich — das war
Von allen Künſten ihrer Kinderzucht
Die wirkſamſte, wenn alle Rutenſtreiche
An mir verloren waren — Sieben Jahre
Hatt ich gelebt, als mir zum erſtenmal
Der Fürchterliche, der, wie ſie es nannten,
Mein Vater war, vor Augen kam — es war
An einem Morgen, wo er ſtehnden Fußes
Vier Bluturteile unterſchrieb — nach dieſem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Beſtrafung angekündigt ward — o Gott!
Hier fühl ich, daß ich bitter werde; weg,
Weg, weg von dieſer Stelle.

Marquis.

Nein! Sie ſollen,
Jetzt ſollen Sie ſich öffnen, Prinz. In Worten
Verblutet ſich der ſtille Gram ſo gern.

Karlos.

Oft hab ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Mohren ſchliefen,
Mit heißen Tränengüſſen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung, eiskalt ſtand ich wieder auf.

Was iſt das? Wer erklärt mir das? — Sonſt iſt
Die Welt zu eng, die Liebe aufzufaſſen,
Die hier in meinem Buſen für ſie quillt — —
Hier ſchlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern,
Die meinem Vater zinsbar ſind. Dies Herz,
Groß wie mein Rang, der Menſchheit aufgetan,
Und weit genug, die Schöpfung zu umſchließen,
Dies Herz allein — nicht meine Erſtgeburt,
Nicht meiner Ahnen prahleriſche Kette,
Die tief im Heidentum ſich untertaucht —
Dies Herz allein iſt mein Beruf zum Thron,
Und dieſes Herz — O, weint um mich, ihr Armen —
Verſchließt ſich einem Menſchen nur — nur einem —
Und wer iſt das?

Marquis.

Abſcheulich!

Karlos.

Rodrigo,
Enthülle du dies wunderbare Rätſel
Der Vorſicht mir — Warum von tauſend Vätern
Juſt eben dieſen Vater mir? und ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverſöhnlichere Gegenteile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht,
Wie mochte ſie die beiden letzten Enden
Des menſchlichen Geſchlechtes — mich und ihn
Durch ein ſo heilig Band zuſammenſchmieden?
Furchtbares Los! warum mußt es geſchehn?
Warum zween Menſchen, die ſich ewig meiden,
In einem einzgen eigenſinngen Wunſch,
Auf einem Brett, das keine Teilung duldet,
In unglückſelger Harmonie ſich finden?
Hier, Rodrigo, ſiehſt du zwei feindliche

Geſtirne, die, im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal, in ſcheitelrechter Bahn
Zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
Und ewig auseinander fliehn!

Marquis.

Mir ahndet
Ein ſchreckenvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume — Zweifelnd ringt
Mein guter Geiſt mit gräßlichen Gelüſten,
Durch labyrinthiſche Sophismen kriecht
Mein unglückſelger Scharfſinn, bis er plötzlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande ſtutzt — — —
O, Rodrigo, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Rodrigo — ich ſehe
Dein totenblaſſer Blick hat mich verſtanden —
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König ſein?

Der Marquis beſchwört den Prinzen, ſeiner Leidenſchaft keinen Schritt zu erlauben, den er nicht zuvor der Freundſchaft anvertraut hätte. Der Prinz wirft ſich ganz in ſeine Arme und fodert ihn bei dem heiligen Gelübde ſeiner Liebe auf, ihm eine Zuſammenkunft mit der Königin zu bewirken. Die Königin iſt zur nämlichen Zeit in Aranjuez; die Einſamkeit der Gegend, die zwangloſe Sitte des Landlebens machen eine ſolche Zuſammenkunft hier leichter möglich als zu Madrid. Der Marquis hat Gelegenheit, in den flandriſchen Angelegenheiten Audienz bei der Königin zu erhalten, und verſpricht dem Prinzen, ihre Empfindungen für ihn zu erforſchen und ſie zu dieſer Unterredung zu ſtimmen. Die Königin pflegte ſich die meiſte Zeit, daß der Hof zu Aranjuez war, in einer Eremitage aufzuhalten, die ſie vorzüglich liebte. Dahin geht jetzt der Marquis, nachdem er zuvor dem Prinzen geraten hatte, in der Nähe dieſes Platzes verſteckt zu ſein, damit er ſogleich auf das gegebene Zeichen erſcheinen könnte.

Zwote Verwandlung.

Eine Einſiedelei im Garten zu Aranjuez.

Dritter Auftritt.

Die Königin. Die Fürſtin von Eboli. Die Marquiſin von Mondekar, welche ſich mit kleinen Gärtnerarbeiten beſchäftigen. Der Marquis von Poſa tritt auf und wird durch die Fürſtin der Königin vorgeſtellt; nach einer kurzen Unterredung ſchickt die letztere die Fürſtin weg, und die Marquiſin verliert ſich in die andere Gegend der Eremitage.

Vierter Auftritt.

Die Königin und der Marquis.

Königin.

Hier zeig ich Ihnen meine Welt. Dies Plätzchen
Hab ich mir längſt zum Liebling ausgeſucht.
Wie ſchön iſts hier — wie herzlich — wie vertraulich —
Hieher — ſo ſcheint es — hat ſich die Natur
Vor den Verfolgungen der Kunſt geflüchtet.
In unbelauſchter Freiheit wohnt ſie da,
Von wenigen empfunden — o wie gerne
Verzeih ich hier dem König ſein gerühmtes
Aranjuez — die prächtige Verſtümmlung
Der Werke Gottes.

Marquis.

So verächtlich ſpricht
Die Königin vom achten Erdenwunder?

Königin.

Bewundern Sie die glatten Buchenwände,
Der Bäume banges Zeremoniell,
Die ſtarr und ſteif und zierlich wie ſein Hof,

In trauriger Parade um mich gähnen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
Die Buſenfreundin meiner jungen Jahre,
Hier ſind ich meine Kinderſpiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Wird mein Gemahl die Sehnſucht mir verargen?
Ich bin in Spanien — ſo ſchnell vergeſſen
Pariſer Mädchen ihre Heimat nicht.

Marquis.

Doch, wenn ſie darum nur Paris verließen,
Um Königinnen hier zu ſein?

Königin.

O ſtille!
Deswegen bin ich ja dem Platz ſo gut,
Weil ich das hier vergeſſe.

Marquis.

Königin?

Königin.

Weil dieſe friedliche Umſchattung mir
Den freudeloſen Rang verhehlt, in welchen
Ihr mich lebendig einzumauren wußtet.
Betrübter Rang, der von der ganzen Welt
Durch einen unglücksvollen Spalt mich ſcheidet,
Der zwiſchen meinen königlichen Gram
Und eines Freundes offne Bruſt ſich lagert,
Der mir die Träne zum Verbrechen macht,
Die ich ſo gern an ſeinem Halſe weinte! — —
Einſiedlerin auf einem öden Thron,
Auf welchen nie das Mitleid mich begleitet,
Wo nichts als ſklaviſche Verehrung mir
Nach einer hergebrachten Formel räuchert,
Mein Herz umſonſt nach einem Herzen lechzt —
Die Puppe des tyranniſchen Hofgebrauches,

Der eure Fürſten wie vergiftete
Taranteln hütet, eure Königinnen
Wie Mumien vor der Berührung ſchützt,
Wo ſind ich, was ich ſuche? — eine Seele,
Die ſich vertraulich an die meine ſchmiegte?

Der Marquis nimmt hier Gelegenheit, das Geſpräch auf ihre Situation mit dem König — auf die Jahre ihrer frühen Jugend — auf ihre Bekanntſchaft mit dem Prinzen zu lenken. Sie zeigt ihm überall — ausgenommen in betreff des Prinzen — die vertrauteſte Offenherzigkeit. Er erzählt ihr die Geſchichte des letztern und ihre eigene unter einer fremden Einkleidung, wodurch ſie merklich beunruhigt wird. Der Schluß dieſer Erzählung iſt, daß die Königin, von dem lebhafteſten Anteil dahingeriſſen, die Empfindungen ihres Herzens verrät. Der Marquis gibt dem Prinzen das Zeichen, und zum Schrecken der Königin tritt der letztere auf. Jener zieht ſich in die Eremitage zurück, die Damen der Königin unter der Zeit zu beſchäftigen.

Fünfter Auftritt.

Die Königin und Karlos.

Karlos vor ihr niedergeworfen.
So iſt er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf dieſe teure Hand berühren,
Und meine ſchwellende Empfindung darf
In wolluſtvollen Strömen ſich ergießen.
O heller Strich in meinem Lebenslauf;
Jetzt bin ich glücklich.

Königin.
Unbeſonnener!
Was für ein Schritt! Welch eine ſtrafbare
Tollkühne Überraſchung! Stehn Sie auf!
Um Gottes willen ſtehn ſie auf! — Die Gegend
Hat Augen, und mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.

Ich ſteh nicht auf — hier will ich ewig knien.
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieſer Stellung angewurzelt kleben,
Bis über mir und unter mir das Rad
Der Schöpfung ſtill geſtanden.

Königin.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit treibt Sie meine Gnade!
Wie? Wiſſen Sie, in welches Heiligtum
Sie dieſen frevelhaften Einbruch wagen?
Unglücklicher, daß es die Königin,
Daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
Verwegne Sprache richtet? Wiſſen Sie,
Daß ich den Schänder meiner Majeſtät
Dem Arme des Gerichts zu übergeben
Gezwungen bin?

Karlos.

Und daß ich ſterben muß.
Man reiße mich von hier aufs Blutgerüſte,
Man richte mich wie einen Hochverräter,
Ein Augenblick gelebt im Paradieſe
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt.

Königin mit dem ſchmelzendſten Tone.

Und Ihre Königin?

Karlos ſteht ſchnell auf.

Gott! Gott! ich gehe,
Ich will Sie ja verlaſſen. — Muß ich nicht,
Wenn Sie es alſo fodern — Mutter! Mutter!
Wie ſchrecklich ſpielen Sie mit mir! ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Wirft zwiſchen Höll und Himmel mich herum,
Gebietet mir zu ſein und zu vergehen.

Was wollen Sie, das noch geſchehen ſoll?
Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen.

Königin.

Fliehen Sie!

Karlos ſteht in banger Unentſchloſſenheit.

O Gott!

Königin.

Das einzge, Prinz, warum ich Sie mit Tränen
Beſchwöre — fliehen Sie, eh die Prinzeſſin,
Eh meine Pagen, meine Kerkermeiſter,
In dieſer wilden Wallung Sie und mich
Beiſammen finden und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen — — Noch,
Noch ſchwanken Sie und ſtehen unentſchloſſen? —
Unglücklicher, wohlan, ſo bleibe denn,
Uns beide zu verderben.

Karlos.

Ich erwarte
Mein Schickſal — es ſei Leben oder Tod.
Hätt ich umſonſt durch jedes Hindernis
Und jedes Labyrinth der Etikette
Und alle Minotauren dieſes Hofs
Und alle Schlingen Philipps mich geſchlagen?
Was? hätt ich darum meine Hoffnungen
Auf dieſen einzgen Augenblick verwieſen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
Daß mich am Ziele feige Schrecken täuſchten?
Nein, Königin! Die Welt kann hundertmal,
Kann tauſendmal um ihre Achſe treiben,
Eh dieſe Gunſt der Zufall wiederholt.

Königin.

Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder,
Unglücklicher, was wollen Sie von mir?

Karlos.

O Königin — Daß ich gerungen habe,
Gerungen wie kein Sterblicher noch rang,
Iſt Gott mein Zeuge — Königin, umſonſt —
Hin iſt mein Heldenmut, ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon — hinweg mit dieſer Sprache —
Um meiner Ruhe willen, ſchweigen Sie.

Karlos.

Nein! Ich will reden. Mein gerechter Schmerz
Erleichtre ſich in wütender Verwünſchung.
Sie waren mein. Im Angeſicht der Welt
Mir zugeſprochen von zwei großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geſtohlen.
Geſtohlen — o das iſt das wahre Wort —
Laut will ichs ihm in beide Ohren rufen,
Laut durch die ganze weite Erde ſchrein,
Ein königlicher Dieb hat mich beſtohlen.

Königin ſehr ernſthaft.

Es iſt Ihr Vater.

Karlos.

Ihr Gemahl.

Königin.

Der Ihnen
Das größte Reich der Welt zum Erbe gab.

Karlos.

Und Sie zur Mutter!

Königin.

Großer Gott, Sie raſen —

Karlos.

Und weiß er auch, wie reich er iſt? Hat er
Auch warmes Blut, ſich ſeines Raubs zu freun?
Hat er ein Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Ich will nicht murren. Große Vorſehung,
Ich will es dir vergeben, will vergeſſen,
Wie unausſprechlich ſelig ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur er es iſt,
Er iſts nicht — hör es, große Vorſehung!
So frevelhaft beſchimpft er deine Gabe!
Er iſt es nicht — das, das iſt Höllenqual!
Er iſt es nicht und wird es niemals werden!
Du nahmſt mir meinen Himmel nur,
Um ihn in Philipps Armen zu vertilgen.

Königin.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
Wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
Wie Philipp lieben kann, und wie er freite.
Unglückliche Prinzeſſin — nicht allein
Mein Schickſal, auch das Ihrige bewein ich.
Allmächtige Natur! Ein ſolch Geſchöpf,
Wie keines dir noch ſeit Jahrtauſenden
Gelungen iſt, wie in Jahrtauſenden
Dir keines mehr gelingen wird, und jetzt,
Jetzt, jetzt — erröte für dich ſelbſt, Natur!
Zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge
Für einen Frieden ſchändlich hingeſchlachtet —
Im Kabinett und bei verſchloſſnen Türen
Durch einen Klub von Räten und Prälaten
Zu ſeiner Ranggehilfin ausgewürfelt,
Auf Krämerart gefeilſcht und dann dem Käufer

Nach abgeſchloßnem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!

Königin.

O ſtill davon!

Karlos.

Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentin etwa? — Nimmermehr! Wie könnten,
Wo Sie Regentin ſind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie? Oder ſind Sie Philipps Frau? Unmöglich,
Ich kanns nicht glauben. Eine Frau beſitzt
Des Mannes Herz, und hat er eins zu geben?
Und bittet er nicht jede Schmeichelei,
Die ihm vielleicht im Fiebertraum entwiſchte,
Dem Zepter ab und ſeinem grauen Haar?

Königin.

Wer machte Sie ſo ſtolz, dies zu behaupten?
Wer ſagte Ihnen, daß in Philipps Armen
Mein Los beweinenswürdig ſei?

Karlos.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es in meinen Armen
Beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegenteil mir ſagte?
Wenn Philipps herzliche Gefälligkeit
Und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
Weit inniger als ſeines ſtolzen Sohns
Verwegene Beredſamkeit mich rührte?
Wenn dieſe eiferſüchtge Angſt um mich,
Und dieſer Geiz mit ſeines Weibes Liebe
Mir ſchmeichelte? Wenn mich die langſame

Und überlegte Achtung eines Greiſen,
Wollüſtiger als eines jungen Manns
Aufwallende Verehrung kitzelte?

Karlos unwillig und bitter.

Das iſt was anders. Freilich wohl! Vergebung!
Ich wußt es nicht, bei Gott, ich wußt es nicht,
Daß Sie den König lieben.

Königin.

Dieſes ſtolze
Gelächter kenn ich — nein, ich lieb ihn nicht —
Doch unterlaß ich nie, es ihm zu heucheln,
Weil ihn die ſüße Täuſchung glücklich macht.

Karlos nachdem er etlichemal ſtillſchweigend auf- und nieder-gegangen.

Sie haben nie geliebt?

Königin ſteht betroffen.

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin nach einer Pauſe.

Ich liebe nicht mehr.

Karlos raſcher.

Weil es Ihr Eid? Weil es Ihr Herz verbietet?

Königin in ſichtbarer Beunruhigung.

Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es Ihr Herz? Weil es Ihr Eid verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht — ich bitte, gehen Sie?

Karlos.

Weil Ihre Pflicht?

Königin.

O Himmel, ſchweigen Sie,
Und fliehen Sie und fragen Sie nicht weiter.

Karlos.

Weil Ihre Pflicht mit Ihrem Herzen ſtreitet?

Königin nach einer Pauſe, worin ſie ihn ſtarr angeſehen.

Unglücklicher — wozu die traurige
Zergliederung des ſchrecklichen Geſchickes,
Dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?
Dem wir gehorchen müſſen?

Nach einer großen Pauſe wendet er ſich mit Majeſtät und Ernſt zu der Königin.

Ich bin Fürſt —
Der Erbprinz Spaniens — der einzge Sohn
Des Mächtigſten auf dieſer Hemiſphäre.
Geraume Zeit, eh ich ſie ſelbſt betrat,
War ſchon der beſte Teil der Welt mein eigen.
Ich nahm die Bruſt von einer Königin,
Und Kronen trugen meine Wärterinnen,
Was müſſen ſei, erfuhr der Knabe nie,
Wird ſich der Jüngling an das Wort gewöhnen?
Es zu erfüllen, ſteht ein Weltkreis da,
Es auszuſprechen, iſt für meinesgleichen.

Königin.

Was wollen Sie mit dieſem ſonderbaren
Und feierlichen Vorbericht?

Karlos.

Soviel,
Daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,
Wo er zu wollen hat — daß Karlos nicht
Geſonnen iſt, der Unglückſeligſte

In ſeinem Reich zu bleiben, wenn es ihn
Nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet,
Der Glücklichſte zu ſein.

Königin faßt ſeine Rede mit Beſtürzung auf.

Wie? Was iſt das?
Verſteh ich Sie? — — Sie wollten alſo? — Wie?
Sie hofften noch?

Karlos feſt.

Ich hoffe.

Königin.

Raſender!
Wo alles, alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren als die Toten.

Königin.

Auf mich? Auf Ihre Mutter hoffen Sie?

Karlos.

Auf meines Vaters Frau.

Königin.

Was hör ich? — Gott!
Auf Ihres Vaters Leichnam, auf den Trümmern
Des Allerheiligſten gedenken Sie
In meinen Arm zu eilen — eine Tat,
Wovor die Sonne ſchamrot ſich verkriechen,
Worüber Menſchen, Schöpfer und Natur
In allgemeinem Sturme ſchaudern würden?

Karlos.

Nur die Natur.

Königin.

Und alle göttlichen
Und himmliſchen Geſetze.

Karlos.

Nein, ſag ich.

In meines Vaters Diebſtahl miſchte ſich
Der Himmel nicht — ein ſo allmächtig Band,
Als uns vereinigte, zerriß nur Philipp,
Der Himmel nicht — die Rechte meiner Liebe
Sind älter als die Formel am Altar
Und gelten mir in voller Größe wieder,
Wenn Philipps Tod das Band der Kirche bricht.
Ich frevle. Doch — in meinen eignen Reichen,
Und das Geſetz iſt auch mein Untertan,
Ich ſtürze dieſen unbarmherzgen Richter
Und ſetze meine Kreaturen ein.

Königin mit ruhiger Hoheit.

Das können Sie — der neuerwählte König
Kann mehr als das, kann die Verordnungen
Des Abgeſchiednen durch das Feuer vertilgen,
Kann ſeine Bilder ſtürzen, ſeinen Namen
Durch ein Edikt bei Strang und Schwert verbieten,
Aufbauen, was der Selge niederriß,
Und was er baute, ſchleifen — kann ſogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Toten

Karlos geht in ſchrecklicher Bewegung auf und nieder.

Aus ihrem Sarge zu Eskurial
Hervor ans Licht der Sonne reißen, ſeinen
Entweihten Staub in die vier Winde ſtreun
Und dann zuletzt — um herrlich zu vollenden —

Karlos außer Faſſung.

Um Gottes willen! Reden Sie nicht aus.

Königin.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos in der heftigſten Erſchütterung.

Verfluchter Sohn — — abſcheulicher Entwurf —
Wie Gottes Fluch durchſchauert er die Seele —
Ja, es iſt aus — jetzt iſt es aus — o Gott —

Jetzt ſeh ich, ſeh ich klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar — jetzt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren — o in dieſem
Gefühl liegt Hölle, Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen — Gott! ich faß es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königin mit Rührung und Güte.

Beklagenswerter teurer Karl — ich fühle,
Ganz fühl ich ſie, die namenloſe Pein,
Die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich
Wie Ihre Liebe, iſt Ihr Schmerz — unendlich,
Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
Iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers wert,
Des Jünglings wert, durch deſſen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie ſich, edler Prinz — der Enkel
Des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
Wenn andrer Menſchen Kinder mutlos enden.
Europa ruht auf weichem Frieden aus,
Amerika trägt Ketten — für die Flagge
Der Spanier iſt keine Welt mehr da,
Bezwingen Sie den Wunſch — mich zu beſitzen.

Karlos.

Zu ſpät — o Gott, es iſt zu ſpät.

Königin.

Ein Mann
Zu ſein? — O Karl, wie groß wird unſre Tugend,
Wenn unſer Herz bei ihrer Übung bricht.
Hoch ſtellte Sie die Vorſicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder,

Parteilich gab ſie Ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der in Mutterleib wohl ſchon
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf, retten Sie des Himmels Billigkeit,
Kann Karl von ſeines Schickſals Gnade leben?
Verdienen Sie der Welt voranzugehen,
Erwerben Sie, was Sie geſchenkt bekamen,
Und opfern Sie, was keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — O, beſte Königin —
Sie zu erkämpfen hab ich Löwenſtärke,
Sie zu verlieren keine.

Königin.

Leugnen Sie
Den ſchönſten Zug in Karlos Herzen nicht.

Karlos.

Warum mußt ich als König Philipps Sohn
Und Blut vom Blute meines Nebenbuhlers,
Erzürnte Vorſehung, warum nicht lieber
Ein ſchlechtes Hirtenkind geboren werden?
Ich hätte Sie, o Göttliche, geſehn,
Sie angebetet. — Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron iſt für den Glücklichen,
Der Sie geſehen hat, der Sprung nicht ſchwer.
Mit Rieſenmut hätt ich den Sprung gewagt,
Mit Rieſenkraft vollendet.

Königin.

Was den König
Vom Bettler trennt, iſt Menſchenfügung — was
Den Sohn von ſeines Vaters Ehbett ſcheidet,
Iſt Gottes Fluch. Ohnmächtig ſchlägt der Menſch
Auf die geweihte Rüſtung der Geſetze,

Der Kampf mit Gott iſt Gaukelſpiel — und doch
Wagt Karlos dieſen Kampf vielleicht, beſiegt
Den Abſcheu der Natur, Gewiſſen, Welt,
Der Kirche Zorn und das Geſchrei der Prieſter,
Mich aber, mich beſiegt er nicht. Mein Herz
Wird nie der Preis für ein Verbrechen ſein,
Der Weg zu mir führt nicht durch Blut und Schande.
Geſtehen Sie ſichs, Karlos — Stolz iſt es,
Und Eigenſinn und Trotz, was Ihre Wünſche
So wütend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
Das Herz, das Sie ſo ſchwelgeriſch mir opfern,
Gehört den Welten an, die Sie dereinſt
Regieren werden — — Sehen Sie, Sie praſſen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt Ihr großes Amt. Bis jetzt
Verirrte ſie zur Mutter — bringen Sie,
O bringen Sie ſie Ihren künftgen Reichen,
Und fühlen Sie, ſtatt Donnern des Gewiſſens,
Die Wolluſt, Gott zu ſein. Eliſabeth
War Ihre erſte Liebe — Ihre zwote
Sei Spanien! Wie gerne, guter Karl,
Will ich der beſſeren Geliebten weichen!

Karlos wirft ſich von Empfindungen überwältigt vor der Königin nieder und drückt ihre Hand wider ſein Geſicht.

Wie groß ſind Sie, o Himmliſche — Ja! Alles,
Was Sie verlangen, will ich tun — auch ſterben,
Und, wenn Sie wollen, nimmer ſelig ſein.
Verdammnis ſelbſt und Bluturteile lauten
Verführeriſch in Ihrem Mund.

Er ſteht entſchloſſen auf.

Hier ſteh ich
In des Allmächtgen Richterhand und ſchwöre.
Und ſchwöre Ihnen, ſchwöre ewiges — —

O Himmel nein! nur ewiges Verſtummen,
Doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königin ſehr zärtlich, indem ſie ihm die Hand reicht.

Wie könnt ich
Von Karlos fodern, was ich ſelbſt zu leiſten
Nicht willens bin?

Man hört in der Nähe Waldhörner blaſen.

Marquis kommt eilig und erſchrocken aus dem Hintergrund der Eremitage.

Der König!

Königin.

Gott!

Karlos.

Bis hieher
Folgt uns der Fluch des Himmels nach?

Marquis zieht ängſtlich an Karlos.

Hinweg,
Hinweg aus dieſer Gegend, Prinz.

Königin.

Sein Argwohn
Iſt fürchterlich, erblickt er Sie, ſind wir
Verloren —

Marquis.

Fliehen Sie!

Karlos zur Königin, ſchrecklich.

Vor Ihrem Räuber?

Königin und Marquis.

Um Gottes willen, fliehen Sie!

Karlos.

Ich bleibe.
Er oder ich. Wer hat das Recht, zu ſtehn?
In dieſer Laune will ich ihn drum fragen.

Königin.

Und wer wird dann das Opfer ſein?

Karlos reißt den Marquis am Arm weg.

Fort! Fort!

Komm, Rodrigo!

Indem er abgehen will, wendet er ſich noch einmal zur Königin

Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.

Die Freundſchaft Ihrer Mutter.

Karlos.

Wie? Nichts weiter?

Königin mit ſehr viel Bedeutung, indem ſie ihm einige Briefe gibt.

Und dieſe Tränen aus den Niederlanden!

Karlos nimmt die Briefe — nach einer kleinen Pauſe, wie aus einem Traume erwacht.

Ha! ich verſtehe!

Er geht ſchnell mit dem Marquis ab.

Königin ſchaut ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen, und wie ſie ſich nach dem Hintergrund der Bühne zurückziehen will, tritt ihr der König entgegen.

Sechſter Auftritt.

König Philipp. Die Königin. Herzog von Alba. Graf von Lerma. Pater Domingo. Gefolge von Damen und andern Grandes. Bald darauf die Marquiſin von Mondekar, welche von der andern Seite heraustritt und ſich verlegen unter die übrigen Damen miſcht.

Philipp blickt mit Befremdung umher und ſchweigt einen Augenblick.

So allein, Madame?

Und auch nicht eine Dame zur Begleitung? —

Das wundert mich — Wo blieben Ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigſter Gemahl —

Philipp.

Und was iſt das?
Sie ſcheinen ganz verwirrt, Madame? — Wie Feuer
Brennt Ihr Geſicht — — Es iſt nicht, wie es ſollte —
Warum allein? Wo blieben Ihre Damen?

aufgebracht zum Gefolge

Bei Gott und meiner königlichen Ehre!
Von dieſem unverzeihlichen Verſehn
Soll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der Königin?
Wen traf der Rang, ſie heute zu bedienen?

Königin in bittendem Tone.

Mein Herr und König — —

Philipp nachdrücklich zum Gefolge.

Antwort will ich haben.

Königin.

O zürnen Sie nicht, mein Gemahl. Ich ſelbſt,
Ich bin die Schuldige — auf mein Geheiß
Entfernte ſich die Fürſtin Eboli.

Philipp.

Auf Ihr Geheiß?

Königin.

Die Kammerfrau zu rufen,
Weil ich ein kindiſches Verlangen trug,
Mich mit der kleinen Klara zu vergnügen.

Philipp.

Und darum die Begleitung weggeſchickt?
Seltſam, bei Gott! Doch gut — ich will es glauben.
Nur künftig — bitt ich, gute Königin,
Verſchonen Sie mein Reich mit der Satire,
Daß Philipps Frau, wenn ihr der Einfall kommt
Mit ihrem kleinen Wiegenkind zu ſpielen,
In einem Winkel zu Aranjuez

Es ſo erwarten ſoll — Kaſtilien
Und Aragon und Leon, meine Länder,
Sind hoffentlich an Menſchen reich genug,
Die Königin mit Frauen zu verſorgen. —
Doch dies entſchuldigt nur die erſte Dame,
Wo war die zwote?

Marquiſin von Mondekar tritt näher.

Ihro Majeſtät,
Ich fühle, daß ich ſtrafbar bin —

Philipp.

Deswegen
Vergönn ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid, darüber nachzudenken.

Die Marquiſin tritt mit weinenden Augen zurück. Der König fährt gegen die Verſammlung fort.

Und jetzt erklär ich vor dem ganzen Hof,
Bei dem Verluſte ihres Rangs und Adels
Wird jede mir für ihre Fürſtin ſtehn,
Verdoppelt ſich von jetzt an ihr Gefolge.

Alle Damen ſehen furchtſam und beſtürzt auf die Königin. Allgemeines Stillſchweigen.

Königin.

Marquiſin, wen beweinen Sie?

zum König mit Hoheit und gemäßigtem Stolz

Hab ich
Gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
Die Königskrone dieſes Reichs, wornach
Ich ſelber nie gegriffen habe, mich
Zum mindeſten für dem Erröten ſchützen.
Mit Spaniens Gebräuchen nicht bekannt,
Pariſerin von Launen und Geblüte,
Gab ich dem Zuge meines Herzens nach,
Das lange ſchon, der Hofgaleere gram,

Nach einem freien Augenblick ſich ſehnte.
Gibts ein Geſetz in dieſem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fodert?
Bloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schützt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend? —
Geraume Zeit, eh König Philipp mich
Gemahlin hieß, war ich ſchon Heinrichs Tochter —
Wenn Ehre zu verletzen war, ſo fürcht ich,
Stand eine gröſsre auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte.
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl — ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Tränen zu entlaſſen — — Mondekar!

indem ſie ihren Gürtel abnimmt und der Marquiſin überreicht

Den König haben Sie erzürnt, nicht mich,
Drum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade
Und dieſer Stunde. — Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt,
In meinem Frankreich wiſcht man ſolche Tränen
Mit Freuden ab — O muß michs ewig mahnen!

Sie lehnt ſich an eine Dame und verbirgt ihr Geſicht.

In meinem Frankreich wars doch anders.

Philipp heftig erſchüttert.

Was?
Beim großen Gott! Sie weinen doch wohl nicht?
Iſts möglich? — Wie? Eliſabeth? — o Himmel?
Hat es noch dahin kommen müſſen? War
Mein graues Haupt zu dieſer tödlichen
Beſchimpfung aufgehoben, ſolche Tränen
Aus einem ſolchen Aug zu preſſen? — Konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben,
Ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmernis auf meine Lippen legte?

Er wendet ſich gegen die verſammelten Granden.

Hier ſtehen die Vaſallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlider,
Ich hätte dann am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernſten Himmelſtrichen ſchlagen,
Ich wüßte dann, was auf den Richterbänken,
Und was vor den Altären meines Reichs
Verhandelt wird — was an Europas Höfen
Gebrütet — und was in den Kabinetten
Der Könige geſiegelt wird — — und ſollt ich
Teilnehmender für Reich und Untertan
Als für die Gattin meines Herzens beben?
Was hälf es mich, in ſtolzer Sicherheit
Auf allen meinen Thronen mich zu fühlen,
Wenn ich von dieſem ſtürzen ſollte? — Nein!
Für meine Völker kann mein Schwert mir haften
Und — Herzog Alba. Dieſes Auge nur
Für meines Weibes Liebe. Schreckenlos
Seh ich die Wogen der Rebellion
Bis an die Stufen meines Thrones ſchlagen.
Mein Thron ſteht feſt. Doch wenn in dieſem Herzen
Der Feind ſich zeigt und dort Empörung ruft,
Dann fahre wohl, o Ruhe meines Lebens.

Königin richtet ſich ſchnell auf, verläßt die Dame und beugt ſich ſanft gegen den König.

Sind Sie beleidigt, mein Gemahl?

Philipp.

Ich heiße
Der reichſte Mann in der getauften Welt.
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
Der Ozean iſt meines Landes Teich,
Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter.

Doch alles das beſaß ein andrer ſchon,
Wird nach mir mancher andre noch beſitzen,
Das iſt mein eigen. Indem er die Königin in die Arme ſchließt.
Was der König hat,
Iſt nur des Himmels Lehengut — gehört
Nur ſeinem Rang — Eliſabeth dem Philipp!

Er ſchweigt eine Zeitlang, heftet einen bedeutenden Blick auf die herumſtehenden Grandes und dann auf die Königin.

Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.

Er hält wieder inne und fährt dann unter heftigen Bewegungen fort.

Nur hieher nicht — — o Gott! Nur der Gedanke
Wirft mich von allen meinen Thronen, ſchleudert
Aus allen meinen Welten mich! — Nur hieher —
Nur hieher, meine Granden, nicht.

Königin.

Entſetzlich!
Sie können zweifeln, mein Gemahl?

Philipp ſchaut ſich forſchend im ganzen Zirkel um.

Ich zähle
Die Großen meines Hofs — der erſte fehlt.
Wo iſt Dom Karlos, mein Infant?

Königin ſehr beunruhigt.

Bei allem,
Was Menſchen heilig ſein kann — weichen Sie
Nicht aus. Erklären Sie mir das — Sie haben
Ein Wort geſprochen, das mich ſchaudern macht.
Sie fürchten?

Philipp blickt ſie ſcharf an.

Dieſes graue Haar doch nicht? —
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab ich zu fürchten aufgehört — — doch wem
Iſt mein Infant begegnet?

Domingo tritt hervor.

Mir, mein König.

Philipp.

Und wo war das?

Domingo.

Nachdem ich wohl das ganze
Aranjuez vergebens durchgewandert,
Traf ich des Prinzen königliche Hoheit — —

Philipp ſtürzt ihm raſch in die Rede.

Bei ſeiner Mutter? — Sie erblaßt — ſie bebt.
Es iſt heraus — es iſt — ich bin verraten.

Königin fällt einer Dame erſchrocken in die Arme.

O heilger Gott!

Domingo.

Nein, gnädigſter Monarch,
Bei den Fontänen fand ich ihn. In düſtre
Betrachtungen verſunken, wie bisher,
Lag er auf einem Kanapee. Ich war
So dreiſt, ihn anzureden.

Philipp.

Gut. Bis morgen
Seid Ihr im Kabinett bei mir — Graf Lerma
Und Herzog Alba!

Alba und Lerma treten näher.

König!

Philipp.

Dieſer Knabe,
Dom Karl, fängt an, mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem
Er von Alkalas hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß — warum ſein Blick ſo kalt,
So ernſt und regelmäßig ſein Betragen.
Ein Kind von ſieben Jahren ſchon ſchlug er

Mit beiden Fäuſten einer Königin
Ins Angeſicht, und ſeiner Unart müde
Verließen graue Diener meinen Hof.
Jetzt hör ich keine Klagen mehr — wie kommt das? —
Das, Herzog, das iſt irgendein Komet,
Der meinem Horizont ſich ſchrecklich nähert.
Mir graut vor ſeiner Nachbarſchaft. — Seid wachſam.
Seid wachſam, ſag ich noch einmal. Der Erbe
So vieler Kronen zählt die Aderſchläge
Des Vaters ungeduldig nach. Der Kitzel,
Gott gleich zu werden, heckte Teufel aus.
Seid wachſam, ich beſchwöre euch.

Alba.

Ich bins.
Solang ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt,
Mag ſich Dom Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht vor des Königs Leben Herzog Alba.
Der Streich, der meinem König gilt, muß erſt
Den Weg durch mich und Chriſtus Kirche ſuchen.
Zwar weiß ich, wer mich tödlich haßt. Mein Name
Steht obenan auf Karlos Totenliſte,
Doch fürcht ich nichts, denn — Gott iſt mit verdammt.

Lerma.

Darf ich dem weiſeſten der Könige
Mich demutsvoll zu widerſetzen wagen?
Ich leugne, was der Herzog ſprach. Zu tief
Verehr ich meines Königs Majeſtät,
Als ſeinen Sohn ſo übereilt zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
Doch nichts von ſeinem Herzen.

Philipp.

Graf von Lerma,

Ihr redet gut, den Vater zu beſtechen,
Des Königs Stütze wird der Herzog ſein.
Doch morgen mehr — jetzt eil ich nach Madrid.

Er wendet ſich gegen das Gefolge.

Mich ruft mein königliches Amt. Die Peſt
Der Ketzerei ſteckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit — ein ſchauerndes
Exempel ſoll die Irrende bekehren.
Den großen Eid, den alle Könige
Der Chriſtenheit am Krönungstage ſchwören,
Ich will ihn morgen löſen — hundert Opfer
Sind reif zum Tod — der Rauch von ihren Flammen
Verkündige dem dreimalheilgen Gott,
Wie glorreich Philipp ſeine Schuld entrichtet.
Dies Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſein.
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.

Der Königin den Arm reichend.

Und Sie begleiten mich.

Königin aus einer Betäubung erwachend.

Zum Scheiterhaufen?
Auch mich, Barbar? — — — O Gott! Sind Sies, mein König?
Barmherzigkeit! Was wollen Sie? Wohin?
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein Menſch.

Philipp.

Auch eine Chriſtin, hoff ich. Kommen Sie
Es zu beweiſen.

Königin.

Schrecklich! Nimmermehr!

Philipp.

Was? Nimmermehr?

Königin.

Erbarmung, mein Gemahl.

Ich kann es nicht — verſchonen Sie — mir ſchaudert —
Ich kann das traurige Gericht nicht ſehn.

Philipp.

So lernen Sies und folgen!

Mit Ungeduld ſie am Arme nehmend.

Königin die ſich mit Abſcheu und Entſchloſſenheit von ihm losmacht.

Eh zum Tode!

Philipp bleibt erſtaunt ſtehn und ruft unter die Verſammlung.

Was hör ich? Was entdeck ich? — Spanier!
Schimpf eurem Gott und der katholſchen Lehre!
Die Königin des Reichs — Dom Philipps Frau —
Des allerchriſtlichſten Monarchen Tochter,
Erklärt ſich laut für eine Ketzerin!

Königin wirft ſich dem König erſchrocken in den Arm.

Nein, ſo wahr Gott mir helfen ſoll! — Ich folge.

Der König führt ſie hinweg. Man hört Muſik, und der ganze Hof folgt nach.

Siebenter Auftritt.

Karlos und der Marquis, welche von der entgegengeſetzten Seite herauskommen.

Karlos hat die Briefe in der Hand, die die Königin ihm beim Abſchied gegeben, und zeigt jetzt die freudigſte Entſchloſſenheit für das bedrängte Flandern zu handeln, ganz wieder Held zu ſein, ſich ganz dem Wohl ſeiner Völker hinzugeben und auf keine andere Belohnung Anſpruch zu machen, als auf das Wohlwollen der Königin. Die Gefahr iſt die höchſte. Der Herzog von Alba ſoll mit einer Armee in die Niederlande rücken, die Rebellen zu züchtigen. Dieſes abzuwenden, beſchließt der Prinz, Audienz beim König zu ſuchen und das Gouvernement dieſer Staaten von ihm zu begehren. — Der Marquis ſollte in Spanien bleiben und zwiſchen der Königin und ihm eine geheime Verbindung fortſetzen.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Die Vorigen.

Der Graf kommt und meldet dem Prinzen, daß der König mit dem ganzen Hof nach Madrid aufgebrochen ſei und den Befehl hinterlaſſen habe, daß der Prinz dahin folgen ſolle, dem Autodafe beizuwohnen. Karlos ſpricht mit Abſcheu und Heftigkeit von dieſem Gericht, verſpricht aber zu erſcheinen und ſchickt den Grafen hinweg.

Neunter Auftritt.

Karlos. Der Marquis.

Der Prinz hat bemerkt, daß ſich Dom Rodrigo in Gegenwart des Grafen fremd und zurückhaltend gegen ihn betragen und alle Steifigkeiten des ſpaniſchen Zeremoniells gegen ihn beobachtet hatte. Er dankt ihm für dieſe Delikateſſe, lobt ſeine Liſt, bittet ihn aber, ſobald ſie allein beieinander wären, jeden Unterſchied des Stands zu vergeſſen.

Karlos.

— — — Aus unſerm Bunde ſei
Dies weinerliche Poſſenſpiel verwieſen.
Berede dich, wir beide hätten uns
Auf einem Ball mit Masken eingefunden.
In Sklavenkleider du — und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. Solange
Der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu, mit lächerlichem Ernſt,
Den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl
Auch ſeines eignen Selbſts gewiß genug,

Mit eines Throns allmächtiger Verführung
Die unerhörte Wette einzugehn?
O Überlegung, teurer Prinz. Wir wagen,
Was seit Erschaffung dieser Welt noch nie
Zustande kam — Sie, ein Monarchenkind,
Ich, Ihr Vasall, und wollen Freunde werden?

Der Prinz wird nachdenkend. Der Marquis bemerkt es und fährt ernsthafter fort.

Noch ist ein großer Tag zurück — ein Tag,
Wo dieser Heldensinn — ich will Sie mahnen —
Auf einer schweren Probe sinken wird.
Dom Philipp stirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Christenheit — ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott ist heut, wer gestern Mensch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verstummen ihm — die Menschheit
(Noch heut ein großes Wort in seinem Ohr)
Verkauft sich selbst und kriecht um seine Launen.
Sein Mitgefühl löscht mit dem Leiden aus,
Und Wollüste verklagen seine Tugend,
Für seine Torheit schickt ihm Peru Gold,
Für seine Laster zieht sein Hof ihm Teufel.
Er schläft berauscht in diesem Himmel ein,
Den seine Sklaven staatsklug um ihn pflanzen,
Lang wie sein Traum währt seine Herrlichkeit,
Und wehe dem, der ihn barmherzig weckte!
Was aber würde Rodrigo? O würde
Mein Anblick nicht — befragen Sie sich selbst —
An dieser Wonne lügenhaften Spiegel
Den trüben Atem der Vernichtung hauchen?
Wir wollen zeitig scheiden, Prinz. Die Freundschaft
Ist wahr und kühn — die sieche Majestät

Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Stolz des Bürgers könnten Sie nicht dulden,
Ich nicht den Trotz des Fürsten.

Karlos nachdem er etlichemal ſtark auf- und niedergegangen.

Wahr und ſchrecklich
Iſt dein Gemälde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir — doch nur die Wolluſt ſchloß
Dem Laſter ihre Herzen auf — — ich bin
Ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling — Prinz —
Und Spanier und feurig kocht mein Blut
Und feuriger begehren unſre Weiber.
Doch, Rodrigo — ſieh, unausſprechlich groß
Iſt die Empfindung — unter dem Bekenntnis
Hebt ſich mein Buſen königlich empor —
Rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
Hab ich dem künftgen Herrſcher aufgehoben.
Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
Lang ehe noch Eliſabeth hier herrſchte —
Ob ich ihn jetzt noch fürchte? — Rodrigo?
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht ſchöne Weiber tun?

Marquis.

Ich ſelbſt.
Könnt ich ſo rein und innig Sie noch lieben,
Wenn ich Sie fürchten müßte?

Karlos.

So erklär ich
Dich zum Vaſallen einer fremden Macht.

Marquis.

Dann würde Karl den Glücklichen vermeiden,
Der ſeiner Gnade ſpotten kann.

Karlos.

So will ich
Durch einen fürchterlichen Eid mich binden.

Marquis.

Sie können nur bei Gott im Himmel ſchwören,
Und was er droben iſt, ſind Sie alsdann
Auf dieſer Welt — und brechen ihn ſich ſelber.

Karlos nach einem langen Stillſchweigen mit zärtlicher Wehmut.

O ſieh, ich bringe dieſem Bürgerkinde
(Das erſte Beiſpiel von den Fürſten allen)
Das Herz von einem Königsſohn — der Bürger
Will Stolz mit Stolz beſchämen, überlegt
(Das erſte Beiſpiel von den Bürgern allen),
Ob ers auch nehmen will?

Marquis mit lebhafter Entſchloſſenheit.

Wohlan! ich weiche,
Hier meine Hand —

Karlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig,
Und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.

Auf du und du?

Marquis.

Auf immerdar und ewig.

Karlos.

Auf du und du?

Marquis fällt ihm um den Hals.

Dein Bruder.

Karlos.

Unerſchüttert
Bei jeder höhern Stufe meines Glücks?

So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleins dem König zugetan?

Marquis.

Das ſchwör ich dir.

Karlos.

Auch dann noch, wenn der Wurm
Der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieſes Auge Tränen
Verlernte, die es ſonſt geweint — dies Ohr
Dem Flehen ſich verriegelte, willſt du
Ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend
Mich kräftig faſſen, meinen Genius
Bei ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja!

Karlos.

So tritt herunter, gute Vorſehung,
Laß dich herab, ein Bündnis einzuſegnen,
Das neu und kühn und ohne Beiſpiel iſt,
Seitdem du oben walteſt.

Er faßt Rodrigos Hand und hält ſie gegen den Himmel.

Hier umarmen,
Hier küſſen ſich vor deinem Angeſicht
Zween Jünglinge voll ſchwärmeriſchen Muts,
Doch edlern beſſern Stoffs als ihre Zeiten,
Getrauen ſich den ungeheuren Spalt,
Wodurch Geburt und Schickſal ſie geſchieden,
Durch ihrer Liebe Reichtum auszufüllen
Und größer als ihr Los zu ſein — hierunten
Nennt man ſie ſonſt Monarch und Untertan,
Doch droben ſagt man Brüder.

Marquis.

Lächle freundlich

Auf dieſes ſchöne Hirngeſpinſt herab,
Erhabne Vorſicht! — Die Vernunft der Weiſen
Sprach deiner Allmacht dieſes Wunder ab,
Beſchäme ſie und mache wahr und wirklich,
Was nimmer ſein wird, nie geweſen war,
Laß dieſes Bündnis dauren.

Karlos.

Jetzt zum König! —
Ich fürchte nichts mehr —
ſeinen Arm um Rodrigos Hals ſchlingend
Arm in Arm mit dir —
So fodr ich mein Jahrhundert in die Schranken!

Sie gehen ab.

Zweiter Akt.

Im königlichen Palaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

Das Autodafe, welchem die königliche Familie und der ganze Hof beigewohnt haben, iſt zu Ende, und Philipp kommt mit einem Gefolge ſeiner Granden und der Inquiſitoren nach dem Palaſt zurück. Eine Ohnmacht der Königin hat ſie genötigt, die Glaubenshandlung früher zu verlaſſen. Der Kardinal und Großinquiſitor Spinola überreicht dem Monarchen ein geweihtes Schwert, welches ihm der Papſt als dem Beſchützer der römiſchen Kirche und dem Vollſtrecker der göttlichen Gerichte im Namen der ganzen katholiſchen Chriſtenheit ſendet. Philipp küßt das Schwert und läßt ſich dasſelbe vom Herzog von Alba umgürten. Der Kardinal nimmt Gelegenheit, dem Könige einige zweideutige Ausrufungen zu hinterbringen, welche dem Prinzen Karlos

während des ſchrecklichen Feſtes entwiſcht waren und Drohungen gegen das Inquiſitionsgericht enthielten. Der König trägt es den heiligen Vätern auf, ein wachſames Aug auf die Religionsmeinungen ſeines Sohns zu haben.

Indem läßt ſich der Prinz durch den Grafen von Lerma bei dem Könige melden und um eine außerordentliche Audienz anſuchen. Die Höflinge und Inquiſitoren erſchrecken und warten mit Beunruhigung auf die Antwort des Königs. Dieſer entläßt den Grafen von Lerma mit dem Befehl, den Infanten hereinzuführen, und winkt dem Gefolge, ſich zu entfernen, dem Herzog von Alba aber befiehlt er, zu bleiben.

Zweiter Auftritt.

König Philipp, der ſich unter einem Thronhimmel niederläßt. Herzog von Alba in einer Entfernung von dem König mit bedecktem Haupt. Dom Karlos, welchem Lerma den Saal öffnet.

Karlos beugt ein Knie vor dem König, ſteht dann auf und tritt einige Schritte weiter zurück. Es herrſcht auf einige Augenblicke ein allgemeines Stillſchweigen. Der Prinz ſieht mit Empfindlichkeit und Befremdung auf den Herzog und dann auf den König .....

Ich ſteh erwartend, welche beßre Stunde
Die Majeſtät des Königs meiner Bitte
Beſtimmen wird.

Philipp.

Geht des Infanten Bitte
Mich oder meine Stunden an? Entſcheiden
Wird ſie mein königlicher Schluß, es ſei
Ihm zugeſtanden, ſie mir vorzutragen.

Karlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Karlos dem Miniſter nach. Er ſpricht

Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.

Er tritt mit einer Verbeugung zurück.

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Karlos ſich gegen Alba wendend.

So muß ich denn von Ihrer Großmut, Herzog,
Den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — Sie wiſſen ja — kann mancherlei
An ſeinen Vater auf dem Herzen haben,
Das ſchwerlich für den Dritten taugt. Der König
Soll Ihnen unbenommen ſein — ich will
Den Vater nur für dieſe kurze Stunde.

Alba heftet einen fragenden Blick auf den König.

Philipp.

Hier ſteht ſein Freund.

Karlos nach einigem Stillſchweigen.

Hab ich es auch verdient,
Den meinigen im Herzog zu vermuten?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die beßre Wahlen treffen
Als ihre Väter.

Karlos.

Mir weit minder noch
Die Günſtlinge, die ihres Herren Gnade
Verluſtig gingen, träfe ſie das Los,
Das Todeslos, von ſeinem Erſtgebornen
Geliebt zu werden .... Kann der Ritterſtolz
Des Herzog Alba dieſen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, Grande, den Vaſallen,
Der zwiſchen zwei geborne Könige,
Der zwiſchen Sohn und Vater, die geweihten

Myſterien der heiligen Natur,
Sich einzudrängen nicht errötet, der
In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazuſtehn verdammt iſt, möcht ich auch
Bei Gott! — und gälts ein Diadem — nicht ſpielen.

Alba greift an ſein Schwert, das er aber ſogleich wieder fahren läßt.

Wer ſagt mir das?

Mit erzwungener Mäßigung.

Prinz Karlos, wenn Verhöhnung
Der königlichen Gegenwart den einen
Von uns zum Helden macht, ſo macht den andern
Das Gegenteil zur Memme.

Philipp.

Dieſe Sprache,
Infant? und wem? und wo?

Karlos.

Auf einem Boden,
Den Kaiſer Karl, mein großer Ältervater,
An ſeinen Sohn Dom Philipp gab,

Sich zum Herzog kehrend.

und einem,
Den meiner Ahnen blinde Gnade groß
Gezogen — ich verkürzen kann, trifft ihn
Das Unglück mir Gehorſam zu geloben.

Philipp verläßt ſeinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen.

Entfernt Euch, Herzog!

Dieſer geht nach der Haupttüre, durch welche Karlos gekommen war, der König winkt ihm nach einer andern.

Nein! — ins Kabinett,
Bis ich Euch rufe.

Dritter Auftritt.

König Philipp und Karlos.

Karlos geht, ſobald der Herzog das Zimmer verlaſſen hat, auf den König zu und fällt vor ihm nieder; im Ausdruck der höchſten Empfindung.

Jetzt mein Vater wieder,
Jetzt wieder mein, und meinen beſten Dank
Für dieſe Gnade — Ihre Hand, mein Vater —
O ſüßer Tag — die Wonne dieſes Kuſſes
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum denn nicht? Warum nicht? — O mein König,
Wie viele Wunden meiner Seele fangen
Zu bluten an mit der Erinnerung!
Warum von Ihrem Herzen mich ſo lange
Verſtoßen, Vater? Was hab ich getan?
Unſelger Argwohn, ewger Buſenwurm
Der Könige, der auch die feſte Schlinge
Des heiligen Inſtinkts zernagt! — Iſts möglich?
Schon dreiundzwanzig Jahre nennt die Welt
Mich Philipps Sohn — nur er hats nie erfahren.

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von dieſen Künſten,
Erſpare ſie, ich mag ſie nicht.

Karlos aufſtehend.

Das war es!
Da hör ich Ihre Höflinge — mein Vater,
Es iſt nicht gut, bei Gott, nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Prieſter ſagt, nicht alles,
Was eines Prieſters Kreaturen ſagen.
Ich bin nicht ſchlimm, mein Vater — heißes Blut
Iſt meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, ſchlimm wahrlich nicht, wenn auch

Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz iſt gut. — Wer wars, der es geläſtert?
Gewiſſenloſes Bubenſtück — Wer wars,
Der meinem König ſeiner Schätze größten
Verheimlichte, ihn, wo er ſchwelgen konnte,
Zu darben zwang?

Philipp.

Genug. Gib dich zufrieden,
Dein Herz iſt rein und ohne Falſch, ich weiß es,
Wie dein Gebet.

Karlos.

So mag des Welterlöſers
Barmherzigkeit wie einen böſen Wurm
Mich von ſich ſchleudern, heuchle ich — ſehr ernſt
Und feierlich iſt mir in dieſer Stunde
Zumute — niemals oder jetzt — wir ſind
Allein — des Ranges Ketten abgefallen —
Der Etikette bange Scheidewand
Iſt zwiſchen Sohn und Vater eingeſunken.
Jetzt oder nie. Ein Sonnenſtrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine ſüße Ahndung
Fliegt durch mein Herz . . . Der ganze Himmel beugt
Mit Scharen froher Engel ſich herunter,
Voll Rührung ſieht der Dreimalheilige
Dem großen ſchönen Auftritt zu . . . Mein Vater!
Verſöhnung!

Er fällt ihm zu Füßen.

Philipp.

Laß mich und ſteh auf!

Karlos.

Verſöhnung!
Jetzt oder nie — Verſöhnung, Vater — Philipp
Von Spanien, Vergebung deinem Karl!

Philipp will ſich von ihm losreißen.

Zu kühn wird dieſes Gaukelſpiel —

Karlos.

Zu kühn

Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Tränen?

Unwürdger Anblick — Geh aus meinen Augen.

Karlos.

Jetzt oder nie — Verſöhnung, Vater!

Philipp.

Willſt

Du deiner Mutter Mumie beſchimpfen?

Aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt

Aus meinen Schlachten, meine Arme ſollen

Geöffnet ſein, dich zu empfangen — ſo

Verwerf ich dich!

Er ſtößt ihn von ſich.

Die feige Schuld allein

Wird ſich in ſolchen Quellen ſchimpflich waſchen.

Wer zu bereuen nicht errötet, wird

Sich Reue nie erſparen.

Karlos ſieht den König eine Zeitlang mit furchtſamem Erſtaunen an.

Wer iſt das?

Durch welchen Mißverſtand hat dieſer Fremdling

Zu Menſchen ſich verirrt? — Die ewige

Beglaubigung der Menſchheit ſind ja Tränen,

Sein Aug iſt trocken, ihn gebar kein Weib:

Was Wolluſt aus der Marter preßt, was ſelbſt

Den Kummer neidenswürdig macht, den Menſchen

Noch einmal an den Himmel knüpft und Engel

Zur Sterblichkeit herunterlocken könnte,

Des Weinens ſüße Freuden kennt er nicht.

O zwingen Sie die nie benetzten Augen
Noch zeitig Tränen einzulernen, ſonſt,
Sonſt möchten Sies in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

Philipp.

Hör ich das
Von einem an, der ſterblich iſt?

Karlos.

Ein Blick,
Wie dieſer war, kann Ihren Sohn nicht meinen,
Ich hoff es zu dem gnädgen Gott. Die Allmacht
Zernichtet auch die Teufel nicht, und ich,
Ich flehte nur um meines Vaters Liebe.

Philipp.

Erſt lerne ſie verdienen.

Karlos mit Feuer.

Kann ich das?
Ich kann es? kann es? Reden Sie! Bei allem,
Was Menſchen ehren, ſeien Sie beſchworen!
Wie kann ich das, wie lern ichs? — O mein Vater,
Was zwiſchen Himmel und auf Erden — was
Wär Ihrem Sohn um dieſen Preis unmöglich!
Was trennt uns noch? O eilen Sie, es mir
Zu nennen — welche traurige Gewalt
Treibt der Natur noch nie verirrte Wellen
So ſeltſam gegen ihren Strom?

Philipp.

Umſonſt
Hoffſt Du den ſchweren Zweifel deines Vaters
Mit ſchönen Worten zu erſchüttern.

Karlos.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, dieſen Zweifel — will

Mich hängen an das Vaterherz, will reißen,
Will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
Bis dieſes Zweifels felſenfeſte Rinde
Von dieſem Herzen niederfällt — Wer ſind ſie,
Die mich aus meines Königs Gunſt vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verſcherztes Leben zur Vergütung geben?
Wird Ihres Karls freiwillige Ergebung
Nicht ſüßer ſein als die erpreßte Fron
Gebändigter Vaſallen, die geheim
In ihres Eides ſpröde Ketten beißen?
Sie wollen Liebe? — Hier in dieſem Buſen
Springt eine Quelle, friſcher, feuriger,
Als in den trüben ſumpfigten Behältern,
Die Philipps Gold erſt öffnen muß.

Philipp.

Vermeßner
Halt ein! — Die Männer, die du ſchändeſt,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Sind meines Thrones Stützen — ſtolzer Knabe,
Und Du wirſt ſie verehren.

Karlos.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leiſten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was frägt
Ein Mietling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen ſein wird? Was bekümmerts den,
Wenn Philipps graue Haare weiß ſich färben?
Sein König bleibt, wenn Philipp nicht mehr iſt,
Und dort wie hier wird ſeine Münze gelten.
Ihr Karlos hätte Sie geliebt — — mir graut

Vor dem Gedanken, einſam und allein,
Auf einem Thron allein zu ſein. —

Philipp von dieſem Worte ergriffen, ſteht nachdenkend und in ſich ſelbſt gekehrt. Nach einer Pauſe.

Ich bin
Allein.

Karlos mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend.

Sie ſinds geweſen. Hier, mein Vater,
Bringt Ihnen Karl ſein kindlich Herz. Einſt bin ich,
Was Sie nun ſind — der einzige des Reiches,
Der Ihre Gnade miſſen kann. Mich macht
Ihr Haß nicht arm und Ihre Gunſt nicht reicher;
Trotz Philipp bleib ich Philipps Sohn. Wofür
Sollt ich ihm ſchmeicheln? Wahr und unverdächtig
Iſt mein Erbieten — haſſen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich lieben.

Philipp.

O verſpare
Den Wohlgeruch auf meine Leiche.

Karlos.

Vater,
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur haſſen Sie mich nicht mehr — wie entzückend
Und ſüß iſt es in einer ſchönen Seele,
Verherrlicht ſich zu fühlen, es zu wiſſen,
Daß unſre Freude fremde Wangen rötet,
Daß unſre Angſt in fremden Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern —
Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem teuren vielgeliebten Sohn
Der Jugend Roſenbahn zurückzueilen.
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen,
Wie groß und ſüß in ſeines Kindes Tugend

Unſterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohltätig für Jahrhunderte — wie ſchön
Und göttlich groß, im Orient des Sohnes
Noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
Der Sonne gleich, die in der Spiegelſcheibe
Des Mondes wieder auferſteht — wie ſüß
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt erntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnden,
Wie hoch ſein Dank einſt flammen wird ... Mein Vater,
Von dieſem Erdenparadieſe ſchwiegen
Sehr weislich Ihre Mönche.

Philipp nicht ohne Rührung.

O mein Sohn,
Mein Sohn! Du brichſt dir ſelbſt den Stab. Sehr reizend
Malſt du ein Glück, das du mir nie gewährteſt.

Karlos.

Das richte der Allwiſſende! — Sie ſelbſt —
Sie ſchloſſen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Zepters Anteil aus. Bis jetzt,
Bis dieſen Tag — o war das gut, wars billig? —
Bis jetzt mußt ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling ſein, Gefangner
Auf dieſem Grund, wo ich einſt Herr ſein werde.
War das gerecht? Wars gütig? — O wie oft,
Wie oft, mein Vater, ſah ich ſchamrot nieder,
Wenn die Geſandten fremder Potentaten,
Wenn Zeitungsblätter mir das neueſte
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten.
Mit ſchwerem Herzen ſcherzt ich dann: „Der König
Tut darum nur mit ſeinem Reich ſo heimlich,
Den guten Sohn einſt deſto herrlicher
Am Krönungstag zu überraſchen.

Philipp einen ernſten Blick auf ihn richtend.

Karlos,
Sehr viel ſprichſt du von jenen Zeiten, wo
Dein Vater nicht mehr ſein wird.

Karlos.

Nein, bei Gott!
Von jenen nur, wo ich ein Mann ſein darf:
Und wer iſt ſchuld, wenn beide gleich viel heißen?

Philipp.

Es iſt ein ehrenvolles Amt, mein Sohn,
Das du bei mir bekleideſt — ein genauer
Minutenweiſer meiner Sterblichkeit —
Mich deinen Vater, der dir Leben gab,
Aus Dankbarkeit nur an den Tod zu mahnen.

Karlos unterbricht ihn mit Feuer.

Beſchäftigung, mein Vater, und ihr Zepter
Mag dauren bis zum Weltgericht.

Philipp.

Geduld!
Zu heftig brauſt das Blut in deinen Adern,
Du würdeſt nur zerſtören.

Karlos.

Geben Sie
Mir zu zerſtören, Vater — heftig brauſts
In meinen Adern — dreiundzwanzig Jahre,
Und König Philipps Sohn, und nichts gebaut,
Und nichts zertrümmert unter dieſem Monde.
Ich bin erwacht, ich fühle mich — allmächtig
Regt ſichs in mir, wie Lebensglut im Lenz
Durch alle Röhren dringt und alle Pulſe
Der toten Schöpfung munter macht. Ich höre
Das Rufen meines Gottes. Meine Weihung

Zum Könige pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenſchulden. Er iſt da,
Der große ſchöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinſen von mir fodert,
Mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm,
Und des Gerüchtes donnernde Poſaune,
Mein angebornes Zepterrecht iſt nur
Ein Darlehn, Vater, ſchon in Mutterleibe
Auf meiner künftgen Taten Sicherheit,
Auf meines Geiſtes Bürgſchaft mir voraus bezahlt.
Nun iſt die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzutun — — Mein König,
Darf ich die Bitte auszuſprechen wagen,
Die mich hieher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte? —
Entdecke ſie.

Karlos.

Der Aufruhr in Brabant
Wächſt drohend an. Der Starrſinn der Rebellen
Heiſcht ſtarke kluge Gegenwehr. Ein Volk,
Das Freiheit, Güter, Leben, Blut und Glauben
Zu rächen geht, wird fürchterlich. Die Wut
Der Schwärmer zu bezähmen, ſoll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit ſouveräner Vollmacht ausgeſtattet.
Wie ehrenvoll iſt dieſes Amt und wie
So ganz dazu erfunden, Philipps Sohn,
Des Kaiſer Karlos Enkel, bei der Welt
Und Nachwelt einzuführen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben

Die Niederländer, ich erkühne mich,
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redeſt wie ein Träumender. Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling . . . .

Karlos.

Will
Nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das einzige, was Alba nie geweſen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur,
Erbarmung hieße Wahnſinn — — deine Seele
Iſt weich, mein Sohn — der Herzog wird gefürchtet —
Steh ab von deiner Bitte.

Karlos.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern. Wagen Sies
Auf meine weiche Seele. Schon der Name
Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Albas Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt ich drum. Es iſt
Die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern.

Philipp nach einer langen Pauſe, unter welcher er den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtet.

Und zugleich
Mein beſtes Kriegsheer deiner Herrſchbegierde?
Das Meſſer meinem Mörder?

Karlos betroffen zurücktretend.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und iſt das die Frucht
Von dieſer längſt erbetnen großen Stunde?

Nach einigem Nachdenken mit gemildertem Ernſt
Antworten Sie mir ſanfter. Schicken Sie
Mich ſo nicht weg, mit dieſer übeln Antwort
Möcht ich nicht gern entlaſſen ſein, nicht gern
Entlaſſen ſein mit dieſem ſchweren Herzen.
Antworten Sie mir ſanfter. Meine Bitte
Hat einen ſonderbaren ernſten Sinn,
Den Sie nicht löſen. —

Philipp gebieteriſch auffahrend.

Was iſt das? Der Sohn,
Der Untertan will Rätſel mit mir ſpielen?
Was für ein Ding iſt das, das Königen
Zu löſen aufgegeben wird?

Karlos.

Mein Vater,
Umſonſt nicht — Vater, nicht umſonſt hab ich
Den halbverweſten Leichnam Ihrer Liebe
Aus ſeiner Gruft geriſſen. Tun Sie etwas,
Das meine kindliche Verpflichtung ſchärft,
Das mich als Ihren Schuldner ewig bindet,
Behandeln Sie mich gnädiger. Es iſt
Mein dringendes Bedürfnis, iſt mein letzter
Verzweifelter Verſuch. Nur Dankbarkeit
Kann meine Tugend retten. Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp ſehr ſtreng und gebieteriſch ihm ins Wort fallend.

Deine Tugend?
Ein ſcharfes Beil kann das noch weit geſchwinder.

Karlos erſchrocken.

Gott! was hab ich geſprochen? — — Mein Gehirne
Brennt fieberhaft — — ich fürchte, Vater, ich
War außer mir — ich kanns nicht faſſen, kanns

Nicht ſtandhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
Mir alles, alles, alles ſo verweigern — —
Jetzt laſſen Sie mich von ſich. Unerhört,
Von tauſend ſüßen Ahndungen betrogen
Geh ich von Ihrem Angeſicht — Auf ewig,
Ich weiß es, ſchließt ſich hinter mir das Ohr
Des Königs. Sein Alba, ſein Domingo
Und ſein Granvella werden ſiegreich thronen,
Wo jetzt ſein Kind im Staub geweint. Die Schar
Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen Sie mich nicht. So tödlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgeſindes ſchimpflich mich zu opfern,
Daß Fremdlinge von Ihrer Gnade ſchwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande,
Daß Sie mich ehren wollen, ſchicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp.

Wiederhole
Dies Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn!

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn und bitte
Zum letzten Mal: Vertrauen Sie mir Flandern.
Ich ſoll und muß aus Spanien. Ein Übel,
Das niemand ahndet, tobt in mir. Mein Hierſein
Iſt Odemholen unter Henkershand,
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewußtſein eines Mords. Die Luft
Iſt Peſt um mich, und Peſt in meinem Buſen.
Ich fürchte Wahnſinn — nur die ſchleunigſte
Veränderung des Himmels kann mich heilen.

Wenn Sie mich retten wollen — — ſchicken Sie
Mich ungeſäumt nach Flandern.

Philipp mit erzwungener Gelaſſenheit.

Solche Kranke,
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege
Und Wohnen unterm Aug des Arzts. Du bleibſt
In Spanien: der Herzog geht nach Flandern.

Karlos außer ſich.

O jetzt umringt mich, gute Geiſter — — —

Philipp der einen Schritt zurücktritt.

Halt!
Was wollen dieſe Mienen ſagen?

Karlos mit ſchwankender Stimme.

Vater,
Unwiderruflich bleibts bei der Entſcheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Geſchäft iſt aus.

Er macht eine Verbeugung und will ſich entfernen.

Philipp ſieht ihm eine Weile ſtarr und ſchweigend nach, dann ruft er ihn zurücke.

Infant, dein ſtilles Weggehn iſt nicht Demut.

Karlos.

Nein.

Philipp.

Nein?

Karlos.

Denn eben träumte mir, ich ſähe
Das Teſtament des Kaiſers, Ihres Vaters,
Auf einem Scheiterhaufen rauchen. *

* Es iſt bekannt, daß Philipp der Zweite das Teſtament ſeines verſtorbenen Vaters bei einem Autodafe durch den Henker verbrennen ließ und durch dieſe Handlung ſein Andenken öffentlich ſchändete.

Philipp ſchrickt zuſammen.

Ha! was ſoll das?

Karlos.

Ein großer Mann, ein ſo vollkommner Kaiſer!
Und das Inſekt will klagen? — Ich empfange,
Er aber gab — und wie unendlich viel
Mag noch zu einem ſolchen Sohn mir fehlen,
Als er ein Vater war — —

Philipp verhüllt das Geſicht und ſchlägt wider ſeine Bruſt.

Zu ſchwer, o Gott!
Zu ſchwer liegt deine Hand auf mir — Mein Sohn,
Mein eigner Sohn — entſetzliches Gericht —
Iſt deiner Rache Diener.

Karlos.

O voll Hoffnung
Bin ich hieher gekommen. Schlechter ging
Von ſeinem Vater kein Matroſenknabe.
Das iſt das Vorrecht eines Königsſohns.

Philipp.

Das rechneſt du für keines, deinen Kopf
Nach dieſer Unterredung wegzutragen?

Karlos.

Mein Kopf gehört dem Volke. Zwar man ſpricht
Von meiner Mutter Niederkunft — — Wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert — —
Ich bin entlaſſen, Ihro Majeſtät?
Erſt aber muß ich meinen Platz beſetzen.

Er öffnet das Kabinett, in welches Alba eingetreten war.

Triumph, Toledo! — der Monarch iſt Ihre.

Er geht ab.

Vierter Auftritt.

König Philipp bleibt eine zeitlang in düſtres Nachdenken verſunken ſtehen — endlich geht er einige Schritte im Saal auf und nieder, bis er den Herzog von Alba gewahr wird. Alba nähert ſich verlegen.

Philipp.

Seid jede Stunde des Befehls gewärtig
Nach Brüſſel zu marſchieren.

Alba.

Alles ſteht
Bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt
Verſiegelt ſchon im Kabinett. Indeſſen
Nehmt Euren Urlaub von der Königin
Und zeiget Euch zum Abſchied dem Infanten.

Alba.

Mit den Gebärden eines Wütenden
Sah ich ihn eben dieſen Saal verlaſſen.
Auch Eure königliche Majeſtät
Sind außer ſich und ſcheinen tief bewegt — —
Vielleicht der Inhalt des Geſprächs? —

Philipp nach einigem Auf- und Niedergehen.

Der Inhalt
War Herzog Alba.

Der König bleibt mit dem Aug auf ihm haften.

Ruhig, Herzog. Nie
Wird meine erſte Meinung von Euch wanken.

Der Herzog wird nachdenkend, der König fährt fort, ihn ſcharf zu beobachten.

Der Prinz iſt Euer Freund nicht.

Alba.

Ich bin ſtolz,
Ein Schickſal mit dem Könige zu teilen.

Philipp finſter.

Ich wüßte nicht, was ich mit Herzog Alba
Zu teilen hätte — — — Gerne mag ich hören,
Daß Karlos meine Räte haßt, doch mit
Verdruß entdeck ich, daß er ſie verachtet.

Alba entfärbt ſich und will auffahren.

Verachtet —

Philipp.

Keine Antwort, Herzog Alba —
Jetzt keine Antwort. Ich erlaube Euch,
Den Prinzen zu verſöhnen.

Alba.

Mein Monarch,
Ich bin Soldat und Ritter.

Philipp.

Der Infant
Iſt Eures Königs Sohn — — — und wer von euch
Berechtigt iſt, Abbitte von dem andern
Zu fodern, das entſcheidet ſelbſt — — — Sagt an,
Wer war es doch, der mich zum erſtenmal
Vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnte? — —
Da hört ich Euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Karlos meinem Throne näher. Geht.

Der König begibt ſich in das Kabinett. Der Herzog entfernt ſich durch eine andere Türe.

Ein Vorsaal vor dem Zimmer der Königin.

Fünfter Auftritt.

Karlos kommt im Gespräch mit einem Pagen durch die Mitteltüre. Die Hofleute, welche sich in der Antichambre befinden, zerstreuen sich bei seiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? . . . Wozu denn dieser Schlüssel? . . .
Und beides mir so heimlich überliefert? . . .
Komm näher . . . wo empfingst du das?

Page geheimnisvoll.

Wie mich
Die Dame merken lassen, will sie lieber
Erraten als beschrieben sein . . .

Karlos zurückfahrend.

Die Dame?

Indem er den Pagen genauer betrachtet.

Was? . . . Wie? . . . Wer bist du denn?

Page.

Ein Edelknabe
Von Ihrer Majestät der Königin — —

Karlos erschrocken auf ihn zugehend und ihm die Hand auf den Mund drückend.

Du bist des Todes. Halt! Ich weiß genug.

Er reißt hastig das Siegel auf und tritt an das äußerste Ende des Saals, den Brief zu lesen. Unterdessen kommt der Herzog von Alba und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei in der Königin Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern und wechselsweise zu erblassen und zu erröten. Nachdem er gelesen hat, steht er lange Zeit sprachlos und ohne Bewegung, die Augen starr auf den Brief geheftet — endlich wendet er sich zu dem Pagen mit leiser, bebender Stimme.

Sie gab dir selbst den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab dir ſelbſt den Brief? — — O ſpotte nicht,
Noch hab ich nichts von ihrer Hand geleſen,
Ich muß dir glauben, wenn du ſchwören kannſt.
Wenns Lüge war, geſteh mirs offenherzig
Und treibe keinen Spott mit mir.

Page.

Mit wem?

Karlos ſieht wieder in den Brief und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter, forſchender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat.

Du haſt noch Eltern? Ja. Dein Vater dient
Dem Könige und iſt ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bei Saint Quentin, ein Obriſter
Der Reuterei des Herzogs von Savoyen,
Und hieß Alonzo, Graf von Henarez.

Karlos indem er ihn bei der Hand nimmt und die Augen bedeutend auf ihn heftet.

Sohn des Alonzo, du biſt ſechzehn Jahr alt,
Mehr biſt du nicht — wenn du dem dreißigſten
Dich nähern wirſt, iſt dieſe Welt verwandelt.
Dann, junger Freund, wenn deine Ruhmbegier,
Im Sonnenlicht der Majeſtät entfaltet,
Des Glückes goldne Preiſe feurig ſucht,
Dann iſt die Reih an mir, ſie auszuteilen.
Noch ſteht die Wahl dir frei. Beſinne dich.
Quält dich der Stolz, der Ehre Vollgenuß
Als Knabe ſchon, als Jüngling zu verpraſſen,
Durch eine frühe Miſſetat den Sommer
Der Größe zu beſchleunigen — wohlan,
Verrate deines Königs Sohn. So hoch

Wird dich Dom Philipps Dankbarkeit nicht heben,
Als Karlos Haß dich ſtürzen kann. Sei klug
Und pflanze hier in ſeines Erben Bruſt,
Daß dein erwachter Ehrgeiz hier einſt ernte.
Bedenke dich. Noch ſteht die Wahl dir frei.
Die Wahl iſt groß, und nunmehr — widerrufe.

Page.

Was ſoll ich widerrufen, Prinz?

Karlos.

Der Brief —
Du wüßteſt nicht? — Der Brief enthält ein Glück — —
Ein Glück, vor dem mir ſchaudern muß. Weißt du,
Wohin mich dieſer Schlüſſel führt? — — Wärs wahr,
Was du mich glauben machen willſt, wofür
Noch Cherubim vor ſeinem Paradieſe?
. . . Den Brief gab dir der König.

Page empfindlich.

Gnädger Prinz,
Mein Vater war Soldat und Edelmann
Und ein Kaſtilianer.

Karlos.

Du biſt ſtolz?
O dann vergib mir.

Er lieſt den Brief.

Dieſer Schlüſſel öffnet
Die hintern Zimmer im Pavillon
Der Königin. Das äußerſte von allen
Stößt ſeitwärts an ein Kabinett, wohin
Noch keines Horchers Fußtritt ſich verloren.
Hier darf die Liebe frei und laut geſtehn,
Was ſie ſo lange Winken nur vertraute.
Erhörung wartet auf den Furchtſamen
Und ſchöner Lohn auf den beſcheidnen Dulder.

E.

Wie aus einer Betäubung erwachend.

Ich träume nicht . . . ich raſe nicht . . . das iſt
Mein rechter Arm . . . das iſt mein Schwert . . . das ſind
Geſchriebne Silben. Es iſt wahr und wirklich.
Ich bin geliebt — ſie ſelber hats geſtanden —
Ich bin geliebt — ich bin es — Ja, ich bin
Der Glücklichſte der Glücklichen, ſo weit
Das Unermeßliche von Bürgern wimmelt.
Sie liebt mich. Ja. Sie liebt mich.

Dem Pagen um den Hals fallend.

Heute, jetzt,
Jetzt werd ichs ja in ihren Augen leſen,
Jetzt, jetzt von ihren Lippen ſelbſt es hören,
Von ihren Lippen die Bekräftigung
In trunknen, himmelvollen Küſſen ſchöpfen,
Sie liebe mich!

Außer Faſſung durchs Zimmer ſtürzend und die Arme zum Himmel emporgeworfen.

Allmächtiger, warum,
Warum bin ich nicht Herr von deiner Welt,
Um ſie in meiner Freude zu verſchenken!

Page.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Karlos.

Erſt laß mich zu mir ſelber kommen — laß
Mich Atem ſchöpfen. Zittert nicht das ganze
Entſetzen dieſer Wolluſt noch in mir?
Hab ich ſo ſtolz gehofft? Hab ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo iſt der Menſch,
Der ſich ſo ſchnell gewöhnte Gott zu ſein?
. . . Wer war ich, und wer bin ich nun? Das iſt
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da geweſen war — das iſt

Die Welt nicht mehr, wo Tränen fließen ſollen —
Nein, das war nur ein Fiebertraum, er iſt
Vorüber, ich bin aufgewacht. Sie liebt mich.
O laß mich — laß michs ringsherum dem ganzen
Madrid, dem Hof, dem Königreich, der Erde,
Den Lebenden und Toten es erzählen,
Erzählen, wie ich glücklich bin.

Er will gehen.

Page.

Wohin?
Wem wollen Sie erzählen? Sie vergeſſen — —

Karlos von einer plötzlichen Erſtarrung ergriffen.

Den König, meinen Vater!

Er läßt die Arme ſinken, blickt ſcheu umher und fängt an ſich zu ſammeln.

Das iſt ſchrecklich . . .
Ja, ganz recht, Freund. Ich danke dir. Ich war
So eben nicht ganz bei mir . . . . Daß ich das
Verſchweigen ſoll, der Seligkeit ſo viel
In dieſe Bruſt vermauren ſoll, das, das
Iſt ſchrecklich . . . . Unterirdiſch Gold, ſagt man,
Wird unter Totenſtille nur gehoben.
Drum will ich auch nicht atmen.

Den Pagen bei der Hand faſſend und beiſeite führend.

Was du heute
Geſehen haſt — hörſt du? — und nicht geſehn,
Sei wie ein Sarg in deiner Bruſt verſunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man kömmt.
Man darf uns hier nicht treffen. Geh.

Page.

Die Stunde
Iſt Dämmerung. Das Kabinett zur Linken.

Karlos.

Ich will mich finden. Geh.

Page will fort.

Karlos.

Doch halt, doch höre. . . .
Es war ein leerer Schrecken . . . . Höre, bleib!

Der Page kömmt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter und ſieht ihm ernſt und feſt ins Geſicht.

Du nimmſt ein ſchreckliches Geheimnis mit,
Das jenen ſtarken Giften gleich die Schale,
Worin es aufgefangen wird, zerſprengt, —
Und ein Geheimnis, welches zu ergründen
Mein Vater, ſtünds in ſeiner Macht, das Reich
Der Toten durch die Folterſchraube fragte . . . .
Trag es dem Throne nicht zu nah — auch nicht
Zu nah dem Falkenblick des Müßiggangs.
Beherrſche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Buſen hütet.
Sei wie das tote Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergibt und ſelbſt nicht höret.
Du biſt ein Knabe — ſei es immerhin
Und fahre fort, den fröhlichen zu ſpielen —
Wie gut verſtands die kluge Schreiberin
Der Liebe einen Boten auszuleſen!
Hier ſucht der König ſeine Nattern nicht.

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde ſtolz drauf ſein,
Um ein Geheimnis reicher mich zu wiſſen,
Als ſelbſt der König —

Karlos.

Eitler junger Tor,
Das iſts, wovor du zittern mußt — kennſt du
Die Nation der Spanier ſo wenig?

Der Geiz des Spaniers — hat man dir nie
Davon erzählt? — zerriß in Mexiko
Des Indiers lebendiges Gedärme,
Weil Gold darin zu hoffen war. Das konnte
Der Durst nach Gold: der Argwohn dürstet heißer.
O glaube mir, es ist ein traurig Glück
Die Wißbegier der Könige zu reizen —

Page.

Der Himmel hüte mich davor!

Karlos.

Geschiehts,
Daß wir uns öffentlich begegnen, schüchtern
Mit Unterwerfung nahst du mir. Die Rolle,
Die du jetzt übernommen hast, ich fürchte,
Ist für ein Knabenherz zu kühn. Laß nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir sei. Du kannst
Nicht schwerer sündigen, mein Sohn, als wenn
Du mir gefällst. . . Was du mir künftig magst
Zu hinterbringen haben, sprich es nie
Mit Silben aus, vertrau es nie den Lippen.
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Viel lieber
Laß sie, dem aufgejagten Mörder gleich,
Durch bahnenlose Wüsten zu mir kriechen,
Wo niemand ihre Spuren sucht. Du sprichst
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger,
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns ist Philipps Kreatur,
Die tauben Wände stehn in seinem Solde — —
Man kömmt —

Das Zimmer der Königin öffnet sich und der Herzog von Alba tritt heraus.

Hinweg. Auf Wiedersehen.

Page.

Prinz,
Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!

Karlos.

Es iſt der Herzog .... Nein doch, nein, ſchon gut,
Ich finde mich.

Der Page geht ab. Karlos iſt im Begriff, ihm durch ein andere Türe zu folgen.

Sechſter Auftritt.

Dom Karlos und Herzog von Alba.

Alba ihm in den Weg tretend.

Zwei Worte, gnädger Prinz.

Karlos.

Ganz recht. Schon gut. Ein andermal.
Er will gehen.

Alba.

Der Ort
Scheint freilich nicht der ſchicklichſte. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Hoheit,
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben.

Karlos.

Wozu? Das kann hier auch geſchehn — nur ſchnell,
Nur kurz.

Alba.

Was eigentlich hieher mich führt,
Iſt, Eurer Hoheit untertängen Dank
Für das Bewußte abzutragen. ....

Karlos.

Dank?
Mir Dank? Wofür — und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum, daß Sie das Zimmer des Monarchen
Verlaſſen hatten, ward mir angekündigt,
Nach Brüſſel abzugehen.

Karlos.

Brüſſel! So!

Alba.

Wem ſonſt, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majeſtät
Kann ich es zuzuſchreiben haben? . .

Karlos.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reiſen — reiſen Sie mit Gott.

Alba.

Sonſt nichts?
Das nimmt mich wunder — Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Karlos.

Was ſonſt? Was dort?

Alba.

Doch ſchien es noch vor kurzem,
Als foderte das Schickſal dieſer Länder
Dom Karlos eigne Gegenwart.

Karlos.

Wie ſo?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das iſt
Auch ſo ganz gut, recht gut, um ſo viel beſſer —

Alba.

Ich höre mit Verwunderung. . .

Karlos nicht mit Ironie.

Sie ſind
Ein großer General — wer weiß das nicht?

Der Neid muß es beſchwören. Ich — ich bin
Ein junger Menſch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz recht, ganz recht.
Ich ſehs jetzt ein. Ich bin vergnügt, und alſo
Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie ſehen, ſchlechterdings — ich bin
Soeben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen oder wenn Sie wollen oder
Wenn Sie von Brüſſel wiederkommen. . .

Alba.

Wie?

Nach zehen Jahren?

Karlos.

Leben Sie denn wohl.

Nach einigem Stillſchweigen, wie er ſieht, daß der Herzog noch immer auf ſeiner Stelle bleibt.

Sie nehmen gute Jahrszeit mit — die Reiſe
Geht über Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutſchland . . . . Deutſchland? — Recht, in Deutſchland war es!
Da kennt man Sie! . . . . Wir haben jetzt April.
Mai — — Junius — — im Julius, ganz recht,
Und ſpäteſtens zu Anfang des Auguſts
Sind Sie in Brüſſel. O ich zweifle nicht,
Man wird ſehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unſers gnädigſten Vertrauens
Sich wert zu machen wiſſen.

Alba mit Bedeutung.

Werd ich das
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Karlos nach einigem Stillſchweigen mit Würde und Stolz.

Sie ſind empfindlich, Herzog — — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung

Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht imſtande ſind
Mir zu erwidern.

Alba.

Nicht imſtande, Prinz?

Karlos.

Und dann . . . Kann Herzog Alba denn dafür,
Wenn ihm Natur zum Wert von ſeinesgleichen
Das Selbſtgefühl von meinesgleichen gab?

Alba.

Von Ihresgleichen, Prinz? . . . Wo ich nicht irre,
War ich das auch . . . vor dreißig Jahren —

Karlos ihm lächelnd die Hand reichend.

Schade,
Daß mirs gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würdgen Kampf mit Alba auszukämpfen.
Ein andermal — — —

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verſchiedne Weiſe. Sie zum Beiſpiel,
Sie ſehen ſich um zwanzig Jahre ſpäter,
Ich Sie um ebenſoviel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und dabei fällt mir ein, wie viele Nächte
Bei ſeiner ſchönen portugieſiſchen
Gemahlin, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm,
Wie dieſen, ſeiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht es wohl bekannt ſein, wie viel leichter
Die Sache ſei, Monarchen fortzupflanzen
Als Monarchien — wie viel ſchneller man

Die Welt mit einem Könige verſorge,
Als Könige mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr!
Doch Herzog Alba? Doch — —

Alba.

Und wie viel Blut,
Blut Ihres Volkes, fließen mußte, bis
Zwei Tropfen Sie zum König machen konnten.

Karlos.

Sehr wahr, bei Gott — und in zwei Worte alles
Gepreßt, was des Verdienſtes Stolz dem Stolze
Des Glücks entgegenſetzen kann — doch nun
Die Anwendung? Doch Herzog Alba?

Alba.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde Majeſtät,
Das ſeiner Amme ſpotten kann. Wie ſanft
Mags auf dem weichen Kiſſen unſrer Siege
Sich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur und freilich nicht die Wunden,
Womit ſie aufgewogen ward — — Dies Schwert
Schrieb fremden Völkern ſpaniſche Geſetze;
Es blitzte dem Gekreuzigten voran
Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
Auf dieſem Weltteil blutge Furchen vor;
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden — —

Karlos.

Gott oder Teufel! gilt gleichviel. Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl. Ihr Name
Lebt in der Narbe dieſes Zeitenlaufs —
Nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewiſſen
Erinnerungen möcht ich gern mich hüten.

— Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; daß er dieſen braucht,
Das iſt es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie ſind ein großer Mann . . . Auch das mag ſein,
Ich glaub es faſt. Nur fürcht ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtauſende zu zeitig.
Ein Alba, ſollt ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erſcheinen;
Dann, wenn des Laſters Rieſentrotz die Langmut
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Miſſetat in vollen Halmen ſteht
Und einen Schnitter ſonder Beiſpiel fodert,
Dann ſtehen Sie an Ihrem Platz — — o Gott,
Mein Paradies, mein Flandern! — doch ich ſoll
Es jetzt nicht denken. Schweigen wir davon.

Alba.

Dem menſchlichen Geſchlechte Menſchen opfern
Iſt höhere Barmherzigkeit, mein Prinz,
Als auf Gefahr der Menſchheit Menſchen lieben.
Ein Beiſpiel gab der Himmel ſelbſt. Die Welt
Zu reinigen, ging eine Welt einſt unter.
Die Peſt — —

Karlos.

Die Peſt iſt Ihr Symbol, ich kenn es,
Der große Aufſchluß über Albas Leben
Und meines Vaters Regiment . . . Man ſpricht,
Sie führten einen Vorrat Blutſentenzen
Im voraus unterzeichnet mit? — — Die Vorſicht
Iſt lobenswert. So braucht man ſich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten — — O mein Vater,
Wie ſchlecht verſtand ich deine Meinung! — Härte
Gab ich dir ſchuld, weil du mir ein Geſchäft

Verweigerteſt, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz,
Dies Wort verdiente Züchtigung.

Karlos auffahrend.

Was?

Alba.

Oder
Auch lieber etwas anders. Davor aber
Schützt Sie der Königſohn.

Karlos nach dem Schwert greifend.

Das fodert Blut! —
Das Schwert gezogen, Herzog.

Alba kalt.

Gegen wen?
Es iſt für Männer nur geſchliffen.

Karlos heftig auf ihn eindringend.

Memme,
Das Schwert gezogen, ich durchſtoße Sie.

Alba zieht.

Wenn es denn ſein muß.
Sie fechten.

Siebenter Auftritt.

Die Königin. Karlos. Herzog von Alba.

Königin welche erſchrocken aus ihrem Zimmer tritt.

Bloße Schwerter!

Zum Prinzen unwillig und mit gebietender Stimme.

Karlos!

Karlos vom Anblick der Königin außer ſich ſelbſt geſetzt, läßt den Arm ſinken, ſteht ohne Bewegung und ſinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu und küßt ihn.

Verſöhnung, Herzog. Alles ſei vergeben.

Er wirft ſich ſtumm zu der Königin Füßen, ſteht dann raſch auf und eilt außer Faſſung fort.

Alba der voll Erſtaunen daſteht und kein Auge von dieſen beiden wendet.

Bei Gott, das iſt doch ſeltſam! —

Königin ſteht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht ſie langſam nach ihrem Zimmer, an der Türe winkt ſie dem Herzog.

Herzog Alba!

Der Herzog folgt ihr dahin.

Ein Kabinett der Prinzeſſin von Eboli.

Achter Auftritt.

Die Prinzeſſin in einem idealiſchen Geſchmack, ſchön, aber einfach gekleidet, ſpielt die Laute und ſingt. Eine Weile nachher der Page der Königin.

Prinzeſſin.

Alkanzor und Zaide.*

Leiſe weht es — leiſe wallte
Rings herum der Tau, als ſich,
Nachts erſt kühn, der Mohr Alkanzor
Nach dem Pfad der Liebe ſchlich.

Einzeln — recht nach ſeinem Herzen —
Stand das Haus ihm da, das karg,
Karg Zaiden ſein geliebtes,
Beſtes Mohrenmädchen barg.

* Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart von F. A. Urſinus. S. 47.

Seines frohen Stündleins harrend,
Stand er lange trippelnd da,
Schlich bald fort, kam ſchnell zurücke,
Stand von neuem trippelnd da.

Sie ſteht auf, geht unruhig im Kabinett herum und bleibt einigemal plötzlich ſtill ſtehen, um zu horchen; endlich ſetzt ſie ſich wieder und fährt in ihrem Geſang fort.

Und nun daucht es ihm, nun war's ihm
Bald ſo wohl und bald ſo weh —
Seht, da kam ans Fenſter — nickt ihm,
Nickt ihm freundlich aus der Höh.

Auf des Fußes Spitze ſchwebend,
Liſpelt er hinauf zu ihr:
Allah mit dir, beſtes Mädchen!
Iſt ſie wahr — o ſage mir. —

Iſt ſie wahr die Botſchaft? — —

Sie ſpringt ſchnell auf, eilt an die Türe, der Page fliegt herein.

Prinzeſſin mit raſcher Freude.
Er kömmt!

Page eilfertig.
Schon da geweſen, nicht?

Prinzeſſin.
Er kömmt!
Ich hör's an deiner Tritte Klang, ich hör's
An deines Atems ſiegendem Getöne.
Heraus damit! er kömmt?

Page.
Mich wundert ſehr,
Ihn nicht ſchon hier zu finden, doch er muß
Im Augenblick erſcheinen.

Prinzessin.

Muß er? Nun,
So will er auch — so ist es ja entschieden —

Page.

Er folgt mir auf den Fersen — — gnädge Fürstin,
Sie sind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie,
Kanns niemand sein auf dieser Welt, kanns niemand
Gewesen sein und niemand wieder werden.
Welch eine Szene sah ich an!

Prinzessin zieht ihn voll Ungeduld zu sich.

Geschwinde!
Du sprachst mit ihm? Heraus damit! Was sprach er?
Wie nahm er sich? Was waren seine Worte?
Er schien betreten, schien verwundert, tat
Wohl gar verlegen, zweifelte? Erriet
Er die Person, die ihm den Schlüssel schickte?
Geschwinde — oder riet er nicht? Er riet
Wohl gar nicht? riet auf eine falsche? — Nun?
Antwortest du mir denn kein Wort? O pfui,
Pfui schäme dich, so hölzern bist du nie,
So unerträglich langsam nie gewesen.

Page.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigste — —

Prinzessin.

Wozu denn Worte? laß das und erzähle.

Page.

Ich übergab ihm Billett und Schlüssel
Im Vorsaal bei der Königin. Er stutzte
Und sah mich an, da mir das Wort entwischte,
Ein Frauenzimmer sende mich.

Prinzessin.

Er stutzte?
Sehr gut, sehr brav, nur fort, erzähle weiter.

Page.

Ich wollte mehr noch ſagen, da verblaßt er
Und riß den Brief mir aus der Hand und ſah
Mich drohend an und ſagt, er wiſſe alles.
Den Brief durchlas er mit Beſtürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.

Prinzeſſin.

Wiſſe alles?
Er wiſſe alles? Sagt er das?

Page.

Und frug
Mich dreimal, viermal, ob ſie ſelber, wirklich
Sie ſelber mir den Brief gegeben?

Prinzeſſin.

Ob
Ich ſelbſt? Und alſo nannt er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nannt er nicht — es möchten
Spionen, ſagt er, in der Gegend horchen,
Und es dem König plaudern.

Prinzeſſin befremdet.

Sagt er das?

Page.

Dem König, ſagt er, liege ganz erſtaunlich,
Gar mächtig viel daran, beſonders viel,
Von dieſem Briefe Kundſchaft zu erhalten.

Prinzeſſin.

Dem König? Haſt du recht gehört? dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt es ein gefährliches Geheimnis
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken

Gar ſehr auf meiner Hut zu ſein, daß ja
Der König keinen Argwohn ſchöpfe.

Prinzeſſin nach einigem Nachſinnen voll Verwunderung.

Alles
Trifft zu — es kann nicht anders ſein — er muß
Um die Geſchichte wiſſen — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verraten haben? — Wer?
Ich frage noch — wer ſieht ſo ſcharf, ſo tief,
Wer anders als der Falkenblick der Liebe?
— Doch weiter, fahre weiter fort, er las
Das Billett — —

Page.

Das Billett enthalte
Ein Glück, ſagt er, vor dem er zittern müſſe,
Das hab er nie zu träumen ſich getraut,
Und was er ſonſt noch von dem Schlüſſel ſagte — —
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Dies zwang uns —

Prinzeſſin ärgerlich.

Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu tun? Der Schlüſſel?
Was ſagt er von dem Schlüſſel? Nicht ſo haſtig,
Umſtändlich, guter Henarez, du biſt
So unausſtehlich hurtig nie geweſen.
Er ſagte? Nun! Was ſagt er denn?

Page.

Dies ſei
Der Schlüſſel, ſagt er, zu dem Paradieſe.

Prinzeſſin.

Das meint er, weil er kommen will. Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
Erſcheint er nicht? — Siehſt du, wie falſch man dich
Berichtet hat! Wie glücklich wär er ſchon

In ſo viel Zeit geweſen, als du brauchteſt,
Mir zu erzählen, daß ers werden wollte?

Page.

Der Herzog, fürcht ich, der ſich unvermutet
Im Vorſaal ſehen laſſen, hat ihn dort
Zurückgehalten.

Prinzeſſin.

Wiederum der Herzog?
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann
Mit meiner ſtillen Seligkeit zu ſchaffen?
Den könnt er ſtehen laſſen, weiter ſchicken,
Wen auf der Welt kann man das nicht? — O wahrlich!
Dein Prinz verſteht ſich auf die Liebe ſelbſt
So ſchlecht, als, wie es ſchien, auf Damenherzen.
Er weiß nicht, was Minuten ſind —

Page empfindlich.

Prinzeſſin,
Sie läſtern einen Engel.

Prinzeſſin mit freudigem Erröten ihn auf die Wange ſchlagend.

Junger Lügner,
Wer hat dir das von ihm erzählt?

Page mit Begeiſterung.

So trefflich
Und groß und doch dabei ſo gut! O ſchade,
Daß er ein König werden muß — er hätte
Ein Bruder werden ſollen.

Prinzeſſin wendet ſich weg und wiſcht ſich die Augen, indem ſie dem Pagen feurig die Hand drückt. Nach einer Pauſe.

Und du mahnſt
Mich gar nicht, daß ich meinem lieben Boten
Den Botenlohn noch ſchuldig bin geblieben?

Sie nimmt ein mit Brillanten beſetztes Wehrgehänge vom Tiſche und reicht es dem Pagen.

Dies, guter Junge, mir zum Angedenken,
Wenn du dein erſtes Schwert umgürteſt.

Page mit niedergeſchlagnen Augen zurücktretend.

So
Belohnt mich eine Glückliche? Nichts Beſſeres
Hat meine Zeitung mir verdient? — O Schande!
Jetzt? Jetzt in dieſem Augenblicke? Zwei
Minuten kaum vor einer Schäferſtunde
Soll ich mit feilen Diamanten mich
Zufrieden geben? Soll auf dieſen Wangen
Der Liebe volle ſtrahlende Verklärung
Geſehen haben, ſoll es wiſſen, wer
In dieſen Schätzen ſchwelgen wird und ſoll
Mit ſolcher Münze mich zufrieden geben?
O die Verſchwender, ſagt man, ſind zuweilen
Die Geizigſten —

Prinzeſſin fällt ihm ſtumm um den Hals und küßt ihn.

Ich höre kommen. Fort.
Es iſt der Prinz.

Page ſich trunken aus ihren Armen reißend.

Jetzt gegen die Franzoſen!

Er eilt hinaus.

Prinzeſſin.

Es iſt der Prinz, ich kenne ſeinen Gang:
Hinweg, hinweg — Wo hab ich meine Laute?
Er ſoll mich überraſchen — mein Geſang
Soll ihm das Zeichen geben. —

Neunter Auftritt.

Die Prinzeſſin und bald nachher Karlos.

Prinzeſſin hat ſich in eine Ottomane geworfen und fährt fort, die Ballade zu ſpielen.

Immer, o das weißt du, Trauter,
Liebt ich dich und dich allein,
Konnt ich gleich nicht hoffen, jemals
Deine Braut und dein zu ſein.

Eiferſucht und Rache lauren,
Turm und Riegel ſchließt mich ein,
Doch erſtehl ich die Minute,
Jetzt mit dir allein zu ſein.

Meine Liebe trotzt dem Tode. —

Karlos ſtürzt herein.

Auch die meine!

Er erkennt die Prinzeſſin und ſteht da, wie vom Donner gerührt.

Gott!
Wo bin ich?

Prinzeſſin läßt die Laute fallen, ihm entgegen.

Ach Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

Karlos in fürchterlicher Verwirrung.

Wo bin ich? Raſender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinett verfehlt.

Prinzeſſin mit liſtiger Verwunderung.

Wie gut
Verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen ſind.

Karlos ſtotternd.

Prinzeſſin . . .
Verzeihen Sie, Prinzeſſin . . . ich . . . ich fand
Den Vorſaal offen.

Prinzeſſin mutwillig.

Kann das möglich ſein?
Mich deucht ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß,
Und Feenmärchen macht mich Karl nicht glauben.

Karlos.

Das deucht Sie nur, das deucht Sie — doch versichert!
Sie irren sich. Verschließen wollen, ja,
Das geb ich zu, das glaub ich — doch verschlossen?
Verschlossen nicht, wahrhaftig nicht. Der Riegel,
Der äußre Riegel, oder, wollt ich sagen,
Der innre, ja, das muß ich selbst bezeugen,
Der war auch pünktlich zugemacht.

Prinzessin.

Der innre?
Und dennoch kamen Sie herein? Nun wahrlich,
Das haben Sie verschlagen angefangen,
Das Kunststück müssen Sie mich lehren.

Karlos.

Nichts
Natürlicher, nichts leichter, denn zum Glück —
Zum Unglück mein ich — hatt ich einen Schlüssel
Gerade bei mir, der vollkommen paßte.
Ein Zufall führte mich hieher — ich höre
Auf einer . . . Laute jemand spielen — Wars
Nicht eine Laute?

Indem er sich zweifelhaft umsieht.

Recht! dort liegt sie noch —
Und Laute — das weiß Gott im Himmel! Laute,
Die lieb ich bis zur Raserei. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir selber, stürze
Ins Kabinett, der süßen Künstlerin,
Die mich so himmlisch rührte, mich so mächtig
Bezauberte, ins schöne Aug zu sehen.

Prinzessin nachdem sie umsonst gesucht hat seinen herumschweifenden Blicken zu begegnen.

Ein liebenswürdger Fürwitz, den Sie doch
Sehr bald gestillt, wie ich beweisen könnte.

Nach einigem Stillſchweigen mit Bedeutung.

O ſchätzen muß ich den beſcheidnen Mann,
Der, einem Weib Beſchämung zu erſparen,
In ſolchen Lügen ſich verſtrickt.

Karlos treuherzig.

Prinzeſſin,
Ich fühle ſelbſt, wie albern ich dabei
Mich nehmen mag und daß ich nur verſchlimmre,
Wo ich verbeſſern will. Erlaſſen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie ſuchten
Auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie — ſo ſag ich mir jetzt ſelber —
Sie wollten hier, von Menſchen unbehorcht,
Den ſtillen Wünſchen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich, ſogleich
Iſt dieſer ſchöne Traum geſtört — dafür
Soll mich die ſchleunigſte Entfernung ſtrafen.

Er will gehen.

Prinzeſſin überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt.

Prinz, träumen Sie? Sie werden doch wohl nicht?
— — O das war boshaft.

Karlos.

Fürſtin — dieſe Angſt —
Ich muß von hier, ich muß — das fremde Feuer
Auf Ihren Wangen klagt mich an — ich fühle,
Was dieſer Blick in dieſem Kabinett
Bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröten mutig macht;
Ich bin verzagt, wenn Damen vor mir zittern.

Prinzeſſin.

Iſts möglich? — Ein Gewiſſen ohne Beiſpiel

Für einen jungen Mann und Königssohn!
Ja, Prinz — jetzt vollends müssen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt ich selbst darum, bei soviel Tugend
Erholt sich jedes Mädchens Angst. Das möchte
Von Tausenden nicht einer tun, wenn ihn
Ein Schlüssel, der so glücklich paßt, versuchte.
So glücklich paßt! Wars nicht so? — O Betrüger!

Karlos.

Prinzessin, was Sie damit meinen mögen,
Versteh ich nimmermehr — doch ich entziehe
Mich Ihrem Blick, wenn Sie bei Laune sind,
Mich weiter zu ergründen.

Prinzessin.

Will ich das
Und kann ich das? Geheimnisvoller Weiser!
Ich werd es nicht, auch wenn man zehenmal
Mich merken ließe, daß ichs raten möchte — —
Doch lassen wir das Possenspiel — wozu
Der Eigensinn, dem Ohre abzuleugnen,
Was unser Herz doch besser weiß, wozu
Den lieben, schönen Augenblick, den uns
(Nicht wahr, mein Prinz?) der Zufall angewiesen,
Mit Wortgefecht vertändeln? — Wissen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erscheinung mich
Bei meiner liebsten Arie erschreckte?

Sie führt ihn zum Sofa und nimmt ihre Laute wieder.

Die Arie, Prinz Karlos, werd ich wohl
Noch einmal spielen müssen, Ihre Strafe
Soll sein, mir zuzuhören.

Karlos setzt sich, nicht ganz ohne Zwang, neben der Fürstin.

Eine Strafe,
So wünschenswert als mein Vergehn — und wahrlich,
Der Inhalt war mir so willkommen, war

So göttlich ſchön, daß ich zum . . . drittenmal
Sie hören könnte.

Prinzeſſin.

Was? Sie haben alles
Gehört? Das iſt abſcheulich, Prinz — es war,
Ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

Karlos.

Und, irr ich nicht, von einer glücklichen —
Der ſchönſte Text in dieſem ſchönen Munde,
Doch freilich nicht ſo wahr geſagt als ſchön.

Prinzeſſin.

Nicht? Nicht ſo wahr — und alſo zweifeln Sie — —

Karlos ernſthaft.

Ich zweifle faſt, ob Karlos und die Fürſtin
Von Eboli ſich je verſtehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird?

Die Prinzeſſin ſtutzt; er bemerkt es und fährt mit einer leichten Galanterie fort.

Denn wer,
Wer wird es dieſen Roſenwangen glauben,
Daß Leidenſchaft in dieſer Bruſt gewühlt?
Läuft eine Fürſtin Eboli Gefahr
Umſonſt und unerhört zu ſeufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzeſſin mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit.

O ſtill, das klingt ja fürchterlich — und freilich
Scheint dieſes Schickſal Sie vor allen andern
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

Ihn bei der Hand faſſend, mit einſchmeichelndem Intereſſe.

Sie ſind nicht fröhlich, guter Prinz — Sie leiden —
Bei Gott, Sie leiden ja wohl gar. Iſts möglich?
Und warum leiden, Prinz? bei dieſem lauten
Berufe zum Genuß der Welt? bei allen

Liebkosungen des Glückes? bei so vielen
Geschenken der verschwendrischen Natur
Und allem Anspruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn und mehr,
Weit mehr als das, schon in der Fürstenwiege
Mit Gaben ausgestattet, die sogar
Auch Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie, der im ganzen strengen Rat der Weiber
Bestochne Richter sitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwert und Männerruhm
Ausschließend ohne Widerspruch entscheiden?
Der, wo er nur bemerkte, schon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradiesen spielen
Und Götterglück verschenken muß — der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tausenden
Und wenigen mit gleichen Gaben schmückte,
Er selber sollte elend sein? — O Himmel,
Der du ihm alles, alles gabst, warum,
Warum denn nur die Augen ihm versagen,
Womit er seine Siege sieht? —

Karlos der die ganze Zeit über in die tiefste Zerstreuung versunken war, wird durch das Stillschweigen der Prinzessin plötzlich zu sich selbst gebracht und fährt in die Höhe.

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürstin. Singen Sie
Mir diese Stelle doch noch einmal.

Prinzessin sieht ihn erstaunt an.

Karlos,
Wo waren Sie indessen?

Karlos springt auf.

Ja, bei Gott!
Sie mahnen mich zu rechter Zeit — ich muß,

Muß fort — muß eilends, eilends fort.
Er will gehen.

Prinzeſſin hält ihn zurück.

Wohin?

Karlos in ſchrecklicher Beängſtigung.

Dorthin, Sie wiſſen ja — doch nein, nein, nein,
Sie wiſſen nicht — hinaus von hier, hinunter
Ins Freie — laſſen Sie mich los — Prinzeſſin,
Um Gottes willen laſſen Sie mich los,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf — Mit jedem Aderſchlage
Geht eine Ewigkeit verloren. —

Prinzeſſin hält ihn mit Gewalt zurück.

Sind
Sie bei ſich, Prinz? Was haben Sie? Woher
Dies rätſelhafte, unnatürliche
Betragen? — Oder irgendein Geheimnis
Liegt hier im Hinterhalt? Woher auf einmal
Der karge Wucher mit der Zeit, die doch
Vor kurzem bloßer Zufall noch verſchenkte?

Karlos bleibt erſchrocken ſtehn und wird nachdenkend. Sie ergreift dieſen Augenblick, ihn zu ſich auf den Sofa zu ziehen.

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
Iſt itzt in Aufruhr — ſetzen Sie ſich zu mir —
Weg mit den ſchwarzen Fieberphantaſien.
Wenn Sie ſich ſelber offenherzig fragen,
Weiß dieſer Kopf, was dieſes Herz beſchwert?
Und wenn ers nun auch wüßte — ſollte denn
Von allen Rittern dieſes Hofs nicht einer,
Von allen Damen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verſtehen, wollt ich ſagen — keine
Von allen würdig ſein?

Karlos flüchtig, gedankenlos.

Vielleicht die Fürſtin

Von Eboli —

Prinzeſſin freudig, raſch.

Wahrhaftig?

Karlos.

Geben Sie

Mir eine Bittſchrift — ein Emfehlungsſchreiben
An meinen Vater. Man ſpricht ohnehin,
Sie gelten viel.

Prinzeſſin.

Wer ſpricht das? Guter Junge,
So iſt das Rätſel ja gelöſt! So war es
Der Argwohn, der dich ſtumm gemacht!

Karlos.

Wahrſcheinlich
Iſt die Geſchichte ſchon herum. Ich habe
Den ſchnellen Einfall nach Brabant zu gehen,
Um . . . bloß um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht — der gute Vater
Beſorgt, wenn ich Armeen kommandierte,
. . . . Mein Singen könnte drunter leiden.

Prinzeſſin.

Karlos!
Sie ſpielen falſch. Geſtehen Sie, Sie wollen
In dieſer Schlangenwendung mir entgehn;
Sie ſollens nicht, ſo wahr ich Sie durchſchaue.
Hieher geſehen, Heuchler. Aug in Auge.
Wer nur von Rittertaten träumt — wird der,
Geſtehen Sie, wird der auch wohl ſo tief
Herab ſich laſſen, Bänder, die den Damen
Entfallen ſind, begierig wegzuſtehlen
Und — — Sie verzeihn —

Indem ſie mit einer leichten Fingerbewegung ſeine Hemdkrauſe wegſchnellt und eine Bandſchleife, die da verborgen war, ſichtbar macht.

So koſtbar zu verwahren?

Karlos mit Befremdung zurücktretend.

Prinzeſſin — nein, das geht zu weit — ich bin
Verraten, Sie betrügt man nicht — Sie ſind
Mit Geiſtern, mit Dämonen einverſtanden.

Prinzeſſin.

Das nun wohl nicht. Mit Männerherzen beſſer.
Doch, Prinz, damit das kleine Ding mir nicht
Zu eitel werde, riet ich an, wir tauſchten.
Dies will ich hier verwahren.

Sie nimmt eine von ihren Schleifen ab, die ſie dem Prinzen überliefert, und heftet die ſeinige an ihren Buſen.

Hoffentlich
Wirkts hier wie dort und lehrt auch mich die Kunſt,
Verliebt zu ſein und eiskalt zu erſcheinen.

Karlos geht etlichemal mit ſtarkem Schritt auf und nieder, alsdann ſtellt er ſich vor die Prinzeſſin und mißt ſie ſcharf mit den Augen.

Sie lieben, Fürſtin. Schwören Sie mir anders,
Sie lieben oder haben ſchon geliebt
Und heiß geliebt und mit Gefahr des Lebens.
Wo hätten Sie zu dieſer Chifferſprache
Das ſchwere Alphabet gelernt? Wo ſonſt
Gelernt, dem Blick auf ſeiner ſtillen Fährte
Bis dahin, wo er lagert, nachzukriechen?

Prinzeſſin.

Darüber ſcheinen Sie erſtaunt? Darüber?
Ja, Prinz, wenn Ihres Vaters Sekretäre
Nicht feſter ſiegeln als Dom Karl ſein Herz,
Dann weh der ſpanſchen Politik! Die Welt
Kann ſie in Gaſſenliedern morgen hören.
Was ſoll die Wette gelten, Prinz, ich rufe

Geſchichten in Ihr Herz zurück, Geſchichten,
Die ſelbſt in Ihren Träumen ausgeſtorben?
Verſuchen Sie es. Fragen Sie mich aus.
Wenn ſelbſt der Launen Kleinigkeit, ein Laut,
Verſtümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln,
Von ſchnellem Ernſte wieder ausgelöſcht,
Ein Spiel mit dieſen Federn, eine Blume,
Gedankenlos zerriſſen, eine Fliege,
Mit ſanfter Hand barbariſch hingewürgt —
Wenn ſelber ſchon Erſcheinungen, Geberden,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen ſind, urteilen Sie, ob ich
Verſtund, wo Sie verſtanden werden wollten?

Karlos.

Nun das iſt wahrlich viel gewagt — die Wette
Soll gelten, Fürſtin. Sie verſprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich ſelber nie gewußt.

Prinzeſſin etwas empfindlich und ernſthaft.

Nie, Prinz?
Beſinnen Sie ſich beſſer. Sehn Sie um ſich.
. . . Dies Kabinett iſt keines von den Zimmern
Der Königin.

Karlos.

Der Königin? Warum
Der Königin?

Prinzeſſin.

Wo man das bißchen Maske
Noch allenfalls zu loben fand — Sie ſtutzen?
Sie werden plötzlich lauter Feuer? — Prinz,
Jetzt, jetzt entwiſchen Sie nicht mehr. O freilich,
Wer ſollte wohl ſo ſcharfklug, ſo vermeſſen,
So müßig ſein, den Karlos zu belauſchen,

Wenn Karlos unbelauſcht ſich glaubt? — Wer ſahs,
Wie er beim letzten Hofball ſeine Dame,
Die Königin, im Tanze ſtehen ließ
Und mit Gewalt ins nächſte Paar ſich drängte,
Statt ſeiner königlichen Tänzerin,
Der Fürſtin Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrtum, Prinz, den ſogar der Monarch,
Der eben jetzt erſchienen war, bemerkte!

Karlos mit ironiſchem Lächeln.

Auch ſogar der? Ja freilich, gute Fürſtin,
Für den beſonders war das nicht.

Prinzeſſin.

So wenig
Als jener Auftritt in der Schloßkapelle,
Worauf ſich wohl Prinz Karlos ſelbſt nicht mehr
Beſinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
Der heilgen Jungfrau in Gebet ergoſſen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewiſſer Damen hinter ihnen rauſchten.
Da fing Dom Philipps heldenmütger Sohn
Gleich einem Ketzer vor dem heilgen Amte
Zu zittern an, auf ſeinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenſchaft und Ihrer ſelbſt vergeſſen,
Ergreifen Sie — es war ein Poſſenſpiel
Zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Muttergottes heilge kalte Hand,
Und Feuerküſſe regnen auf den Marmor.

Karlos.

Sie tun mir unrecht, Fürſtin. Das war Andacht.

Prinzeſſin.

Ja, dann iſts etwas anders, Prinz — dann freilich
Wars damals auch nur Furcht vor dem Verluſte,

Als Karlos mit der Königin und mir
Beim Spielen saß und mit bewundernswerter
Geschicklichkeit mir diesen Handschuh stahl —

Karlos springt bestürzt auf.

Den er zwar gleich nachher so artig war,
Statt einer Karte wieder auszuspielen.

Karlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab ich da gemacht?

Prinzessin.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff ich.
Wie froh erschrak ich, als mir unvermutet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In diesen Handschuh zu verstecken wußten.
Es war die rührendste Romanze, Prinz,
Die je ein Ritter —

Karlos ihr rasch ins Wort fallend.

Poesie! — Nichts weiter.
Ein Paroxysmus von Empfindsamkeit,
Den Sie vergessen müssen. Mein Gehirne
Treibt öfters wunderbare Blasen auf,
Die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

Prinzessin voll Erstaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeitlang aus der Entfernung beobachtend.

Nein, nein, das ist zuviel — bei Gott! das war
Noch nie erhört seit Menschenangedenken.
Mein Senkblei fällt ins Unermeßliche;
Das Meer hat Boden, dieser Jüngling nicht.
Ich bin erschöpft — all meine Proben gleiten
Von diesem schlangenglatten Sonderling.

Sie schweigt einige Augenblicke.

Doch wie? — Wärs etwas anders? — Wärs vielleicht — —
Wärs ungeheurer Männerstolz, der nur,

Sich deſto ſüßern Kitzel zu bereiten,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja!
Ich habs erraten. Schamrot ſeh ich mich
Von dieſem großen Meiſter überliſtet,
Und ich vermaß mich, durch ſein Herz zu ſchaun?

Sie nähert ſich dem Prinzen wieder und betrachtet ihn zweifelhaft.

Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich ſtehe
Vor einem zauberiſchverſchloßnen Schrank,
Wo alle meine Schlüſſel mich betrügen.

Karlos.

Wie ich vor Ihnen. Pauſe.

Prinzeſſin ſie verläßt ihn ſchnell, geht einige Male ſtillſchweigend im Kabinett auf und nieder und ſcheint über etwas Wichtiges nachzudenken; endlich nach einer großen Pauſe ernſthaft und feierlich.

Endlich ſei es denn —
Ich muß einmal zu reden mich entſchließen.
Zu meinem Richter wähl ich Sie. Sie ſind
Ein edler Menſch — ein Mann, ſind Fürſt und Ritter,
Ich bin verlaſſen von der ganzen Welt,
Leibeigen von Geburt — ein Fürſtenmädchen.
An Ihren Buſen werf ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, teilnehmend um mich weinen.

Der Prinz rückt näher mit erwartungsvollem, teilnehmendem Erſtaunen.

Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Rui Gomez, Prinz von Silva —
Der König will, ſchon iſt man handelseinig,
Ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos heftig ergriffen.

Verkauft?
Und wiederum verkauft? Und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann im Süden?

. . . O ſtill von dieſem, weg davon, nicht weiter,
Das iſt die Nerve, wo ich Gichter ſpüre.

Prinzeſſin.

Nein, hören Sie erſt alles. Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeſchlachtet,
Auch meiner Unſchuld ſtellt man nach — Schon längſt
Verfolgen mich die laſterhaften Flammen
Des großen, großen Wollüſtlings — Da! Hier!
Dies Blatt kann dieſen Heiligen entlarven.

Karlos nimmt das Papier und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne ſich Zeit zu nehmen, es zu leſen.

Ein Stellvertreter des Allreineſten,
Ein Ordenspriester läſtert ſeine Sendung,
Mißbraucht der Gottheit Siegelring, das Gift
Der Hölle ſichrer in mein Herz zu lügen,
Des Heiligtums ſchont dieſer Kuppler nicht,
Und Schlangen kriechen in den Sakramenten.
Den ganzen Hof gab man der Peſt zum Raub,
(Die Politik des großen Kindermörders!)
Im allgemeinen Sittenuntergang
Mich dann um ſoviel minder zu verfehlen.
Wo ſoll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend ſchützte,
Doch endlich —

Karlos.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

Prinzeſſin ſtolz und edel.

Durch wen?
Armſelige Vernünftelei! Wie ſchwach
Von dieſen ſtarken Geiſtern! Weibergunſt,
Der Liebe Glück der Ware gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie iſt
Das einzige auf dieſem Rund der Erde,

Was keinen Käufer leidet als ſich ſelbſt.
Die Liebe iſt der Liebe Preis. Sie iſt
Der unſchätzbare Diamant, den ich
Verſchenken oder ewig ungenoſſen
Verſcharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der ungerührt von des Rialto Gold
Und Königen zum Schimpfe ſeine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz
Sie unter ihrem Werte loszuſchlagen.

Karlos.

(Beim wunderbaren Gott! — das Weib iſt ſchön.)

Prinzeſſin.

Man nenn es Grille — Eitelkeit. Gleichviel.
Ich teile meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem einzigen, den ich mir auserleſen,
Geb ich für alles alles hin. Ich ſchenke
Nur einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen — einen —
Doch dieſen einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zuſammenklang — ein Kuß —
Der Schäferſtunde ſchwelgeriſche Freuden —
Der Schönheit hohe, himmliſche Magie
Sind eines Strahles ſchweſterliche Farben,
Sind einer Blume Blätter nur. Ich ſollte,
Ich Raſende! ein abgerißnes Blatt
Aus dieſer Blume ſchönem Kelch verſchenken?
Ich ſelbſt des Weibes hohe Majeſtät,
Der Gottheit großes Meiſterſtück verſtümmeln,
Den Abend eines Praſſers zu verſüßen?

Karlos.

(Unglaublich! Wie? Ein ſolches Mädchen hatte
Madrid, und ich und ich erfahr es heute
Zum erſtenmal?)

Prinzeſſin.

Längſt hätt ich dieſen Hof
Verlaſſen, dieſe Welt verlaſſen, hätte
In heilgen Mauren mich begraben, doch
Ein einzig Band iſt noch zurück, ein Band,
Das mich an dieſe Welt allmächtig bindet.
. . . Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir ſo wert!
Ich liebe und bin . . . nicht geliebt.

Karlos voll Feuer auf ſie zugehend.

Sie ſinds!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich weiß es.
Sie ſinds und unausſprechlich.

Prinzeſſin.

Sie? Sie wiſſens?
O das war meines Engels Stimme! Ja,
Wenn freilich Sie es wiſſen, Karl, dann glaub ichs,
Dann bin ichs.

Karlos der ſie voll Zärtlichkeit in die Arme ſchließt.

Süßes, ſeelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geſchöpf — ich ſtehe
Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung — Wer hätte dich geſehen,
Wer unter dieſem Himmel dich geſehen
Und rühmte ſich — er habe nie geliebt?
— Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, ſchöner Engel, willſt du hier? bei Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das iſt kein Himmelſtrich
Für ſolche Blumen! — Möchten ſie ſie brechen?
Sie möchten — o ich glaub es gern, — doch nein,
So wahr ich Leben atme, nein! — Ich ſchlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag ich
Durch eine teufelvolle Hölle dich!

Er drückt ſie mit Innigkeit an ſeine Bruſt.

Ja — laß mich deinen Engel ſein — du willſt?
Doch Engel dürfen ſich ja küſſen? Nun,
Bei dieſem Kuß — — Ja, liebes Mädchen, rot
Mußt du mich werden laſſen — Frei heraus —
Es iſt der erſte meines Lebens.

Prinzeſſin mit dem vollen Blick der Liebe, ihren Arm um ſeinen Hals geſchlungen.

Karlos!
Wie wenig hab ich Sie gekannt! Wie reich
Und grenzenlos belohnt Ihr ſchönes Herz
Die ſchwere Müh, es zu begreifen!

Sie nimmt ſeine Hand und will ſie küſſen.

Karlos der ſie zurückzieht.

Fürſtin,
Wo ſind Sie jetzt?

Prinzeſſin mit Feinheit und Grazie, indem ſie ſtarr in ſeine Hand ſieht.

Wie ſchön iſt dieſe Hand!
Wie reich iſt ſie — Prinz, dieſe Hand hat noch
Zwei koſtbare Geſchenke zu vergeben,
— Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an eine Sterbliche? — An eine?
Ein großes, göttliches Geſchenk! Beinahe
Für eine Sterbliche zu groß! — — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Teilung ſich entſchlöſſen?
Ein Thron, dächt ich, wär für ein Mädchen viel,
Was will ſie mehr, die ſtolze Kaiſerstochter?*
Die Königinnen lieben ſchlecht — ein Weib,
Das lieben kann, verſteht ſich ſchlecht auf Kronen,
Drum beſſer, Prinz, Sie teilen, und gleich jetzt,

* Eine öſterreichiſche Prinzeſſin und Nichte Philipps des Zweiten, welche dem Infanten Dom Karlos verſprochen war, aber nach ſeinem und der Königin Eliſabeth Tode Philipps vierte Gemahlin wurde — daß alſo dieſer König durch eine Art von Schickſal beide Prinzeſſinnen heiratete, die ſeinem Sohne beſtimmt waren.

Gleich jetzt — Wie? Oder hätten Sie wohl schon?
Sie hätten wirklich? O dann um so besser!
Und kenn ich diese Glückliche?

Karlos entschlossen.

Du sollst.
Dir, Mädchen, dir entdeck ich mich — der Unschuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck ich mich. An diesem Hof bist du
Die Würdigste, die Einzige, die Erste,
Die meine Seele ganz versteht — So seis
Um mein Geheimnis denn geschehen. Ja!
Ich leugn es nicht — ich liebe —

Prinzessin.

Böser Mensch!
So schwer ist das Geständnis dir geworden?
Beweinenswürdig mußt ich sein, wenn du
Mich liebenswürdig finden solltest.

Karlos stutzt.

Was?
. . . Was ist das?

Prinzessin.

Mich so ausgesucht zu quälen!
O wahrlich, Prinz, es war nicht schön. Nach dieser
Hingebung noch mit Kälte mich zu quälen!
Sogar den Schlüssel zu verleugnen!

Karlos.

Schlüssel!

Nach einem dumpfen Besinnen.

Ja so — So wars — Nun merk ich — — O mein Gott!

Seine Knie wanken, er hält sich an einem Stuhl und verhüllt das Gesicht.

Prinzessin.

Eine schreckliche lange Stille von beiden Seiten. Die Fürstin schreit laut und fällt.

Abscheulich! Was hab ich getan?

Karlos ſich aufrichtend, in fürchterlichem Ausbruch des Schmerzes.

So tief
Herabgeſtürzt von allen meinen Himmeln!
— O das iſt ſchrecklich.

Prinzeſſin das Geſicht voll Scham in das Kiſſen verbergend.

Was entdeck ich? Gott!
Was hab ich Raſende getan!

Karlos vor ihr niedergeworfen.

Ich bin
Nicht ſchuldig, Fürſtin — Leidenſchaft — Betäubung —
Ein unglückſelger Mißverſtand — bei Gott!
Ich bin nicht ſchuldig.

Prinzeſſin ſtößt ihn von ſich.

Weg aus meinen Augen,
Um Gottes willen weg von hier.

Karlos.

In dieſer
Entſetzlichen Erſchüttrung Sie verlaſſen?

Prinzeſſin.

Ihr Daſtehn iſt Vergiftung; fort!

Karlos.

Nur einmal!
Nur einen Blick, daß ich Verzeihung —

Prinzeſſin ihn mit Gewalt wegdrängend.

Fort!
Aus Großmut, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen — Wollen Sie mich morden?
Ich haſſe Ihren Anblick.

Karlos will gehen.

Meinen Brief
Und meinen Schlüſſel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Karlos.

Den andern?

Was denn für einen andern?

Prinzeſſin.

Den vom König.

Karlos zuſammenſchreckend.

Von wem?

Prinzeſſin.

Den Sie vorhin von mir bekamen.

Karlos.

Vom König und an wen? an Sie?

Prinzeſſin.

O Himmel!

Wie ſchrecklich hab ich mich verſtrickt! Den Brief!

Heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Karlos.

Vom König Briefe und an Sie?

Prinzeſſin mit ſteigender Angſt.

Den Brief!

Im Namen aller Heiligen!

Karlos.

Der einen

Gewiſſen mir entlarven ſollte — dieſen?

Prinzeſſin.

Ich bin des Todes — geben Sie.

Karlos.

Worin

Von laſterhaften Flammen, Wollüſtlingen

Gehandelt wird? Der Brief alſo —

Prinzeſſin in Verzweiflung die Hände ringend.

Entſetzlich!

Was hab ich Unbeſonnene gewagt?

Karlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzeſſin!

Das ändert freilich alles ſchnell — Das iſt
Den Brief frohlockend emporhaltend.
Ein unſchätzbarer — ſchwerer — teurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulöſen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend ſind — Den Brief
Behalt ich.
Er will gehen.
Prinzeſſin wirft ſich ihm in den Weg.
Großer Gott! Ich bin verloren,
Wenn Sie der Niederträchtge ſind. —
Karlos zurückkommend und die Fürſtin bei der Hand nehmend, mit ruhigem Ernſt und mit Würde.
Wenn ich
Der Niederträchtge bin, Prinzeſſin — dann
Erlaub ich Ihnen — dann und eher nicht —
Für die vergangne Stunde zu erröten.
Er entfernt ſich.

Zehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin allein.

Sie ſteht noch betäubt, außer Faſſung; nachdem er hinaus iſt, eilt ſie ihm nach und will ihn zurückrufen.

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie. — Er geht,
Er hört mich nicht, er will mich nicht mehr hören.
Auch das noch. Er verachtet mich .... Da ſteh ich
In fürchterlicher Einſamkeit .... verſtoßen,
Verworfen ....
Sie ſinkt auf einen Seſſel. Nach einer Pauſe.
Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerin. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es ſelbſt bekannt.
Doch wen an dieſem Hofe kann er lieben?
Wer iſt ſie, dieſe Glückliche? .... Soviel

Iſt offenbar — er liebt, was er nicht ſollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verkriecht ſich ſeine Leidenſchaft . . . Warum
Vor dieſem, der ſie wünſchen muß? Dem nichts
Willkommner iſt, als ſeines Erſtgebornen
Entnervende Berauſchung? . . . . Oder iſts
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhleriſcher Plan
Verraten war — da jauchzten ſeine Mienen,
Frohlockt er wie ein Glücklicher . . . Wie kam es,
Daß ſeine ſtrenge Tugend hier verſtummte?
Hier? Eben hier? . . . Was kann denn er dabei,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königin die . . .

Sie hält plötzlich inn, von einem Gedanken überraſcht — zu gleicher Zeit reißt ſie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Buſen, betrachtet ſie ſchnell, erkennt ſie und ſchrickt zuſammen.

O ich Raſende!
Jetzt endlich, jetzt . . . Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehn mir die Augen auf . . . Sie hatten
Sich lang geliebt, eh der Monarch ſie wählte.
Nie ohne ſie ſah mich der Prinz. Ihr galten
Die ſtummen Seufzer ſeiner Bruſt, der Winke
Bedeutungvolles Spiel, die feurige
Beredſamkeit der Blicke — O und alles,
Was ich betrogner überraſchter Tor
Zu meinem Eigentum gemacht! . . . . Sie alſo,
Sie war gemeint, wo ich ſo grenzenlos,
So warm, ſo wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beiſpiel iſt,
Und meine Schwäche hab ich ihr verraten.

Stillſchweigen.

Ob ſie von dieſer Liebe weiß? . . . Ob etwa,

Ob hier wohl ſchon Geſtändniſſe geſchehen,
Gewechſelt mögen worden ſein? . . Wer leuchtet
Durch dies geheimnisvolle Dunkel mir?

Wiederum Pauſe.

Daß er ganz ohne Hoffnung lieben ſollte!
Ich kanns nicht glauben . . . Hoffnungsloſe Liebe
Beſteht in dieſem Kampfe nicht. Zu ſchwelgen,
Wo unerhört der glänzendſte Monarch
Der Erde ſchmachtet . . . Wahrlich! ſolche Opfer
Bringt hoffnungsloſe Liebe nicht. Wie feurig
War nicht ſein Kuß! Wie zärtlich drückt' er mich,
Wie zärtlich an ſein ſchlagend Herz! — So ſchmelzend
Der Augenblick! — Das liebetrunkne Mädchen
Ganz hingegeben ſeiner Glut . . . Die Probe
War faſt zu kühn für die romantſche Treue,
Die nicht erwidert werden ſoll! . . . Er nimmt
Den Schlüſſel an, den, wie er ſich beredet,
Die Königin ihm zugeſchickt . . . er glaubt
An dieſen Rieſenſchritt der Liebe . . . kömmt,
Kömmt wahrlich, kömmt voll Zuverſicht . . . So traut er,
Traut Philipps Frau die raſende Entſchließung,
Das unerhörte Opfer zu — Wie kann er,
Wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es iſt am Tag. Er wird erhört. Sie liebt!
Beim Himmel, dieſe Heilige empfindet!
Wie fein iſt ſie! . . . Ich zitterte, ich ſelbſt
Vor dem erhabnen Schreckbild dieſer Tugend.
Ein höhres Weſen ragt ſie neben mir,
In ihrem Glanz erlöſch ich. Ihrer Schönheit
Mißgönnt ich dieſe hohe Ruhe, frei
Von jeder Wallung ſterblicher Naturen.
Und dieſe Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln ſchwelgen wollen? hätte

Der Tugend ganze Glorie zu kosten
Und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erdreistet?
Das durfte sie? Das sollte ungerochen
Der Gauklerin gelungen sein, gelungen,
Weil sich kein Rächer meldet? — Nein, bei Gott!
Nein, wahrlich, das vergeb ich nicht. Ich habe
Sie angebetet . . . Das, das fodert Rache!
Der König wisse den Betrug . . . Der König?
Nach einigem Besinnen.
Ja recht — das ist ein Weg zu seinem Ohre.
Sie zieht eine Glocke.

Elfter Auftritt.

Die Prinzessin. Ein Page.

Prinzessin.
Wie war es? Assemblee ist diesen Abend?

Page.
Ja. Schon versammelt sich der Hof.

Prinzessin.
Wenn du
Den Kapellan beiseite ziehen könntest — —

Page.
Den Kapellan Domingo?

Prinzessin.
So ersuch ihn,
Im Nebenzimmer linker Hand auf mich
Zu warten, hörst du, bis ich vom Gedränge
Mich losgemacht — ein Vorfall von Bedeutung —
Ich muß ihn sprechen, sag ihm das.

Page.
Sogleich.

Prinzeſſin.

Im Nebenzimmer. Hörſt du?

Page.

Gut.

Ab.

Zwölfter Auftritt.

Prinzeſſin allein, nachdem ſie einige Augenblicke in ſich gekehrt auf- und niedergegangen.

Auch ich
Bin noch nicht ganz verlaſſen . . . Ein Geliebter
Bleibt mir auch immer noch gewiß, und welcher?
. . . O wahrlich, ich bin undankbar. Was gäbe
Die reichſte Bettlerin darum, von meiner
Verdammnis einen Schimmer aufzuhaſchen?
Was mangelte mir denn? — Er kann nicht lieben.
Und weiter nichts? — Iſts denn ſo wahr, daß Liebe,
Nur Liebe glücklich machen kann? Wenn Neid,
Wenn Schmeichelei einſtimmig mirs beteuren,
Werd ichs zuletzt nicht glauben, wirklich ſein?
Und iſt es denn jetzt Liebe, was ich brauche?
Wenn meine Ehre blutet — Liebe? Ruft
Nicht lauter jetzt, nicht ſchrecklicher mein Stolz,
Als meines Herzens ſtille Wünſche? Was
Ein Mann mir nahm, kann nur ein König mir
Erſetzen. Nur der Rauſch der Größe ſchläfert
Die Schlangen meines Buſens ein.

Nach einem zweifelhaften Bedenken.

Was hält mich?
Was iſts, das hier mich ſtutzen macht? . . . Der Preis,
Der Preis verdient Erwägung . . . ewger Abſchied
Von dieſer Wolluſt iſt der Preis.

Die Hand auf die Bruſt gelegt.

Der Preis
Iſt meine Unſchuld . . . meine Tugend.
Sie ſteht in tiefen Gedanken.
Tugend?
Er will ſie nicht, dem ich ſie aufbehalten,
Dem ſie allein geblüht — er will ſie nicht,
Sie macht ihn ja nicht glücklich . . . Oder frommt ſie
Dem Himmel nur und nicht auch mir und nicht
Dem Manne, dem ich mich geſchenkt? Spart ſie
Für jene Welt der Unſchuld ſchöne Blume?
Wenn für die Liebe ſie nicht ſammelt, wem,
Wem ſammelt denn die Tugend? Iſt ſie mehr
Als hoher Wucher mit der Liebe Freuden?
Ich werde nicht mehr lieben. Ihres Amtes
Entbind ich ſie auf immerdar. Sie fliehe
Der Hoffnung zu. Ich werde nicht mehr lieben.
Nach einigem Stillſchweigen.
Ich fand ein Weib — ein großes Weib — nur eines,
Und glaubte an den ſchönen Traum. Das Weib
War nichts als ſchlau . . . Getrau ich mir zu ſein,
Was ſie zu ſcheinen nur verſtand? — Ich falle
Durch meine Wahl, doch wiſſen ſoll die Welt,
Daß ſie gefallen iſt wie ich!
Sie geht ab.

Dreizehnter Auftritt.

Abend.

Ein Zimmer im königlichen Palaſte, ſparſam erleuchtet.

Herzog von Alba und Pater Domingo begegnen einander.

Domingo.
Sind Sie es, Herzog? Guten Abend!

Alba.

Halt!

Wer ruft mich?

Domingo.

Nach wem ſehen Sie ſich um?

Alba.

Es iſt Domingo . . . So allein? . . . Sie ſind
Aus der Verſammlung plötzlich mir verſchwunden.
Ich ſuche Sie ſchon überall —

Domingo.

Läßt der

Monarch mich holen?

Alba.

Nein. Ich wollte
Mit Ihnen ſprechen — doch es eilt ja nicht —
Sie warten hier auf jemand?

Domingo.

Auf die Fürſtin

Von Eboli . . . Was wollten Sie mir ſagen?

Alba.

Von Eboli? — Das trifft ſich ganz erwünſcht.
Dieſelbe wollt ich eben auch beſuchen.

Domingo.

Darf ich nicht wiſſen?

Alba.

Eine wichtige
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
Ich einen Aufſchluß haben möchte.

Domingo.

Welche

Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alba.

Prinz Karlos

Und ich begegnen dieſen Mittag uns
Im Vorgemach der Königin. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern.
Die Königin auf das Getöſe öffnet
Das Zimmer, wirft ſich zwiſchen uns und ſieht
Mit einem Blick deſpotiſcher Vertrautheit
Den Prinzen an — es war ein einzger Blick —
Sein Arm verſtarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heißen Kuß — er iſt
Verſchwunden.

Domingo nach einigem Stillſchweigen.

Das iſt ſehr verdächtig — Herzog,
Sie mahnen mich an etwas . . . Ähnliche
Gedanken, ich geſteh es, keimten längſt
In meiner Bruſt . . . Ich flohe dieſe Träume —
Noch hab ich niemand ſie vertraut. Es gibt
Zweiſchneidge Klingen, ungewiſſe Freunde —
Ich fürchte dieſe. Schwer zu unterſcheiden,
Noch ſchwerer zu ergründen ſind die Menſchen —
Entwiſchte Worte ſind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimnis,
Bis einſt die Zeit es reifen würde. Wer
Iſt mir auch Bürge, daß ich recht geſehen?
Wie leicht geſchiehts, daß Menſchen ſich betrügen!
Ich bin ein Prieſter. Meine Weihung lautet,
Den Frieden, nicht die Zwietracht zu verkünden.
Das überlaß ich denen, deren Amt
Es mehr iſt — andre Diener, andre Eide!
Dem Herzog Alba kann die Pflicht befehlen,
Was mir die Pflicht verbietet. Ich muß ſchweigen,
Wär ich noch einmal ſo gewiß, als ich
Es jetzt ſchon bin.

Alba.

Gewiß? Gewiß? Wovon?
Beſinnen Sie ſich, was Sie reden. Wahrlich,
Ich wüßte nicht, wie viel ich um die bloße
Wahrſcheinlichkeit zu geben fähig wäre!

Domingo.

Was hilft mir Überzeugung, die ich nicht
Auch vor Gericht zu ſtellen wagen darf?
Gewiſſe Dienſte Königen zu leiſten,
Iſt mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,
Der, fehlt er ſeine Beute, auf den Schützen
Zurückeprallt — Ich wollte, was ich ſage,
Auf eine Hoſtie beſchwören — doch
Ein Augenzeugnis, ein erhaſchtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt ſchwerer in die Wage
Als mein lebendigſtes Gefühl — — Verwünſcht,
Daß wir auf ſpanſchem Boden ſtehn!

Alba.

Warum
Auf dieſem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofe
Kann ſich die Leidenſchaft vergeſſen. Hier
Wird ſie gewarnt von ängſtlichen Geſetzen.
Die ſpanſche Königinnen haben Mühe
Zu ſündigen — ich glaub es — doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am beſten glückte ſie zu überliſten.

Alba.

Sehr wahr, drum eben müßte man — — —

Domingo.

Von einem
Entwurfe zwar verſprech ich mir noch etwas.

Gelingt mir dieſer — — — Darf ich der Prinzeſſin
Von Eboli von jenem Vorfall ſagen?

Alba.

Darum erſchien ich. Hören Sie, Kaplan,
An der Entdeckung liegt mir viel, ich wills
Nicht leugnen, liegt mir mehr, als Sie vielleicht
Vermuten dürften. Alles liegt mir dran,
Daß der Monarch davon erfahre. Jetzt,
Jetzt mehr als jemals wünſch ich das. Erſt heute
Ging etwas vor — — — ich hoffe doch, Kaplan,
Wir kennen uns.

Domingo.

Was ich von dieſem Punkt
Zu halten pflege, wiſſen Sie, Toledo.

Alba.

Ich hab es nie im Ernſt geglaubt, daß mir
Gefahr von dorther drohen könnte — noch
Glaub ich es nicht — doch gäb es einen Menſchen,
Den ich zu fürchten mir erlauben könnte,
Der Knabe wär es.

Domingo.

Herzog, Sie berühren
Hier eine Saite — —

Alba.

Hören Sie mich an.
Es droht uns irgend etwas — Der Monarch
Hat dieſen Morgen mir ein Wort geſagt,
Ein Wort — Kaplan, Sie kennen mich. Ich pflege
Doch ſonſt vor Worten nicht zu zittern. Diesmal
War Sinn darin — und ſchwerer — wenn ich anders
Auf dieſen Philipp mich verſtehe. Schon —
Schon wankt er zwiſchen uns und dem Infanten.

Das war das Werk von einer Stunde — nahe
Iſt zwiſchen Sohn und Vater die Verſöhnung —

Domingo.

Verſöhnung? Das verhüte Gott! —

Alba.

Er will
Ihn ſeinem Throne näher haben, will
Die Probe mit ihm wagen. Mir befahl er,
Ihm abzubitten — wenigſtens ſo klang es --
Ihm abzubitten, daß ich mich vermeſſen,
In ſeines Vaters Gunſt zu ſtehen. —

Domingo unruhig.

Herzog,
Sie ſagen mir da —

Alba.

Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er,
Ich hört es in dem Kabinett. Sein Auge
War rot geweint, als ich ihm an der Türe
Begegnete. Den Mittag drauf erſcheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er iſt
Entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen ſtehen anders,
Sagt er, und beſſer. Heucheln konnt er nie;
Wie ſoll ich dieſe Widerſprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangeſetzt zu ſein,
Und mir erteilt der König eine Gnade
Mit allen Zeichen ſeines Zorns! — Was muß
Ich glauben? Wahrlich, dieſe neue Würde
Sieht einer Landsverweiſung ähnlicher
Als einer Gnade. —

Domingo ſehr beunruhigt auf- und abgehend — dann raſch zu dem Herzog.

So iſts aus mit uns.

Alba.

Ich will nicht hoffen.

Domingo.

Dahin alſo wär es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten?
— Und Sie ſo ruhig? ſo gelaſſen? — Kennen
Sie dieſen Jüngling? Ahnden Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird?

Alba.

So ſchwer
Straft Gottes Zorn mich nicht.

Domingo.

Sie haben Proben,
Er haßt Sie —

Alba.

Das vergeb ich ihm. Hab ich
Ihn je geliebt? — Doch, daß er mich beſchimpfte,
Domingo, das werd ich ihm nie vergeſſen.
Als vorges Jahr die Stände Aragons
Ihm huldigten und mich die Reihe traf,
Erſchien ich etwas ſpäter, weil mein Amt
Als Marſchall bei dem Feſte mich verzögert.
Der Herold hatte dreimal ſchon gerufen,
Eh ich den Thron erreichte — da verſtieß
Mich der Infant. Im Angeſicht des ganzen
Betretnen Aragoniens verſagte
Der Knabe mir den Handkuß — alle Augen
Durchbohrten mich, ich ſtand zum erſtenmal
In meinem Leben außer Faſſung. Damals

Gelobt ich volle ſchreckliche Bezahlung
Dem ſtolzen Jüngling, und ich halte ſie.

Domingo.

Ich bin ſein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und ſeine Kirche — Der Infant,
(Ich kenn ihn — ich durchdringe ſeine Seele)
Hegt einen ſchrecklichen Entwurf — Toledo —
Den raſenden Entwurf, Regent zu ſein
Und unſern heilgen Glauben zu entbehren.
. . . Er hält nichts von Religion.

Alba.

Er hält
Sehr viel davon, befürcht ich, denn mir deucht,
Er weiß noch nicht, wie nötig man ſie brauchte.

Domingo.

Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug,
Von keinem Glauben betteln will — Das Laſter
Erhält der Kirche Millionen. Er
Verachtet es und braucht ſie nicht — er denkt —
Sein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre — er verehrt den Menſchen . . . Herzog,
Ob er zu unſerm König taugt?

Alba.

Phantomen!
Was ſonſt? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle ſpielen möchte — Bleibt
Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbei,
Trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle — Er iſt ſtolz auf ſeine Freiheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang

Zu kaufen ſich bequemen muß — taugt er
Auf unſern Thron? Der kühne Rieſengeiſt
Wird unſrer Staatskunſt Linien durchreißen.
Kaum iſt er Spanier — die kluge Schranke
Der Majeſtät, die glücklichſte Erfindung,
Von Königen die Menſchheit abzuwehren,
Verſteht er nicht — will er wohl nicht verſtehn.
Umſonſt verſucht ichs, dieſen trotzgen Mut
In dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten.
Er überſtand die Probe .... Das Geheimnis,
Durch Indulgenzen Sünde zu erleichtern
Und Seelen durch die Sünde zu zerſtören,
Mißlang bei dem Infanten — ſchrecklich iſt
In dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
Wird ſechzig Jahr alt.

Alba.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

Domingo.

Er und die Königin ſind eins.
Schon ſchleicht — verborgen zwar — in beider Bruſt
Das Gift der Neuerer, doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich fürchte dieſe Valois.

Alba finſter.

Daß Sie
Mich daran mahnen müſſen! Dieſen Wurm
Aus ſeinem Schlummer ſtören müſſen! — Gerne
Erſtickt ich die Erinnerung.

Domingo.

An was?
Sie ſind erhitzt, und Ihre Lippen beben?

Alba.

Die Königin von Spanien verſetzte
Mir eine Wunde — eine Wunde, die — — —
Woran ich in Jahrtauſenden noch blute.
Sie war es — endlich haben meine Forſcher
Die Täterin erfahren — ſie allein,
Die meinen Anſchlag hintertrieb, den Prinzen
Von Bourbon aus Navarra zu entführen.*
Ein Anſchlag, der dem ſpaniſchen Monarchen
Nichts Kleineres als eine Krone galt!
Sie warnte Frankreich. Das Verbrechen ging
Zurücke, und mein Name war geſchändet.

Domingo.

Ich weiß von dieſem Vorfall — Fürchten Sie
Die ganze Rache dieſer ſtillen Feindin,
Wenn Philipp Schwächen ſich erlaubt. Noch iſt
Das Glück uns günſtig. Kommen wir zuvor.
In eine Schlinge ſtürzen beide . . . Jetzt
Ein ſolcher Wink dem Könige gegeben,
Bewieſen oder nicht bewieſen — viel
Iſt ſchon gewonnen, wenn er wankt. Wir ſelbſt,
Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Überzeugten ſchwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, ſind wir

* Dieſer Anſchlag des Herzogs von Alba war eines der kühnſten und ungeheuerſten Verbrechen, wovon die Geſchichte Meldung tut. Er ging dahin, die verwitwete Königin von Navarra nebſt ihrem Sohn, den Prinzen von Bearn (nachmals Heinrich IV.) und ihrer Tochter mitten aus ihren Ländern zu ſtehlen und nach Spanien in die Hände der Inquiſition zu liefern. Die Anſtalten waren die beſten, und der Erfolg, da die Häupter der katholiſchen Ligue in Frankreich mit dem Herzog von Alba einverſtanden waren, konnte nicht anders als glücklich ſein; aber durch die Geſchwätzigkeit des Offiziers, dem die Ausführung übergeben war, erfuhr die Königin von Spanien das Geheimnis und gab ihrer vertrauten Freundin, der Königin von Navarra, ſchnelle Nachricht davon, wodurch es vereitelt wurde. S. Reals Geſchichte des Dom Karlos.

Vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.
Ich habe ſonſt noch eine Spur .... Wars nicht
Am neuen Jahr, daß unſre Königin
In Wochen kam? Ganz recht — und im April
Des vorgen Jahrs erſtand der König erſt
Von ſeinem böſen Fieber ... Herzog Alba? ...
Sie ahnden doch? ... Dies kleine Samenkorn
Soll in der Zeiten reifender Vollendung
Mir ſchrecklich aufgehn .. Nur Geduld .. Ich ſehe
Die dunkle Zukunft vor mir tagen ...

Er ſteht in Gedanken verloren — alsdann nimmt er den Herzog bei der Hand und führt ihn beiſeite, mit vielſagendem Blick.

Herzog,
Ich glaube gar — ich ſehe — Wahrlich! Ja!
Ich ſehe Blut.

Alba.

Das glaub ich einem Prieſter.
Doch ſo weit ſieht kein Ritter.

Domingo.

Ungeſäumt
Muß man den König unterrichten. Alles
Entſcheidet ein geſchwinder Wurf.

Alba.

Doch jetzt
Die wichtigſte von allen Fragen — wer
Nimmts über ſich, den König zu belehren?

Domingo.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie alſo,
Was lange ſchon, des großen Planes voll,
Mein ſtiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt unſer Bündnis zu vollenden
Die dritte wichtigſte Perſon ... Sie wiſſen,
Wer jetzt von mir erwartet wird ... Der König

Liebt die Prinzeſſin Eboli. Ich nähre
Die Leidenſchaft, die meinen Wünſchen wuchert.
Ich bin ſein Abgeſandter . . . Unſerm Plane
Erzieh ich ſie — In dieſer jungen Dame,
Gelingt mein Werk, ſoll eine Bundsverwandtin,
Soll eine Königin uns blühn. Sie ſelbſt
Hat jetzt in dieſes Zimmer mich berufen.
Ich hoffe alles — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein ſpanſches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht —

Alba.

Was hör ich?
Iſts Wahrheit, was ich jetzt gehört — Beim Himmel!
Das überraſcht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! Ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

Domingo.

Still! Man kömmt —
Sie iſts. Sie ſelbſt. Entfernen Sie ſich, Herzog.

Alba.

Ich bin im nächſten Zimmer, träfe ſichs,
Daß Sie —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe Sie.

Der Herzog von Alba geht ab.

Vierzehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Domingo.

Domingo.

Zu Ihren
Befehlen, gnädge Fürſtin.

Prinzeſſin dem Herzog neugierig nachſehend.

Sind wir etwa

Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich ſehe,
Noch einen Zeugen bei ſich?

Domingo.

Wie?

Prinzeſſin.

Wer war es,
Der eben jetzt von Ihnen ging?

Domingo.

Der Herzog
Von Alba, gnädge Fürſtin, der nach mir
Um die Erlaubnis bittet, vorgelaſſen
Zu werden.

Prinzeſſin.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wiſſen Sie vielleicht
Es mir zu ſagen?

Domingo

Ich? und eh ich weiß,
Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das langentbehrte Glück verſchafft, der Fürſtin
Von Eboli mich wiederum zu nähern?
Pauſe, worin er ihre Antwort erwartet.
Ob ſich ein Umſtand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünſche ſpricht, ob ich
Mit Grund gehofft, daß beßre Überlegung
Mit einem Anerbieten Sie verſöhnt,
Das Eigenſinn, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzeſſin.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Noch
Verſchob ichs, ihn ſo tödlich zu verwunden.

Noch, gnädge Fürſtin, iſt es Zeit. Es ſteht
Bei Ihnen, ſie zu mildern.

Prinzeſſin.

Würden Sie
Mir dieſen Dienſt erzeigen? — Nun für diesmal
Gewanns die Klugheit vor der Wahrheitsliebe.
Sie haben gut gerechnet. Melden Sie
Dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, ſchöne Fürſtin?

Prinzeſſin.

Für Scherz doch nicht? — Bei Gott! Sie machen mir
Ganz bange — Wie? was hab ich denn getan?
Wenn ſogar Sie — Sie ſelber ſich entfärben?

Domingo.

Prinzeſſin, dieſe Überraſchung — kaum
Kann ich es faſſen —

Prinzeſſin.

Ja, hochwürdger Herr,
Das ſollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht ich nicht haben, daß Sies faßten.
Genug für Sie, daß es ſo iſt. Erſparen
Sie ſich die Mühe zu ergrübeln, weſſen
Beredſamkeit Sie dieſe Wendung danken.
Zu Ihrem Troſt ſetz ich hinzu: Sie haben
Nicht teil an dieſer Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht, obſchon Sie mir bewieſen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höhre Zwecke zu verbrauchen wüßte.
Auch dieſe nicht — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürdger Herr, ſind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gerne,
Prinzeſſin, nehm ich ſie zurück, ſobald
Sie überflüſſig waren.

Prinzeſſin.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
In dieſer Handlung mich nicht zu verkennen.
Was ich geweſen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat ſeitdem ſich verwandelt.
Als ich ſein Anerbieten mit Entrüſtung
Zurücke ſtieß, da glaubt ich im Beſitze
Der ſchönſten Königin ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattin meines Opfers wert.
Das glaubt ich damals — damals. Freilich jetzt,
Jetzt weiß ichs beſſer.

Domingo.

Fürſtin, weiter, weiter,
Ich hör es, wir verſtehen uns.

Prinzeſſin.

Genug.
Sie iſt erhaſcht. Ich ſchone ſie nicht länger,
Die ſchlaue Diebin iſt erhaſcht. Den König,
Ganz Spanien und mich hat ſie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß ſie liebt. Ich bringe
Beweiſe, die ſie zittern machen ſollen.
Der König iſt betrogen — doch bei Gott,
Er ſei es ungerochen nicht. Die Larve
Erhabner übermenſchlicher Entſagung —
Der Mutter Gottes nachgemalt — die Larve
Reiß ich ihr ab, daß alle Welt die Stirne
Der Sünderin erkennen ſoll. Es koſtet
Mich einen ungeheuren Preis, doch — das

Entzückt mich, das iſt mein Triumph — doch ſie
Noch einen größern.

Domingo.

Nun iſt alles reif.
Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.
Er geht hinaus.

Prinzeſſin erſtaunt.

Was wird das?

Fünfzehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Herzog Alba. Domingo.

Domingo der den Herzog hereinführt.

Unſre Nachricht, Herzog Alba,
Kömmt hier zu ſpät. Die Fürſtin Eboli
Entdeckt uns ein Geheimnis, das ſie eben
Von uns erfahren ſollte.

Alba ſich der Prinzeſſin nähernd.

Mein Beſuch
Wird dann um ſoviel minder Sie befremden.
Ich traue meinen Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.
Der Mann hat hier die letzte Stimme. Nur
Dem Scharfſinn einer Dame kömmt es zu,
Geheimniſſe, wie dieſes, zu entziffern.

Prinzeſſin.

Sie ſprechen von Entdeckungen? —

Domingo.

Wir wünſchten
Zu wiſſen, gnädge Fürſtin, welchen Ort,
Und welche beſſre Stunde Sie —

Prinzeſſin.

Auch das:
So will ich morgen mittag Sie erwarten.

Ich habe Gründe, dieses strafbare
Geheimnis länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehn.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Muß der Monarch es wissen. Und durch Sie,
Durch Sie, Prinzessin, muß er das. Wem sonst,
Wem sollt er lieber glauben, als der strengen,
Der wachsamen Gespielin seines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, sobald sie will,
Ihn unumschränkt beherrschen kann?

Alba.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das
Ist man gewohnt, von mir vorauszusetzen.
Die Fürstin Eboli ist frei. Wo wir
Verstummen müssen, zwingen Pflichten sie
Zu reden, Pflichten ihres Amts. Der König
Entflieht uns nicht, wenn ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald,
Gleich jetzt muß das geschehn. Die Augenblicke
Sind kostbar. Jede nächste Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarsch bringen —

Domingo sich nach einigem Überlegen zur Fürstin kehrend.

Ob
Sich Briefe finden ließen? Briefe freilich
Von dem Infanten aufgefangen, müßten
Hier Wirkung tun. — Laßt sehen — Nicht wahr? — Ja.

Sie ſchlafen doch — ſo deucht mir — in demſelben
Gemache mit der Königin?

Prinzeſſin.

Zunächſt
An dieſem — doch was ſoll mir das?

Domingo.

Wer ſich
Auf Schlöſſer gut verſtünde! . . Haben Sie
Bemerkt, wo ſie den Schlüſſel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzeſſin nachdenkend.

Das könnte
Zu etwas führen — ja — der Schlüſſel wäre
Zu finden, denk ich —

Domingo.

Briefe wollen Boten.
. . . . Der Königin Gefolg iſt groß . . . Wer hier
Auf eine Spur geraten könnte? . . . Gold
Vermag zwar viel.

Alba.

Hat niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht einen.
In ganz Madrid nicht einen.

Alba.

Das iſt ſeltſam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben. Er verachtet
Den ganzen Hof. Ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königin herauskam,

Stand der Infant bei einem ihrer Pagen,
Sie sprachen heimlich —

Prinzessin rasch einfallend.

Nicht doch! Nein! das war
— Das war von etwas anderm.

Domingo.

Können wir
Das wissen? — Nein, der Umstand ist verdächtig —
Zum Herzog.
Und kannten Sie den Pagen?

Prinzessin.

Kinderpossen!
Was wirds auch sonst gewesen sein? Genug.
Ich kenne das . . . Wir sehn uns also wieder,
Eh ich den König spreche — Unterdessen
Entdeckt sich viel.

Domingo sie auf die Seite führend.

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche schöne Stunde seinen Wünschen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch dies?

Prinzessin.

In einigen Tagen werd ich krank. Man trennt mich
Von der Person der Königin. Das ist
An unserm Hofe Sitte, wie Sie wissen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.

Glücklich.
Gewonnen ist das große Spiel. Trotz sei
Geboten allen Königinnen —
Man hört eine Glocke.

Prinzessin.

Horch!

Man läutet mir — die Königin verlangt mich.
Auf Wiederſehen.

Sie eilt ab.

Sechzehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo nach einer Pauſe, worin er die Prinzeſſin mit den Augen begleitet hat.

Herzog, dieſe Roſen
Und Ihre Schlachten —

Alba.

— Und dein Gott — ſo will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!

Nach einem Stillſchweigen.

Daß es bis dahin kommen muß! — Ich bin
In ſeinen Kriegen grau geworden — daß
Ich betteln ſoll von dieſen Wangen, das,
Ich kanns nicht leugnen, das verdrießt mich — Doch,
Doch dies Erröten ſoll mit Seelenblut,
Mit Miſſetätersbangigkeit dereinſt
Der Knabe mir bezahlen. — Kommen Sie.*

Sie gehen ab.

---

* Es wird kaum mehr nötig ſein zu bemerken, daß der Dom Karlos kein Theaterſtück werden kann. Der Verfaſſer hat ſich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überſchreiten, und wird alſo nach jenem Maßſtab auch nicht beurteilt werden. Die dramatiſche Einkleidung iſt von einem weit allgemeineren Umfang als die theatraliſche Dichtkunſt, und man würde der Poeſie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Geſetze der Schaubühne einſchränken wollte. Die Regeln der Gattung entſtanden aus ihren erſten Muſtern — derjenige, welcher ſich der dramatiſchen Form zuerſt bediente, verband ſie mit theatraliſcher Strenge — aber was macht dieſen erſten Gebrauch zum Geſetz für die Dichtkunſt? — Dem Dichter kommt es darauf an, die höchſte Wirkung, die er ſich denken kann, zu erreichen. Liegt dieſe innerhalb der Gattung, ſo iſt relative und abſolute Vollkommenheit eins — aber wäre eine von dieſen der andern aufzuopfern, ſo möchte die Gattung wahrſcheinlich das kleinere Opfer ſein. Dom Karlos iſt ein Familiengemälde aus einem königlichen Hauſe. S.

Dritter Akt.

In einem Kartäuſerkloſter.

Erſter Auftritt.

Dom Karlos mit einiger Begleitung. Der Prior.

Karlos zum Prior, indem er hereintritt.
Schon dageweſen alſo? — Das beklag ich.

Prior.
Seit heute morgen ſchon das drittemal.
Vor einer Stunde ging er.

Karlos zu ſeinen Pagen.
Mein Gefolge
Kehrt ſogleich nach der Stadt zurück. Ich höre
Die Meſſe hier. Laßt mich allein.
Die Pagen gehen ab.
Er will
Doch wiederkommen? Hinterließ er nicht?

Prior.
Vor Mittag noch, verſprach er.

Karlos an ein Fenſter und ſich in der Gegend beſehend.
Euer Kloſter
Liegt weit ab von der Straße . . . Dorthin zu
Sieht man noch Türme von Madrid . . . Ganz recht,
Und hier fließt der Manzanares . . . Die Landſchaft
Iſt, wie ich ſie mir wünſche . . . Alles iſt
Hier ſtill wie ein Geheimnis.

Prior.
Wie der Eintritt
Ins andre Leben.

Karlos.
Eurer Redlichkeit,
Gutherzger Mann, hab ich mein Koſtbarſtes,

Mein Heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wiſſen oder nur vermuten, wen
Ich hier geſprochen und geheim. Ich habe
Sehr wichtge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verleugnen.
Drum wählt ich dieſes Kloſter. Vor Verrätern,
Vor Überfall ſind wir doch ſicher? Ihr
Beſinnt Euch noch, was Ihr mir zugeſchworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns, gnädger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Türen
Des Glückes und der Leidenſchaft. Die Welt
Hört auf in dieſen Mauren.

Karlos.

Denkt Ihr etwa,
Daß hinter dieſe Vorſicht, dieſe Furcht
Ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkrieche — —

Prior.

Ich denke nichts.

Karlos.

Ihr irrt Euch, frommer Vater,
Ihr irrt Euch wahrlich. Mein Geheimnis zittert
Vor Menſchen, aber nicht vor Gott.

Prior nimmt ihn liebreich bei der Hand.

Mein Sohn,
Das kümmert uns ſehr wenig. Dieſe Freiſtatt
Steht dem Verbrechen offen wie der Unſchuld.
Ob, was du vorhaſt, gut iſt oder übel,
Rechtſchaffen oder laſterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

Karlos mit Wärme.

Was wir

Verheimlichen, kann Euren Gott nicht ſchänden.
Es iſt ſein eignes ſchönſtes Werk — — Zwar Euch,
Euch kann ichs wohl entdecken.

Prior.

Zu was Ende?
Erlaſſen Sie mirs, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräte liegt ſchon lange Zeit
Verſiegelt da auf jene große Reiſe.
Wozu die kurze Friſt vor meinem Abſchied
Noch einmal es erbrechen? — Es iſt wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf — Die Glocke
Zur Hora lautet. Ich muß beten gehn.

Der Prior geht ab.

Karlos ihm nachblickend mit Verwunderung.

Doch ſonderbar! Doch groß! — Und ſoviel kann
Der Menſch! Mehr koſtet es ihn nicht! Mehr nicht
Dem ſüßen Reiz des Lebens abzuſterben,
Der Neugier abzuſterben . . . und wofür? — — —

Zweiter Auftritt.

Karlos. Der Marquis von Poſa.

Marquis noch außerhalb des Zimmers.

Der Prinz ſchon oben?

Karlos.

Seine Stimme!

Marquis tritt herein.

Karl!

Karlos.

Ah endlich einmal, endlich —

Sie umarmen ſich.

Marquis.

Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! — Die Sonne

Ging zweimal auf und zweimal unter, seit
Das Schicksal meines Karlos sich entschieden,
Und jetzt, erst jetzt werd ich es hören — sprich,
Ob das verziehen werden kann?

Karlos.

Und mir,
Mir diesen Vorwurf, Rodrigo? Kannst du
Im Ernst so wenig billig sein, so eitel
An Sehnsucht mir voranzufliegen? — Was
Hat diese Stunde nicht gekostet!

Marquis.

Gut,
Es sei vorbei. Wir haben uns ja wieder.
Genug also. Vor allem meinen Glückwunsch.
Ihr seid versöhnt?

Karlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp,
Und auch mit Flandern ists entschieden.

Karlos.

Daß
Der Herzog morgen dahin reist? — das ist
Entschieden, ja.

Marquis.

Du scherzest, will ich hoffen.

Karlos.

Das wolle Gott nicht. Es ist Ernst. Der Herzog
Reist morgen ab. Ich bleibe.

Marquis.

Nimmermehr.
Das kann nicht sein. Das ist nicht. Soll das ganze
Madrid belogen worden sein? — Du hattest

Geheime Audienz, ſagt man. Der König,
Das weiß ich, das erzählt ſich mit Frohlocken
Die Reſidenz, entließ dich gnadenvoll,
Und deine Feinde ſind verlegen.

Karlos.

Sinds.
Aus Mitleid, muß ich glauben. Wahr iſt es,
Ich hatte Audienz bei ihm. Der Auftritt
War heftig, aber unfruchtbar. Mein Vater
Blieb unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer
Und mehr als wirs ſchon waren —

Marquis.

Du gehſt nicht
Nach Flandern?

Karlos.

Nein. Nein. Nein.

Marquis.

O meine Hoffnung!

Karlos.

Nein, ſei nicht traurig. Freue dich vielmehr.
Jetzt bin ich fertig mit dem Vater. Nur
Mit dem Gemahl der Königin hab ichs
Hinfort zu tun — Auch dafür, dafür ſelbſt
Hat er geſorgt! O Rodrigo, ſeitdem
Wir uns zum letzten Male ſprachen, was
Hab ich erlebt! Von welchen Wunderdingen
Kann ich dich unterhalten! — Doch vorjetzt,
Vor allem andern deinen Rat! Ich muß
Sie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter! — Nein — Wozu?

Karlos.

Ich habe Hoffnung — du wirſt blaß? — Sei ruhig.
Ich ſoll und werde glücklich ſein. Jetzt darf ich,

Der Himmel wills, ich darf und ſoll ſie lieben.
Jetzt fürcht ich kein Verbrechen mehr — doch davon
Ein andermal. Jetzt ſchaffe Rat, wie ich
Sie ſprechen kann —

Marquis.

Was ſoll das? Worauf gründet
Sich dieſer neue Fieber-Traum?

Karlos.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!
Den Brief des Königs an die Fürſtin von Eboli hervorziehend.
In dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin iſt frei. Vor Menſchenaugen
Wie vor des Himmels Augen frei. Der König,
Er ſelbſt hat ihrer Pflichten ſie entbunden.
Auch meine Mutter iſt ſie nicht mehr — Dank
Dem Laſter meines Vaters! — Dieſer Mann
Iſt meines Opfers unwert. Nimm und lies,
Und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis den Brief eröffnend.

Was?
Was ſeh ich? Eigenhändig vom Monarchen? Nachdem er geleſen,
An wen iſt dieſer Brief?

Karlos.

An die Prinzeſſin
Von Eboli.

Marquis.

Von Eboli? Prinzeſſin
Von Eboli? — Und kam in deine Hände?

Karlos.

Durch einen Irrtum — einen Irrtum, den
Der Wahrheit Schöpfer abſichtsvoll erfunden.
Entſcheide ſelber — ſo vernünftig fallen
Des Zufalls blinde Würfel nicht.

Marquis.

Den Irrtum!

Ich zittre — — Sprich!

Karlos.

Vorgeſtern bringt ein Page
Der Königin von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüſſel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Palaſtes, den die Königin bewohnt,
Ein Kabinett, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längſt geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

Marquis.

Raſender, du folgſt?

Karlos.

Ich kenne ja die Handſchrift nicht — ich kenne
Nur eine ſolche Dame. Wer als ſie
Wird ſich von Karlos angebetet wähnen?
Voll ſüßen Schwindels flieg ich nach dem Platze,
Ein göttlicher Geſang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegenſchallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck ich? — fühle mein Entſetzen!
Wem will ich in die Arme ſtürzen? Wem?

Marquis.

O ich errate alles. Dich verließ
Auch noch der Mut, die Gegenwart des Geiſtes,
Das Übel zu verbeſſern.

Karlos.

Meine Täuſchung
Iſt noch nicht überwunden. Ich befürchte
Nichts Schlimmers, als verirrt zu ſein.

Marquis.

Verirrt?

Und nur verirrt? — Unſeliger Gedanke,
Dich tiefer zu verſtricken!

Karlos.

Ohne Rettung

War ich verloren, wär ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglückſelger Zufall! — Hintergangen
Von meiner Blicke unvorſichtger Sprache,
Gab ſie der ſüßen Täuſchung ſich dahin,
Sie ſelber ſei der Abgott dieſer Blicke.
Gerührt von meiner Seele ſtillen Leiden,
Beredet ſich, großmütig unbeſonnen,
Ihr weiches Herz mir Liebe zu erwidern.
Die Ehrfurcht ſchien mir Schweigen zu gebieten,
Sie hat die Kühnheit es zu brechen — offen
Liegt ihre ſchöne Seele mir, und vor
Dem königlichen Wollüſtlinge ſucht
Sie Schutz in meinen Armen.

Marquis nach einigem Stillſchweigen.

So gelaſſen

Erzählſt du das? — Die Fürſtin Eboli
Durchſchaute dich. Kein Zweifel mehr. Sie drang
In deiner Liebe innerſtes Geheimnis.
Du haſt ſie ſchwer beleidigt. Sie beherrſcht
Den König, deinen Vater . . .

Karlos zuverſichtlich.

Sie iſt tugendhaft.

Marquis.

Aus Eigennutz der Liebe — Dieſe Tugend,
Ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig
Reicht ſie empor zu jenem Ideale,

Das aus der Seele mütterlichem Boden
In ſtolzer ſchöner Grazie empfangen
Freiwillig ſproßt und ohne Gärtners Hilfe
Verſchwenderiſche Blüten treibt. Es iſt
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhern Himmelſtrich getrieben;
Erziehung, Grundſatz, nenn es, wie du willſt,
Erworbne Unſchuld, dem erhitzten Blut
Durch Liſt, durch manchen zweifelhaften Kampf
Und kriechende Verträge abgerungen,
Dem Himmel, der ſie fodert und bezahlt,
Gewiſſenhaft ſorgfältig angeſchrieben.
Erwäge ſelbſt. Wird ſie der Königin
Es je vergeben können, daß ein Mann
An ihrer eignen ſchwer erkämpften Tugend
Vorüberging, ſich vor Dom Philipps Frau
In hoffnungsloſen Flammen zu verzehren?

Karlos.

Kennſt du die Fürſtin ſo genau?

Marquis.

Gewiß nicht.
Kaum daß ich zweimal ſie geſehn; doch nur
Ein Wort laß mich noch ſagen. Mir kam vor,
Daß ſie geſchickt des Laſters Blößen mied,
Daß ſie ſehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann ſah ich auch die Königin — O, Karl,
Wie anders alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Nicht bang vor nie geahndeten Gefahren,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie

Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beifall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in dieſem Spiegel,
Auch jetzt noch ſeine Eboli? — Die Fürſtin,
Ich glaub es gerne, zittert vor der Grenze,
Der ſie ſo nah geweſen war. Ihr Herz
Begeiſtert ſich erkenntlich für den Götzen,
Der ihre Unſchuld aus den Flammen riß;
Nur kleine Seelen knien vor der Regel,
Die große Seele kennt ſie nicht.

Karlos.

Und was
Kann denn geſchehen? Was beſorgſt du?

Marquis.

Was?
Sie liebte und blieb ſtandhaft. Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen,
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt,

Karlos mit einiger Heftigkeit.

Nein. Nein.

Marquis.

Iſt, fürcht ich, ſchon gefallen — und von jetzt
Gehört ſie ſeinen Mönchen. O mein Karl,
Urteile ſelbſt, dein koſtbarſtes Geheimnis
Der Kreatur Domingos überliefert —

Karlos.

Nein, ſag ich, nein. — O wüßte Rodrigo,
Wie trefflich es ihn kleidet, ſeinem Karl
Der Seligkeiten göttlichſte, den Glauben
An menſchliche Vortrefflichkeit, zu ſtehlen!

Marquis.

Verdien ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,

Das wollt ich nicht, bei Gott im Himmel nicht! —
O dieſe Eboli — ſie wär ein Engel
Und andachtstrunken wie du ſelbſt ſtürzt ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimnis nicht erfahren.

Karlos.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht iſt! Hat ſie andre
Beweiſe wohl, als die ſie ſelbſt beſchämen?
Wird ſie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis mit Bedeutung.

Ein Erröten
Zurückzunehmen haben manche ſchon
Der Schande ſich geopfert.

Karlos mit Heftigkeit aufſtehend.

Nein, das iſt
Zu hart, zu grauſam. Sie iſt ſtolz und edel;
Ich kenne ſie und fürchte nichts. Umſonſt
Verſuchſt du meine Hoffnungen zu ſchröcken.
Ich ſpreche meine Mutter.

Marquis.

Jetzt? Wozu?
Beim nahen Anblick der Gefahr? Umringt
Von wachenden Verrätern?

Karlos.

Mir gleichviel.
Ich habe jetzt nichts mehr zu ſchonen — muß
Mein Schickſal wiſſen. Sorge nur, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Und dieſen Brief willſt du
Ihr zeigen? Wirklich, willſt du das?

Karlos.

Befrage
Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Daß ich ſie ſpreche!

Marquis mit Bedeutung.

Sagteſt du mir nicht,
Du liebteſt deine Mutter? — du biſt willens,
Ihr dieſen Brief zu zeigen?

Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt.

Karl, ich leſe
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremde bis auf dieſen Tag — du wendeſt
Die Augen von mir? Warum wendeſt du
Die Augen von mir? . . . O ſo iſt es wahr?
So hab ich nicht umſonſt gezittert? — Dich
Entzückt der Brief, und des Gemahls Verbrechen
Iſt dir willkommen?

Karlos mit affektiertem Leichtſinn.

Was für ein Verbrechen?
Für ein Verbrechen — weiß ich — iſt mein Vater
Zu heilig.

Marquis.

Ich verſtehe. O mein Karl,
So höhnſt du unſre edelſten Gefühle.
Sehr wohl erinnerſt du dich noch, was wir
Sonſt über dieſe Heiligkeit beſchloſſen.
Jetzt flieheſt du die Strahlen beßrer Weisheit,
Weil Blindheit dich gewinnen macht . . . Ob ich
Denn wirklich recht geleſen? Laß doch ſehen —

Karlos gibt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn.

Karlos.

Was, biſt du raſend?

Mit gemäßigter Empfindlichkeit.

Wirklich — ich gesteh es —
An diesem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So schien es.

Darum zerriß ich ihn.

Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft ansieht. Langes Stillschweigen.

Verzeih mir, Karl.
Es gab kein anderes Mittel, unsre Freundschaft
Zu retten.

Karlos.

Sie zu retten?

Marquis.

Und ein Gleiches
Will ich von dir erwarten, Karl, lauf ich
Gefahr, mich deiner unwert zu beweisen.

Karlos einige Bitterkeit verbergend.

Ich muß es dulden, du hast recht, wenn du
Mir noch weit schlimmre Dinge sagst. . .

Marquis.

Was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit deiner — deiner Liebe denn zu schaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er gesündigt, wo du liebst? Vermissest
Doch noch Befriedigungen, die der Gattin
Empfindlichkeit vollenden soll? — Nun freilich
Lern ich dich fassen. O wie schlecht hab ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden.

Karlos unruhig.

Wie, Rodrigo? Was denkst du von mir?

Marquis.

Nein.

Spott will Gelaſſenheit. Ich habe keine
Und darf jetzt keine haben — O mein Karl!
Wo ſuch ich dich? Wo biſt du hingeflohen?
Kaum kenn ich deiner Stimme Klang. Wer hat
Die unglückſelige Duldung dich gelehrt?
Ein königlicher Greis, der glückliche
Gemahl des liebenswürdigſten der Weiber,
Entehrt ſich ſelbſt, die Unſchuld zu verderben.
Du überwindeſt deinen Schmerz. Warum?
Weil dieſer Frevel deinen Wünſchen ſchmeichelt.
O ſprich, kann eine tugendhafte Freude
Aus dieſem giftgen Beete blühn? Doch das
Iſt noch bei weitem nicht das Schlimmſte. Prüfe
In des Gewiſſens richterlicher Wage
Die Hoffnung, die dich ſchwindeln macht — Worauf
Iſt ſie gegründet? — — Hätte dieſer Brief
Dich wirklich zu dem Glücklichen gemacht,
Der du ſein möchteſt, o entſcheide ſelbſt,
Was wäre deine Königin? . . . Wie ſeltſam,
Welch ungeheurer Widerſpruch! Du ſchwörſt
Auf eines Mädchens Tugend, dem du Liebe
Verweigerteſt, und zweifelſt an der Ehre
Der einzigen, die du anbeteſt!

Karlos.

Sinnreich!
Ich muß geſtehen. In der Tat. Sehr ſinnreich.

Marquis mit Ernſt.

Nein, Karlos. Es iſt etwas mehr. Ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einſt,
Einſt wars ganz anders. Da warſt du ſo reich,
So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte

In deinem weiten Buſen Raum. Das alles
Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Träne,
Dem ungeheuren Schickſal der Provinzen
Nicht einmal eine Träne mehr — O Karl,
Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du niemand liebſt als dich!

Karlos wirft ſich in einen Seſſel . . . nach einer Pauſe mit kaum unterdrücktem Weinen.

Ich weiß,
Daß du mich nicht mehr achteſt.

Marquis.

Hörſt du denn,
Daß ich dir ſchmeichle? — Nicht ſo, Karl. Nicht alſo.
Ich kenne dieſe Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königin gehörte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mißtrauteſt du beſcheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer wert. Du wagteſt
Nur leiſe noch, das Urteil ganz zu ſprechen.
Der Brief entſchied. Der Würdige warſt du.
Mit ſtolzer Freude ſahſt du nun das Schickſal
Der Tyrannei, des Raubes überwieſen.
Du jauchzteſt, der Beleidigte zu ſein,
Denn Unrecht leiden ſchmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantaſie,
Dein Stolz empfand Genugtuung — dein Herz
Verſprach ſich Hoffnung. Sieh, ich wußt es wohl,
Du hatteſt diesmal ſelbſt dich mißverſtanden.

Karlos gerührt.

Nein, Rodrigo, du irreſt ſehr. Ich dachte

So edel nicht, bei weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchteſt.

Marquis.

Bin
Ich denn ſo wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
Wenn du verirreſt, ſuch ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu raten,
Die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
Wir beſſer uns verſtehen, wie ich meine,
Nun unterſchreib ich deinen Wunſch. Du ſollſt
Die Königin jetzt ſprechen — mußt ſie ſprechen —
Ich ſelbſt — ich gebe dir mein Wort — ich ſelbſt
Will es befördern.

Karlos ihm um den Hals fallend.

Bruder meiner Seele!
O wie erröt ich neben dir — Verzeihung!
Wie wenig bin ich deiner wert!

Marquis.

Weißt du
Denn ſo gewiß, ob nicht geheime Wünſche,
Nicht Furcht vielmehr und Eigennutz mich leiten?
— Doch davon, wenn es Zeit iſt, mehr. Du haſt
Mein Wort. Nun überlaß mir alles andre.
Ein wilder, ſchöner, ſchrecklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantaſie — Du ſollſt
Ihn hören, Karl, aus einem ſchönern Munde.
Ich dränge mich zur Königin. Vielleicht
Daß morgen ſchon der Ausgang ſich erwieſen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß ein Anſchlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menſchheit preßt, zehntauſendmal vereitelt,
Nie aufgegeben werden darf — Hörſt du?
Erinnre dich an Flandern!

Karlos.

Alles, alles,
Was du und hohe Tugend mir gebieten.

Marquis.

Und jetzt die einzge Bitte noch. — So drängend
Auch Ungeduld und Leidenschaft dich mahnen,
Erwarte ruhig den Erfolg. Versprich,
Nichts ohne deinen Bruder zu beschließen.
Versprichst du dieses?

Karlos.

Ja, aufs heiligste.

Marquis geht an ein Fenster.

Die Zeit ist um. Ich höre dein Gefolge.

Sie umarmen sich.

Jetzt wieder Kronprinz und Vasall.

Karlos.

Du fährst
Sogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Karlos.

Halt! Noch ein Wort!
Wie leicht war das vergessen! — Eine Nachricht,
Dir äußerst wichtig — Briefe nach Brabant
Erbricht der König. Sei auf deiner Hut.
Die Post des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Befehle —

Marquis.

Wie erfuhrst du das?

Karlos.

Dom Raimond
Von Taxis ist mein guter Freund.

Marquis nach einigem Stillſchweigen.

Auch das!
So nehmen ſie den Umweg über Deutſchland!
Sie gehen ab zu verſchiedenen Türen.

Dritter Auftritt.

Das Schlafzimmer des Königs. Eine Niſche, vor welche Gardinen gezogen ſind. Auf dem Nachttiſch zwei brennende Lichter. Im Hintergrund des Zimmers einige Pagen, auf den Knien eingeſchlafen. Der König, von oben herab halb ausgekleidet, ſteht vor dem Tiſche, einen Arm über den Seſſel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König in einen tiefen Traum verloren.

Daß ſie Bedürfnis haben muß . . . wer kann
Es leugnen? Nie konnt ich ihr Liebe geben,
Und dennoch — ſchien ſie Mangel je zu fühlen?
So iſts erwieſen, ſie iſt falſch.

Hier macht er eine Bewegung, welche ihn zu ſich ſelbſt bringt. Er ſieht mit Befremdung auf.

Wo war ich?
Wacht denn hier niemand als der König? . . . Was?
Die Lichter ſchon herabgebrannt? Doch nicht
Gar Morgen ſchon?

Er läßt eine Uhr repetieren — es ſchlägt vier.

Ich bin um meinen Schlummer.
Beſcheide dich, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen,
Jetzt bin ich wach, und Tag ſoll ſein.

Er löſcht die Lichter und öffnet eine Fenſtergardine — indem er auf- und niedergeht, bemerkt er die ſchlafenden Knaben und bleibt eine Zeitlang ſchweigend vor ihnen ſtehen; darauf zieht er die Glocke.

Schläfts irgend
Vielleicht in meinem Vorſaal auch?

Vierter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma mit Beſtürzung, da er den König gewahr wird.
Befinden
Sich Ihro Majeſtät nicht wohl?

König.
Nicht wohl?
Wovon? Habt Ihr vielleicht beſondre Gründe
Dies zu befürchten?

Lerma.
Keinen, mein Monarch!
Als was ich eben ſehe. Es iſt Morgen
Und Ihro Königliche Majeſtät
Noch angekleidet oder ſchon.

König.
Im linken
Pavillon war Feuer. Hörtet Ihr
Den Lärmen nicht?

Lerma.
Nein, Ihro Majeſtät.

König.
Nein? Wie? Und alſo hätt ich nur geträumt?
Das kann von ohngefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königin?

Lerma.
Ja, Ihro Majeſtät.

König.
Der Traum erſchröckt mich.
Man ſoll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört Ihr? ſobald es Abend wird . . . Doch ganz,
Ganz in geheim — ich will nicht haben, daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihro Majeſtät
An ein koſtbares Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
In ſolchen Mienen leſen würden — Nur
Zwei kurze Morgenſtunden Schlafs —

König mit zerſtörten Blicken.

Schlaf?
Schlaf ſind ich in Eskurial . . . Solange
Der König ſchläft, iſt er um ſeine Krone,
Der Mann um ſeines Weibes Herz. Der Schlaf
Der Könige macht Königinnen fruchtbar
Und Greiſe noch zu Vätern . . . Gift und Tod!
Hinweg —

Lerma.

Befehlen Ihro Majeſtät,
Daß ich die Edelknaben wecke?

König.

Laß
Sie ſchlafen. Sie gefallen mir ſo beſſer.
Ich traue Menſchen gerne, wenn ſie ſchlafen.
Der hier vergißt mirs, wenigſtens ſolange
Er ſchläft, daß ſeines Vaters Blut durch mich
Auf dem Schafott gefloſſen iſt . . . Und ſo
Bin ich bedient? In meinen Reichen allen
Fand niemand ſich mich zu bewachen, niemand
In allen, als der Miſſetäter Söhne,
Die ich zum Tode bringen ließ?

Lerma.

Es ſind
Ja Kinder, Ihro Majeſtät —

König.

Noch beſſer.

Laßt aus Neapel Freudentöchter holen,
Gebt ſie der Königin zu Frauen . . . O
Hinab mit der Erinnerung . . . Weg! Weg!
Ich will allein ſein.

Lerma will gehen. Der König folgt ihm mit den Augen und ruft ihn zurück.

Doch es iſt vielleicht
Mein guter Engel, den ich von mir weiſe?
Bleibt, Graf von Lerma . . . Sagt mir, aber ſagt
Mir Wahrheit — Wahrheit, ich belohne Euch
Die Lüge nicht . . . Hat man Euch auch davon
Erzählt?

Lerma.

Erzählt wovon, mein König?

König.

Nein, es iſt Läſtrung — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüſterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen
Iſt nicht gewiß, bis mirs ein Mann bekräftigt.

Zu den Pagen, welche ſich unterdeſſen ermuntert haben.

Schickt nach Toledo! Pagen gehen.

Tretet näher, Graf . . .
Iſts wahr? . . . Er bleibt forſchend vor dem Grafen ſtehen.
O eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit . . . In ganz Kaſtilien
Bin ich der einzige vielleicht, der hier
Nur fürchtet . . . Schwört mir, iſt es wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ichs? Iſt es wahr?

Lerma.

Mein guter,
Mein teurer König —

König.

König! König nur
Und wieder König . . . Keine beſſre Antwort
Als leeren hohlen Widerhall? Ich ſchlage
An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
Für meinen heißen Fieberdurſt — er gibt
Mir glühend Gold.

Lerma.

Was ſollte wahr ſein? was?

König.

Nichts. Nichts. Fragt mich nicht weiter. Geht.

Der Graf will ſich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.

Graf Lerma,
Ihr ſeid vermählt? Seid Vater?

Lerma.

Ja, mein König.

König.

Vermählt, und könnt es wagen, eine Nacht
Bei Eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Iſt ſilbergrau, und Ihr errötet nicht,
An Eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hauſe. Eben trefft Ihr ſie
In Eures Sohns blutſchändriſcher Umarmung.
Glaubt Eurem König, geht . . . Ihr ſteht beſtürzt?
Ihr ſeht mich mit Bedeutung an? . . . Weil ich,
Ich ſelber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, beſinnt Euch. Königinnen
Beflecken ihre Tugend nicht. Ihr ſeid
Des Todes, wenn Ihr zweifelt . . .

Lerma mit Hitze.

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs, wer
Iſt frech genung, mit giftigem Verdacht

Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beſte Königin ſo tief —

König.

Die beſte?
Und Eure beſte alſo auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find ich,
Das muß ihr viel gekoſtet haben — mehr
Als mir bekannt iſt, daß ſie geben kann.
Die beſte? wirklich? — — Von der beſten ſpricht
Kein zweiter Mann, das überlegt, Graf Lerma.
Ihr ſeid entlaſſen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Ich hör ihn ſchon im Vorſaal —
Im Begriff zu gehen.

König mit gemildertem Ton.

Graf — was Ihr
Vorhin bemerkt, iſt doch wohl wahr geweſen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht . . Vergeßt,
Was ich im wachen Traum geſprochen. Hört Ihr?
Vergeßt es. Ich bin Euer gnädger König.

Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe. Lerma geht und öffnet dem Herzog von Alba die Türe.

Vierter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba nähert ſich dem König mit ungewiſſer Miene.

Ein mir ſo überraſchender Befehl —
Zu dieſer außerordentlichen Stunde?

Er ſtutzt, wie er den König genauer betrachtet.

Und dieſer Anblick . . .

König hat ſich niedergeſetzt und das Medaillon auf dem Tiſche ergriffen; er ſieht den Herzog eine lange Zeit ſchweigend an.

Alſo wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

Alba ſteht betreten ſtill.

Wie?

König.

Ich bin aufs tödlichſte gekränkt — man weiß es.
Und niemand, der mich warnte.

Alba mit einem Blick des Erſtaunens.

Eine Kränkung,
Die meinem König gilt und meinem Aug
Entgangen iſt?

König.

Nein! Unter Euren Augen
Erduld ich ſie, und Ihr verhehlt! . . . Ihr hättet
So ſtumpfen Blick für Sünden eines andern?
Ihr hättet mir aus Edelmut, aus Stolz,
Die wichtige Entdeckung vorenthalten,
Die Euren fürchterlichſten Feind vertilgt?
Ich glaub es kaum. Ich kenn Euch beſſer . . . Herzog,
Ihr ſchwiegt, weil der verſtohlene Triumph,
Mein Schickſal zu beklagen, Eurem Stolze
Noch weit, weit ſüßer war, als Eurer Rache
Des Nebenbuhlers Untergang. Ihr habt
Es reiflich bei Euch überlegt, daß hier
Das größre Übel Schweigen iſt — drum ſchwiegt Ihr.

Alba.

So ſei die Gunſt des Königs mir verloren,
Wenn ich den Inhalt dieſes Vorwurfs . . .

König zeigt ihm das Medaillon.

Kennt
Ihr dies Bild?

Alba.

Es iſt nicht zu verfehlen.
Dom Karl —

König zeigt ihm die Briefe.

Und kennt Ihr dieſe Hand?

Alba.

Es iſt
Dom Karlos Hand —

König.

Pauſe, worin er den Herzog ſcharf beobachtet.

Vermutet Ihr noch nichts? —
Ihr habt vor ſeinem Ehrgeiz mich gewarnt?
Wars nur ſein Ehrgeiz? Dieſer nur, wovor
Ich zittern ſollte?

Alba.

Ehrgeiz iſt ein großes —
Ein weites Wort, worin unendlich viel
Noch liegen kann.

König.

Und wißt Ihr nichts Beſondres
Mir zu entdecken?

Alba nach einigem Stillſchweigen, mit verſchloſſener Miene.

Eure Majeſtät
Vertrauten meiner Wachſamkeit die Krone.
Der Krone hab ich meine leiſeſten
Befürchtungen verpfändet. Was ich ſonſt
Vermute, denke oder weiß, gehört
Mir eigen zu. Es ſind geheiligte
Beſitzungen, die der verkaufte Sklave
Wie der Vaſall den Königen der Erde
Zurückzuhalten Vorrecht hat. — — Nicht alles,
Was klar vor meiner Seele ſteht, iſt reif
Genug für meinen König. Will er doch
Befriedigt ſein, ſo muß ich bitten, nicht
Als Herr zu fragen.

König gibt ihm die Briefe.

Leſt.

Alba lieſt und wendet ſich erſchrocken gegen den König.

Wer war

Der Raſende, dies unglückſelge Blatt
In meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?
So wißt Ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name
Iſt, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba betroffen zurücktretend.

Ich war zu ſchnell.

König.

Ihr wißt?

Alba nach einigem Bedenken.

. . . Es iſt heraus.
Mein Herr befiehlt . . . ich darf nicht mehr zurücke . .
Ich leugn es nicht — ich kenne die Perſon.

König aufſtehend in einer ſchrecklichen Bewegung.

O einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott! — — — So klar,
So weltbekannt, ſo laut iſt das Verſtändnis,
Daß man, des Forſchens Mühe überhoben,
Schon auf den erſten Blick es rät — Das iſt
Zuviel! Das hab ich nicht gewußt! Das nicht!
Ich alſo bin der letzte, der es findet!
Der letzte durch mein ganzes Reich —

Alba.

Weil man
Nur vor dem königlichen Auge zittert,
Für dieſes nur die Maske ſpart — wozu
Sich vor der Sklaven Wachſamkeit verkriechen,
Wenn man gewiß ſein kann, daß der Monarch
Beſchloſſen hat, nur ſeinem Aug zu glauben?
Nicht unſerm Forſchen — der Vermeſſenheit,
Dem ſtolzen Taumel des Infanten, der
Sich nicht geſcheut, mit dieſem ſtrafbaren

Verſtändniſſe zu prahlen, danken wir
Die frühere Entdeckung — Kaum bezwangen
Wir die gerechte Wallung unſers Zorns,
Die Ehre Eurer Majeſtät ſo laut,
So öffentlich verletzt zu ſehen!

König.

Laut!

Alba.

Zu hören, wie ſein ausgelaßner Witz
Selbſt ſeines Vaters heilige Perſon
Mißhandelte — in Gegenwart ſogar
Der Königin mißhandelte. Jüngſt ſprach
Man von dem Vorſatz Eurer Majeſtät,
Das Königreich perſönlich zu durchreiſen.
Er foderte ein Blatt Papier und ſchrieb

Er ſucht in einer Brieftaſche.

Dies beißende Pasquill, das er die Reiſen
Dom Philipps nannte.

König durchblättert es.

„Reiſe von dem Garten
Buenretiro nach Eskurial;
Vom Prado nach Aranjuez.“

Der König legt das Papier ſtillſchweigend nieder.

Alba nach einer Pauſe, worin er ſeine Antwort erwartet.

Wer gegen
Die Majeſtät des Königs und in ſeiner
Gemahlin Beiſein dieſe Scherze ſich
Erlauben darf, muß in genaueren
Verbindungen —

König nachdem er einigemal mit ſtarken Schritten auf- und nieder-gegangen.

Und jetzt — erſt jetzt, Toledo,
Erfahr ich das? Bis heute konntet Ihr

In meinem Schlummer mich verharren laſſen?
Ihr, den ich meinen Freund genannt? Der mir
Ein treuer Spiegel immer war von allen
Gedanken, die in meinen Reichen keimen,
Ihr konntet diesmal mir —

Alba wirft ſich dem König zu Füßen.

Ja, ich bekenne
Mich ſchuldig, gnädigſter Monarch. Ich ſchäme
Mich einer feigen Klugheit, die mir da
Zu ſchweigen riet, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich beſtürmten . . . Weil doch alles
Verſtummen will — weil Furcht vor einem Weibe,
Weil die allmächtige Bezauberung
Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So ſeis gewagt; ich rede, weiß ich gleich,
Daß eines Sohns einſchmeichelnde Beteurung,
Daß die verführeriſchen Reizungen,
Die Tränen der Gemahlin laut genug
Mich überſtimmen werden — daß ſogar
Die Freundſchaft meines Königs vor dem Zorne
Der Schönheit mich nicht ſchützen kann — vielleicht
Nur eine Nacht —

König raſch und heftig.

Eh wird ſie mit dem Tode
Zu Bette gehen. Stehet auf! Ihr habt
Mein königliches Wort . . . Wißt Ihr noch mehr?
Sprecht unerſchrocken.

Alba aufſtehend.

Eure Majeſtät
Beſinnen ſich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Die Königin, von allen ihren Damen

Verlaſſen — mit zerſtörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

König.

Ha!
Was werd ich hören? Weiter —

Alba.

Die Marquiſin
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil ſie Großmut genug beſaß, ſich ſchnell
Für ihre Königin zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquiſin hatte
Nicht mehr getan, als ihr befohlen worden.
... Der Prinz war dort geweſen.

König ſchrecklich auffahrend.

Dort geweſen!
Doch alſo —

Alba.

Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieſer Laube
Nach einer Grotte ſich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermißte,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Dem Prinzen dort begegnet, und das war,
Beinah auf die Minute ausgerechnet,
Dieſelbe Zeit, wo Ihro Majeſtät
Sich in der Laube zeigten.

König aus einem finſtern Nachſinnen zurückkommend.

Und ſie weinte,
Als ich Befremdung blicken ließ? Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröten!
Erröten vor mir ſelbſt! — Bei Gott! Ich ſtand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend! —

Eine lange und tiefe Stille. Er ſetzt ſich nieder und verhüllt das Geſicht.

Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen . . . Laßt
Mich einen Augenblick allein.

Alba.

Mein König,
Selbſt das entſcheidet noch nicht ganz —

König nach den Papieren greifend.

Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieſer laute
Zuſammenklang verdammender Beweiſe?
— O es iſt klarer als das Licht. . . Was ich
Schon lange Zeit vorausgewußt. . . Der Frevel
Begann ſchon da, als ich von Euren Händen
Sie in Madrid zuerſt empfing — Noch ſeh ich
Mit dieſem Blick des Schreckens, geiſterbleich,
Auf meinen grauen Haaren ſie verweilen.
Da fing es an, das falſche Spiel!

Alba.

Dem Prinzen
Starb eine Braut in ſeiner jungen Mutter.
Schon hatten ſie mit Wünſchen ſich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verſtanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War ſchon beſiegt, die Furcht, die ſonſt das erſte
Geſtändnis zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verſchwiſtert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten ſie
Den Wallungen der Leidenſchaft ſo dreiſter.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Iſt es zu glauben, mein Monarch, daß ſie
Dem Staatsrat dieſe Vollmacht zuerkannte?

Daß ſie die Lüſternheit bezwang, die Wahl
Des Kabinetts aufmerkſamer zu prüfen?
Sie war gefaßt auf Liebe und empfing
... Ein Diadem.

König beleidigt und mit Bitterkeit.

Ihr unterſcheidet ſehr ...
Sehr weiſe, Herzog. Ich bewundre Eure
Beredſamkeit. Ich dank Euch.

Aufſtehend, kalt und ſtolz.

Ihr habt recht.
Die Königin hat ſehr gefehlt, mir Briefe
Von dieſem Inhalt zu verbergen — mir
Die ſtrafbare Erſcheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falſcher Großmut ſehr gefehlt. Ich werde
Sie zu beſtrafen wiſſen.

Er zieht die Glocke.

Wer iſt ſonſt
Im Vorſaal? — Eurer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

Alba.

Sollt ich
Durch meinen Eifer Eurer Majeſtät
Zum zweitenmal mißfallen haben?

König zu einem Pagen, der hereintritt.

Laßt
Domingo kommen.

Der Page geht ab.

Ich vergeb es Euch,
Daß Ihr beinahe zwei Minuten lang
Mich ein Verbrechen hättet fürchten laſſen,
Das gegen Euch begangen werden kann.

Alba entfernt ſich.

Fünfter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König geht etlichemal auf und ab, ſich zu ſammeln.

Domingo tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert ſich dem König, den er eine Zeitlang mit feierlicher Stille betrachtet.

Wie froh erſtaun ich, Eure Majeſtät
So ruhig, ſo gefaßt zu ſehn.

König.

— Erſtaunt Ihr —

Domingo.

Der Vorſicht ſeis gedankt, daß meine Furcht
Doch alſo nicht gegründet war! Nun darf
Ich um ſo eher hoffen.

König.

Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

Domingo ſchweigt wieder ſtill und wirft einen bedeutenden Blick auf den Tiſch, wo das Medaillon und die Briefe liegen.

Alles wenigſtens
Von einem zürnenden Gemahl.

Der König ſieht ihn befremdet und unwillig an.

Ich darf
Nicht leugnen, Eure Majeſtät, daß ich
Um ein Geheimnis weiß . . .

König finſter.

Hab ich denn ſchon
Den Wunſch geäußert, es mit Euch zu teilen?
Wer kam ſo unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bei meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch,
Der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,

Spricht wenigſtens von dieſer Schuld mich frei.
Am Beichtſtuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Miſſetat — die das empfindliche
Gewiſſen der Entdeckerin belaſtet
Und Gnade bei dem Himmel ſucht. Zu ſpät
Beweint die Fürſtin eine Tat, von der
Sie Urſach hat, die fürchterlichſten Folgen
Für ihre Königin zu ahnden.

König.

Wirklich?
Das gute Herz! . . . Ihr habt ganz recht vermutet,
Weßwegen ich Euch rufen ließ. Ihr ſollt
Aus einem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worein mich blinder Eifer, Eigennutz
Geworfen hat — Hier liegen Zeugniſſe,
Die meine Gattin, meinen Sohn verdammen,
Noch andere weiß ich, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen — Aber ſchwer, Domingo,
Schwer wird es mir, an eines nur zu glauben.
So tief, als man die Königin bezichtigt,
Herabzuſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehe heilge Bande nicht, zerreißt
Die Sittlichkeit den Schleier nicht. Das Blut,
Das ſtolzer fließt in königlichen Adern,
Verſchmäht das Gift der lüſternen Begierde,
Die nur in Sklavenherzen brennt. . . Wer endlich,
Wer klagt ſie an? Dasſelbe feile Weib,
Das kaum zuvor den Gürtel ſeiner Ehre
Mir hinzugeben nicht errötet hatte.
Ein würdges Zeugnis gegen meine Gattin
Und Königin! — Und wenn ſie fähig ſollte
Geweſen ſein, ſo tief ſich zu entehren,

Sie — ſie — o wie viel mehr iſt mir zu glauben
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet!
Mein Weib iſt mehr wert als ſie alle. Haßt
Nicht Herzog Alba meinen Sohn und ſie?
Ihr kennt den Menſchen auch und ſeid gerechter.
Von Euch erwart ich Wahrheit. Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben? was beſchließen?
Von Eurem Amte fodr ich Wahrheit.

Domingo.

Wenn
Auch meines Standes Mildigkeit mir nicht
Die ſüße Pflicht der Schonung auferlegte,
Doch würd ich Eure Majeſtät beſchwören,
Um Ihrer Ruhe willen Sie beſchwören,
Bei dem Entdeckten ſtillzuſtehn — das Forſchen
In ein Geheimnis ewig aufzugeben,
Das niemals freudig ſich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt iſt, kann vergeben werden,
Ein Wort des Königs — und die Königin
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederſchlagen,
Die ſich die Läſterung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von mir und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerte Lügen! Ich beſchwör es.
Doch freilich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks — und wär er noch ſo unerwieſen —
Bedeutend wie die Wahrheit wird.

König.

Bei Gott!

Und hier gerade wär es — —

Domingo.

Guter Name

Iſt das koſtbare einzge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß — —

König.

Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden ſoll?

Er ruht mit ungewiſſem Blick auf Domingo. Nach einer Pauſe.

Kaplan,
Ich ſoll noch etwas Schlimmres von Euch hören;
Verſchiebt es nicht. Schon lange les ich es
In dieſem unglückbringenden Geſichte.
Heraus damit. Seis, was es wolle. Laßt
Nicht länger mich auf dieſer Folter beben.
Es iſt ein harter Augenblick und dann vorbei.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Noch einmal, mein Monarch,
Das Volk kann irren — irrt gewiß. Was es
Behauptet, darf den König nicht erſchüttern:
Nur daß es ſoweit ſchon ſich wagen durfte,
Das zu behaupten — —

König ungeduldig.

Was? . . . Muß ich ſo lange
Um einen Tropfen Gift Euch bitten? . . Was?

Domingo.

Dem Volk, das gern in dem Kalender blättert,
Fällt ein beſondrer Umſtand auf. Es findet
Den unglücksvollen Monat angeſchrieben,

Der Eure Königliche Majeſtät
Dem Tode nahe brachte. . . Dreißig Wochen
Nach dieſem lieſt es von der glücklichen
Entbindung ſeiner — —

König iſt ohnmächtig auf den Seſſel zurückgeſunken. Domingo erſchrocken auf ihn zuſtürzend.

Gott — was iſt das? Hilfe!

Er zieht die Glocke.

Toledo — Lerma —

Sechſter Auftritt.

Der König. Domingo. Herzog Alba.

Alba ſtürzt in das Zimmer.

Hilfe wird gerufen.

Domingo.

Der König . . . Eilt!

Alba.

Der König! Welcher Zufall!

König ſchlägt die Augen auf.

Wo war ich?

Domingo.

Er erholt ſich. Bleibt. Es iſt
Vorüber . . . Eure Majeſtät —

König noch wie im Traume.

Ha! Recht!
Solch eine Stimme wars, die meine Tochter
Zum Baſtard machte.

Alba.

Nicht ſo, beſter König.

König.

Ihr auch da? O Euch ſchickte mir die Gnade!
Ihr ſeid ein Mann — ſchützt mich vor dieſem Prieſter.

Er lehnt ſich an den Herzog.

Alba.

Beſinnen Sie ſich, mein Monarch.

König, er erkennt den Herzog und weicht einen Schritt zurück.

Was tu ich?
Bin ich in ſolchen Händen? — Einer Schlange
Will ich bei einem Krokodil entlaufen?
Sonſt alſo hab ich keine Wahl? — Sonſt keine?
Allgütge Vorſehung — da ſteh ich arm
Und einſam! Keines guten Menſchen Buſen,
Wo ich mein Haupt zur Ruhe könnte wiegen!

Domingo, er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blicke und ſchweigen. Endlich wendet ſich Domingo zum König.

Wenn wir voraus es hätten wiſſen können,
Daß dieſe Nachricht an dem Überbringer
Geahndet werden ſollte —

König ohne ihn anzuſehen auf einem Gedanken geheftet.

Baſtard, ſagt Ihr,
Ein Baſtard wär es, was ich Tochter nannte?
Ich war, ſagt Ihr, vom Tode kaum erſtanden,
Als ſie ſich Mutter fühlte . . . Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
Als Ihr mit allen Prieſtern Eures Ordens
Den heiligen Dominikus an allen
Altären für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? . . . Was damals Wunder
Geweſen, iſt es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals oder heute mir gelogen?
An was verlangt Ihr, daß ich glauben ſoll?
Ihr werdet blaß? Ihr ſteht verlegen? . . . Habe
Ich Euch ergriffen, Prieſter? Hoffet nicht
Mit glatter Schlangenhaut Euch loszuwinden.
Sagt mir die Wahrheit, Prieſter . . . Gibt es Wunder?

Ich falle ab von Eurem Glauben, wenn
Ihr es verneinet.

Domingo nach einem verlegenen Beſinnen.

Nur alsdann, mein König,
Wenn die Geſetze der Natur ſich unſerm
Verſtand entziehn, nimmt unſre Dankbarkeit
Zur Gnade ihre Zuflucht. Wunder wirkt
Der Himmel nie, wenn ſie entbehrlich ſind!

König.

O! des verſchlagnen Weltmanns, der für jeden
Beſondern Fall auch eine neue Klugheit
Und eine neue Zunge hat — der heute
Durch Lügen ſeinem Schöpfer dient und morgen
Ihn drängenderen Lügen wieder opfert.
O! ich durchſchau Euch. Wäre das Komplott
Schon damals reif geweſen — — ja, dann war
Der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba das Wort mit Empfindlichkeit auffaſſend.

Komplott!

Domingo.

Komplott! Welch kränkender Verdacht!

König.

Ihr ſolltet
Mit dieſer beiſpielloſen Harmonie
Jetzt in derſelben Meinung euch begegnen
Und doch nicht einverſtanden ſein? — Mich wollt
Ihr das bereden?? Mich? — Ich ſoll etwa
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euren Raub euch ſtürztet,
Wie künſtlich ihr den Rückweg mir geſperrt,
Mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort

Der Herzog brennt, der Gunſt zuvorzueilen,
Die meinem Sohn verſprochen war? Wie gerne
Der fromme Mann hier ſeinen kleinen Groll
Mit meinem königlichen Zorn bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur ſpannen dürfte nach Gefallen? — —
Kleinkluge Geiſter, die ihr Leidenſchaft
Mit einer Meßſchnur zu umſchreiben — Menſchen
Gleich einer Uhr zu ſtellen denkt! Ihr habt
In eurer Rechnung diesmal euch betrogen.
Noch hab ich meinen Willen auch. So leicht
Als ein Akkord dem Griff des Lautenſpielers,
Steht euch mein Geiſt nicht zu Gebote. Wenn
Ich zweifeln ſoll, ſo laßt mich wenigſtens
Bei euch den Anfang machen.

Alba.

Dieſe Deutung
Hat unſre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Rachgier ſpricht von den begangenen.
Laßt hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienſtfertigkeit? . . . Iſt, was ihr vorgebt, wahr —
Was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde,
Der Rache trauriger Triumph? . . . Doch nein!
Ihr fürchtet nur . . . Ihr gebt mir ſchwankende
Vermutungen — Am Abſturz einer Hölle
Laßt ihr mich ſtehen und entflieht.

Domingo.

Sind andre
Beweiſe möglich, wo das Auge ſelbſt
Nicht überwieſen werden kann?

König nach einer tiefſinnigen Stille — indem er ſich ernſt und feierlich gegen Domingo wendet.

Ich will
Die Großen meines Königreichs verſammeln
Und ſelber zu Gerichte ſitzen — Tretet
Heraus vor allen, habt Ihr Mut, und klaget
Als Ehebrecherin ſie an. Ich ſchwör Euch,
Sie ſoll des Todes ſterben — ohne Rettung —
Sie und mein Sohn ſoll ſterben! — Aber merkt Euch!
Zuvor — Ihr ſelbſt! Ihr, weil Ihr mich gezwungen,
Mit meiner Gattin, meines Kindes Blut
Den Thron und meine Hände zu beſudeln.
. . . Das habt Ihr nicht berechnet, daß dem Arme,
Der Sohn und Weib erſchlug, des Wurmes Leben
Nicht heilig ſein wird — daß für ſolche Dienſte
Ein ſolcher Lohn bereitet liegt? . . . Wollt Ihr
Die Wahrheit durch ein ſolches Opfer ehren?
Entſchließet Euch — — Ihr wollt nicht? Ihr verſtummt?
Ihr wollt nicht? — Das iſt eines Lügners Eifer.

Alba, der ſtillſchweigend in der Ferne ſteht, antwortet kalt und ruhig.

Ich will es.

König dreht ſich erſtaunt um und ſieht den Herzog eine Zeitlang ſtarr an.

Das iſt kühn
Nach einigem Nachdenken.
Doch mir fällt ein,
Daß Ihr in ſcharfen Schlachten Euer Leben
An etwas weit Geringeres gewagt,
Mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Iſt Euch das Leben? Welchen Reiz kann es
Für Euresgleichen haben, die in Ketten

Empfangen worden? — Königliches Blut
Geb ich dem Rasenden nicht preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Dasein
Erhaben aufzugeben — — Euer Opfer
Verwerf ich. Geht.

Nach einigem Stillschweigen.

Geht — und im Audienzsaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

Beide treten ab.

Siebenter Auftritt.

Der König allein.

Folgt beiden mit den Augen, bis sie verschwunden sind — wie er sich allein sieht, geht er mit raschen Schritten auf und nieder und bleibt endlich gedankenvoll stehen.

Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht.
Du hast mir viel gegeben — mehr, als bei
Der gleichen Teilung unter deine Kinder
Mir billig werden sollte. Schenke mir
Jetzt einen Menschen . . . Du, du bist allein,
Denn deine Augen prüfen das Verborgne —
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht wie du allwissend. Die Gehilfen,
Die du mir zugewiesen hast — was sie
Mir sind, weißt du. Was sie verdienen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laster,
Beherrscht vom Zaume, ziehen meinen Wagen,
Wie deine Wetter die Natur — Jetzt brauche
Ich einen guten Menschen — brauch ihn mehr
Und drängender als alles Glück, das du
In meines Lebens schmales Bette preßtest.
Ich brauche Wahrheit — ihre stille Quelle

Im dunkeln Schutt des Irrtums aufzugraben
Iſt nicht das Los der Könige. Gib mir
Den ſeltnen Mann mit reinem offnen Herzen,
Mit hellem Geiſt und unbefangnen Augen,
Der mir ſie finden helfen kann. Ich ſchütte
Die Loſe auf. Laß unter Tauſenden,
Die um der Hoheit Sonnenſcheibe flattern,
Den einzigen mich finden.

Er öffnet eine Schatulle, die ſehr ſtark verſchloſſen iſt und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darin geblättert.

Bloße Namen —
Nur Namen ſtehen hier und nicht einmal
Erwähnung des Verdienſts, dem ſie den Platz
Auf dieſer Tafel danken . . . und was iſt
Vergeßlicher als Dankbarkeit? . . . Doch hier
Auf dieſer andern Tafel les ich jede
Vergehung pünktlich beigeſchrieben. Wie?
Das iſt nicht gut. Braucht etwa das Gedächtnis
Der Rache dieſe Hilfe noch?

Er lieſt weiter.

Graf Egmont,
Was will der hier? . . . Der Sieg bei St. Quentin
War längſt verwirkt. Ich werf ihn zu den Toten.

Er löſcht dieſen Namen aus und ſchreibt ihn auf die andere Tafel. Nachdem er weiter geleſen.

Marquis von Poſa . . . Poſa? . . Poſa? Kann
Ich dieſes Namens mich doch nicht beſinnen.
Und zweifach angeſtrichen . . . ein Beweis,
Daß ich zu großen Zwecken ihn beſtimmte!
Und, war es möglich? dieſer Menſch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? Vermied
Die Augen ſeines königlichen Schuldners?
Bei Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten

Der einzge Menſch, der meiner nicht bedarf!
Beſäß er Habſucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längſt vor meinem Thron erſchienen.
Wag ichs mit dieſem Sonderling? . . . Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

Er geht ab.

Der Audienzſaal.

Achter Auftritt.

Dom Karlos im Geſpräch mit dem Prinzen von Parma auf- und abgehend. Die Herzoge von Alba, von Feria und Medina Sidonia. Der Graf von Lerma und mehrere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia, von allen umſtehenden Granden ſichtbar vermieden, wendet ſich zum Herzog von Alba, welcher allein und in ſich gekehrt auf- und abgeht.

Sie haben ja den Herrn geſprochen, Herzog,
Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia ſetzt ſich ermattet nieder.

Im Feuer
Des engliſchen Geſchützes war mirs leichter
Als jetzt auf dieſem Pflaſter.

Karlos, welcher bisher mit verſtohlener Teilnahme auf ihn geblickt hat, nähert ſich ihm jetzt und drückt ihm ſtillſchweigend die Hand.

Medina Sidonia ſteht auf und ſieht den Prinzen gerührt an.

Warmen Dank
Für dieſe großmutsvolle Träne, Prinz.
Sie ſehen, wie mich alles flieht. Nun iſt
Mein Untergang beſchloſſen.

Karlos.

Hoffen Sie
Das Beſte, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unſchuld.

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erſchien. Was iſt
Ein Kopf wie dieſer gegen ſiebenzig
Verſunkne Gallionen? — — — Aber, Prinz — —
Fünf Söhne, brav und hoffnungsvoll, wie Sie —
Das bricht mein Herz — —

Er verbirgt das Geſicht.

Neunter Auftritt.

Der König kömmt angekleidet heraus. Die Vorigen. Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem ſie einen halben Kreis um den König bilden.

König den ganzen Kreis flüchtig durchſchauend.

Bedeckt euch!

Karlos und der Prinz von Parma nähern ſich zuerſt und küſſen dem König die Hand.

König ohne ſeinen Sohn bemerken zu wollen, wendet ſich mit Freundlichkeit zum Prinzen von Parma.

Eure Mutter, Neffe,
Will wiſſen, wie man in Madrid mit Euch
Zufrieden ſei — —

Parma.

Das frage ſie nicht eher
Als nach dem Ausgang meiner erſten Schlacht.

König.

Gebt Euch zufrieden. Auch an euch wird einſt
Die Reihe ſein, wenn dieſe Stämme brechen.
. . . Was bringt Ihr mir?

Herzog von Feria tritt hervor und beugt ein Knie vor dem König.

Der Großkomtur des Ordens
Von Calatrava ſtarb an dieſem Morgen.
Hier folgt ſein Ritterkreuz zurück.

König nimmt den Orden und ſieht im ganzen Zirkel herum.

Wer wird
Nach ihm am würdigſten es tragen?

Er winkt Alba zu ſich und hängt ihm den Orden um, indem ihm dieſer die Hand küßt.

Herzog,
Ihr ſeid mein erſter Feldherr.

Leiſer zu ihm.

Seid nie mehr,
So wird Euch meine Gnade niemals fehlen.

Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.

Sieh da! Mein Admiral!

Medina Sidonia nähert ſich wankend und kniet vor dem König nieder, mit geſenktem Haupt.

Das, großer König,
Iſt alles, was ich von der ſpanſchen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König nach einigem Stillſchweigen.

Gott
Iſt über mir ... Ich habe gegen Menſchen,
Nicht gegen Sturm und Klippen ſie geſendet.
Seid mir willkommen in Madrid ...

Er hebt ihn auf.

Und Dank,
Daß Ihr in Euch mir einen würdgen Diener
Erhalten habt ... Für dieſen, meine Granden,
Erkenn ich ihn — will ich erkannt ihn wiſſen!

Karlos geht mit lebhafter Freude auf den Herzog zu und umarmt ihn.

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München auf Hadernpapier von Hoffmann und Engelmann in Neustadt a. d. H. in der Offizin W. Drugulin in Leipzig im März und April 1911. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzmaroquin gebunden.

123553

LG
S334Hoe

Schiller, Friedrich von
Schillers sämtliche Werke. «Horenausgabe...
Hrsg. von Conrad Höfer. vol.3.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU